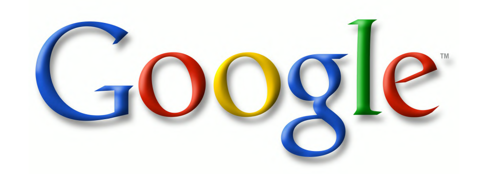
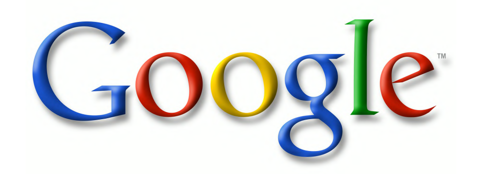
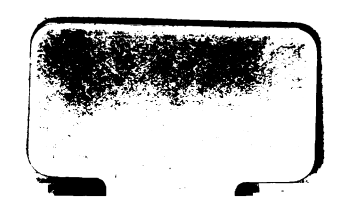







DOMI-
NUS
ILLU
MINA
TIO
MEA
Taylor Institution.



Der

Sprichwörtergarten

von

K. F. W. Wander.

Der
Sprichwörtergarten.

Oder:

kurze und faßliche Erklärung von
500 Sprichwörtern,

ein Lesebuch für die Jugend, ein Handbuch für Lehrer, welche die Sprichwörter als moralisches Bildungsmittel und als Stoff zu Denkübungen benützen wollen.

Von

K. F. W. Wander.

Breslau, 1838
Verlag von Ignaz Kohn.



„Das *Sprichwort* erweiset sich darin wohlthätig, dass es den *Witz* nährt, den *Verstand* übt, das *Urtheil* wezt, das *Gemüth* erhellt, die *Phantasie* beschäftigt und den *Scharfsinn* ergözt." Dr. Körte.

„Die räthselhafte Einkleidung der *Sprichwörter*, ihre bildliche Darstellungsart, die scheinbaren Widersprüche, in welchen sie mit sich selbst oder andern stehen, geben bei ihrer Auflösung dem *Verstande* eine so *reichhaltige Beschäftigung* und eine solche erfreüliche, fortlaufende, zweckmäßige Uebung, dass ich nicht wüsste, was ihnen, zu *Denkübungen* und zur *Schärfung* des Verstandes benützt, gleich zu stellen wäre." A. Jarnack.

Vorwort.

Unter den allgemeinen Bildungsmitteln für den Geist der Jugend nehmen unstreitig Sprichwörter einen der ersten Plätze ein. Auch hat noch Niemand, der nur einigermaßen mit ihnen bekannt geworden ist, den Bildungsstoff, der in ihnen liegt, übersehen. Theilen sie auch nicht Massen-Zusammenhang oder Kenntnisse mit — wie wol auch diese nicht zu übersehen sind — so schärfen sie doch den Geist in

allen Richtungen und sind daher von Erziehern und Schulmännern aller Zeiten in ihrer pädagogischen Bedeütsamkeit anerkannt worden.

»Wahrlich«, sagt daher Jarnack in seinen deütschen Sprichwörtern, »wessen Verstand auf »diese Weise (Verstandesübungen an Sprichwör»tern) in Thätigkeit gesetzt und geübt wird, der »muss gestärkt in die sichtbare Welt treten. Er »ist nicht nur scharf gemacht im Allgemeinen, »sondern durch den Stoff, der ihn schärfte, an»gewiesen, wo er eindringen soll — in sich selbst »und in die bunten Verhältnisse des Lebens. »Sein Blikk wird sich aufthun und ergründen, »was tausend Andern verschlossen bleibt; er hat »die Art und den Schlüssel in Händen, sich die »geheimnißvollen Pforten des menschlichen Her»zens und Lebens zu eröffnen. Indem er die »sinnreichen Sprichwörter verstehen lernt, lernt »er sich selbst und die Welt verstehen; es wächst »zugleich seine Kraft und seine Einsicht.«

Und Herr Dr. Diesterweg ruft in den Rh. Bl. (Neue Folge 9. Bd. S. 194) den Lehrern zu: »Gebet dem Verstande der Kinder »diese Nüsse*) aufzuknacken, lehret sie, unter »und in der Schale den Kern zu finden und »zu kosten, und ihn von der Schale zu unter»scheiden, und ihr habt etwas Besseres gethan, »als wenn ihr ihnen die Moral und die Seel»badereien der Betbrüder einimpfet!«

Doch wo würde ich in einem kurzen Vorwort Raum finden, alle Aussprüche über den pädagogischen Werth der Sprichwörter anzuführen. Wenn er aber so vielseitig erkannt wird, so darf es mit Recht befremden, daß er in Schule und Haus nicht zinsbarer gemacht wird.

*) Bei Beurtheilung der kleinen Sprichwörtersammlung, die ich unter dem Titel: „Weihnachtsnüsse" herausgegeben habe.

Die Sprichwörter sollen von Ältern und Lehrern weit mehr berücksichtigt werden, als geschieht. Man kann seine Kraft allerdings an jedem Gegenstande üben; aber der Erfolg zeigt den Unterschied, ob man ein Messer auf einem ordentlichen und passenden Schleifsteine geschliffen, oder bloß an einer Ofenkachel gewetzt hat.

Der Gelegenheiten und Wege, die in den Sprichwörtern gebunden liegende Bildungskraft frei und für Erziehung und Unterricht fruchtbar zu machen, sind mancherlei. Ich habe mich näher darüber erklärt in dem 1. Bde. meines »Sprichwörterschatzes«, Abth. 1. S. [illegible]–110. Nur Wenige sind aber, welche für ein Fach arbeiten mögen, was so wenig äußern Lohn beut, und wobei Verfasser und Verleger gleich große Proben von Uneigennützigkeit zu bringen haben. Wenn nun auch die Theilnahme

das Publikum nur gering ist, so ist sie doch unverkennbar im Wachsen, denn es regt sich, was seit beinah einem halben Säkulum nicht geschehen ist, von allen Seiten in der Sprichwörterliteratur. — Um so erfreulicher aber ist jeder Beitrag, das zu wenig bebaute Feld fruchtbar zu machen. Ein solcher ist auch der neulich bei Schwachtenberg in Duisburg erschienene »Unterricht in Sprichwörtern« zu betrachten. Die ungenannten Verfasser, Lehrer, wie aus dem Vorwort erhellt, haben eine Sammlung von Erzählungen und Fabeln jede derselben mit einem passenden Sprichworte versehen, das auf diese Weise seine Erklärung findet. So haben 120 Sprichwörter ihre praktische Anwendung und Auslegung. Es war mir sehr erfreulich, durch diese Schrift einen Wunsch verwirklicht zu finden, den ich in meinem »Sprichwörterschatz« S. 107 ausgesprochen habe. Ich achte den unbekannten Herrn Verfassern als

Mitbebauern des Sprichwörterfeldes freundlich die Hand, indem ich ihrer Schrift meinen »Sprichwörtergarten« zugeselle. Herrscht in jener Unterhaltung vor, so ist es in meiner die Belehrung.

Wenn ich die Sprichwörter für eins der vorzüglichsten Mittel zu wahren Verstandesübungen in der Schule ansehe und ihr die Aufgabe stelle, die Kinder reich mit Sprichwörtern auszustatten; so verlange ich keinesweges, daß in den Schulen bestimmte Stunden zur Sprichwörtererklärung auf dem Lehrplane angesetzt werden sollen; ich halte nur für heilsam, das in ihnen liegende Bildungselement zu benützen. Die Sprichwörter haben als Geistesweckungs- und Bildungsmittel wahre Wunderkräfte. Die Erfahrung hat mir dies mehr als einmal bestätigt. Ich habe bisweilen Kinder durch Sprichwörter aus ihrem geistigen Schlafe geweckt, bei

denen ich früher jeden andern Hebel erfolglos angewändt hatte. Wie der Auferstehungsengel über Todtengefilde brütend schreitet, so machen sie alles lebendig. Wo nur eine Spur von Leben ist, sie rufen es ins Bewusstsein.

Empfiehlt man das Turnen als eine treffliche Körperübung und Stärkung; so empfehle ich die Sprichwörter als Seil und Reck für eine Turnstunde des Geistes.

Sagt man, dass Gebirgsreisen gesund und körperstärkend sind; so sind es die Reisen durch das Gebiet des Sprichworts für den Geist. Wie jene mit schönen Aussichten erfreüen, so segnen diese durch reiche Einsichten.

Was Kaltwasserbäder für den Leib, das sind die Sprichwörter, bei rechter Behandlung, in den Schulen für den Geist.

Uebrigens bieten sie noch den Vortheil, daß sie homöopathische und allöopathische Anwendung zulassen; nur die hydropathische d. h. die wässrige verbitten sie sich.

Diese Ansichten vom Sprichwort und seiner bildenden Kraft beim Jugendunterrichte haben mich schon bei zehnjähriger Arbeit auf diesem Felde geleitet. Ich habe den Segen erkannt, täglich erkenn ich ihn mehr. Mit eignen Versuchen (Scheidemünze erste und zweite Gabe) trat ich zuerst hervor. Aus diesen Sammlungen, die für ein allgemeines Publikum bestimmt sind veranstaltete ich einen sorgfältigen Auszug solcher Sprichwörter, die sich vorzüglich für Kinder eignen und ihnen als ein sehr gesundes Geschenk in die Hände gegeben werden sollten. Dieser Auszug ist unter dem Titel: Weihnachtsnüsse erschienen und enthält 300 nach 87 Hauptbegriffen geordnete Sprichwörter. Die-

gleich das Büchlein nur in einem geringen Kreise bekannt geworden ist, so sind doch bereits über 2000 Exemplare in die Hände der Kinder gekommen.

Aus der Nähe und Ferne bin ich nun mehr als einmal ersucht worden, zu den »Weihnachtsnüssen« eine kurze Erklärung zu liefern. Ich bin nicht unbedingt für Erklärungen. Die Sprichwörter sollen Schleifsteine für den Geist sein; man muss ihre Bildungskraft durch unnöthiges Erklären in ihrer Wirksamkeit nicht stören und hemmen.

Wenn ich nun dennoch den Wünschen Derer, welche eine Erklärung oder Anwendung der in den »Weihnachtsnüssen« enthaltenen Sprichwörter wünschten, nachgegeben habe, so versuchte ich zwischen einem Zuviel und Zuwenig die rechte Mitte zu treffen. Ob es mir gelungen

sein dürfte, weiß ich nicht. Ich wollte die Schrift »Nussknakker« dem Titel »Weihnachtsnüsse« entsprechend nennen und habe bereits im »Sprichwörterschatz« unter diesem Titel auf sie hingewiesen; da aber Einige sich an den Titel »Nüsse« gestoßen, so fürchtete ich, der Titel »Nussknakker« möchte noch mehr Widersacher finden, dem »Sprichwörtergatten« wird man hoffentlich nichts vorzuwerfen haben, zumal er sich mit Weihnachtsnüssen ebenfalls recht gut verträgt.

Der Sprichwörtergatten soll nicht nur eine dürre Erklärung der Sprichwörter sein; er hat Aufträge an Geist und Herz. Er will die Sprichwörter zur Grundlage einer sittlich-religiösen Bildung machen. Ich habe daher die als Ueberschriften benützten Hauptbegriffe (z. B. Absicht, Zwekk, Arbeitsamkeit, Argwohn 2c.) stäts zuvor kurz erklärt und sie, wo

es nöthig war, mit ihren verwandten Begriffen zusammengestellt, und so von dieser Seite das Verständniss erleichtert. Damit die Erklärung genau und zuverlässig sei, hab' ich sie meist mit den Worten solcher Männer zu geben gesucht, deren Namen die größte Klarheit und Genauigkeit verbürgen. Für diesen Zweck hab' ich die Synonymik von Eberhard, Reinhard's Moral, Weinete's Materialien und Herbig's Wörterbuch der Sittenlehre benützt. Bei den Begriffserklärungen hab' ich eine gute erste Klasse einer gehobnen Volksschule vor mir gehabt. Darüber hinaus wollte ich nicht gehen.

Bei den Erklärungen der Sprichwörter hab' ich nicht sowohl hauptsächlich den Verstand, als vielmehr das Herz vor mir gehabt. Ich wollte außer dem Verständniss derselben ihnen auch Anwendung auf's Leben verschaffen, sie fruchtbar machen. Daher hab' ich die Erklärun-

gen oft mit passenden Aussprüchen weiser Männer begleitet, und ihnen Denksprüche zur Zugabe gegeben. Beispiele aus der Geschichte werden dieselben anziehend machen.

Da ich die meisten Sprichwörter nur von einem Gesichtspunkte aufgefaßt habe, so bleibt für den freiwaltenden Verstand der Kinder und den Spielraum bedürfenden Witz noch genug zu thun übrig.

Schriften, die ich bei der Bearbeitung benützt, hab' ich nur folgende zu nennen: »Sprichwörter, schöne, weise Klugreden, Frankf. b. Egenolf und die mit Unrecht so wenig bekannten »Baierschen Sprichwörter« von H. Mayer, München bei Lentner, 1812.

Ich schmeichle mir damit, daß diese Schrift viel Freunde und Gebraucher finden und daß sie, sie werde nun als Lesebuch von Kindern oder als Handbuch von Lehrern benützt,

recht viel Segen stiften werde. Viele Kenner der »Weihnachtsnüsse« werden den Sprichwörtergarten freündlich willkommen heißen.

Allen Eltern, die ihren Kindern eine Festfreüde machen wollen, wird sich der Sprichwörtergarten durch seinen bildenden Zwekk, durch seine rein-sittliche Tendenz, so wie nicht weniger durch seine gefällige aüßere Ausstattung empfehlen. Jeder Lehrer findet überdies darin über ein paar hundert solcher Begriffe erklärt, die er täglich bei seinem Unterrichte bedarf.

Wer der Sprichwörter Werth erkennt, wolle den Sprichwörtergarten freündlich aufnehmen und ihm Eingang ins Leben verschaffen.

Schließlich ersuche ich noch alle Sprichwörterfreünde, mich durch Sammlung von solchen Sprichwörtern aus dem Leben, die erst neüern Ursprungs sind, in keiner gedrukkten

Sammlung sich finden und deren es so viele gibt, bei meiner Bearbeitung eines vollständigen Sprichwörterlexikons zu unterstützen. Jeder Beitrag, woher er auch komme und wie gering er sei, wird durch Buchhändlergelegenheit und durch den Verleger dieser Schrift sicher an mich gelangen und von mir dankbar benützt werden.

Hirschberg, den 16. Okt. 1837.

H. F. W. Wander.

1. Zwekk ist das, was man erreichen, Mittel, wodurch, und Absicht, warum man es erreichen will.

Die Sprichwörter 1—12 sagen im Allgemeinen dass Jemand zur Erreichung seiner Zwekke auch die angemessenen Mittel anwenden müsse. Im Besondern:

1. Bei der Erreichung eines Zwekkes kommt sehr viel auf die Wahl der Mittel an. Ein Mittel reicht selten aus. Mehre derselben müssen gemeinsam wirken. Da gnügt es nun nicht, dass einige trefflich gewählt sind, sie müssen es alle sein. Ein einzig verfehltes kann die Wirkung der übrigen guten aufheben. Dies will das Sprichwort sagen:

„Wer schlechtes Pulver hat, dem brennt es auf der bessten Flinte von der Pfanne."

2. Zuweilen kommt es wol vor, dass Jemand für eine kleine Anstrengung einen grossen Vortheil erhält. Dies bildet aber nicht die Regel. Meist muss der, welcher einen grossen Plan ausführen will, ausserordentliche Opfer bringen; und das Erringen eines vorzügli-

chen Gutes fordert ungewöhnliche Anstrengungen. Für das Höchste muss das Hohe geopfert, für Alles muss Alles frisch gewagt werden; denn

„Große Fische kann man nicht mit kleinen Netzen fangen.“

3. Ein ordentlicher Schreiber kann sich auch seine Federn schneiden, ein guter Reiter sein Pferd satteln. Es ist schlimm, wenn Beide das Angegebene nicht können. Sie werden oft dadurch aufgehalten werden. Wer ein Ziel erreichen will, muss es so viel als möglich durch die eigne Kraft, wenn sie ausreicht. Sie ist stets die zuverlässigste. Wem die Leitung eines Schiffes anvertraut ist, der weiß ihm auch den nöthigen Wind zu geben. Daher das Sprichwort:

„Wer segeln will, muß auch Wind machen.“

4. Niemand kann Alles, was etwa zu thun ist, selber thun. Jeder kann sich, wo die eigenen nicht auslangen, zur Erreichung seiner Zwekke fremder Kräfte bedienen. Hier kommt nun alles auf die zwekkmäßige Vertheilung derselben an. Eine gewisse Kraft, die hier segenreich wirken würde, wirkt, dorthin gestellt, hindernd. Die Katze ist gut, wenn man sie anstellt, die Mäuse zu fangen, oder zu verjagen, aber die Aufsicht über die Würste muss man ihr nicht geben, sowie

„Der, welcher sich nach Brühe sehnt, nicht den Hund nach Fleisch schikken muss.“

5. „Was hilft dem Schäfer das Schreien, wenn der Wolf mit dem Schafe fort ist!“

Wenn das Mittel seinen Zwekk erreichen soll, so muss es nicht bloß zwekkmäßig sein, sondern auch zur

rechten Zeit angewandt werden. Darum kommt soviel auf den Augenblick des Handelns an. Eine Minute später und — Alles ist verloren. Schreit der Schäfer zur günstigen Minute, so schrekkt er vielleicht den Wolf ab und rettet sein Schaf; versäumt er diese Zeit, so bleibt dasselbe Mittel auf dieselbe Weise angewandt — erfolglos.

6. Die verschiedenen Berufsarten machen eben so verschiedene Ansprüche an die Menschen. Diese haben die Verpflichtung, denselben in möglich hohem Grade nachzukommen. Jeder Mensch muss sich daher eine genaue Kenntniß von dem Umfange dessen, was sein Beruf von ihm fordert, verschaffen. Hat er dies gethan, erst dann wird es möglich sein, sich selbst in den Stand zu setzen, jene Pflicht auf eine würdige Weise zu erfüllen. Wer weiß, daß er einem harten Kampf entgegen geht, der wird nicht verfehlen, sich für denselben angemessen zu rüsten. Mit einem Eisenwillen ging Luther nach Worms; Gaze-Grundsätze konnten ihm nichts nützen. Dies will das Sprichwort sagen:

„Wer in den Krieg zieht, dem nützt ein Harnisch von Gaze nichts."

7. Oft beruht Alles, was wir zum Gelingen eines Unternehmens thun können, darauf, dass wir mit Welt- und Menschenkenntniss gerade die Person aufzufinden wissen, welche allein im Stande ist, das Werk ins Leben zu rufen. Dies ist nicht so leicht, als es scheint. Wird sie aber gefunden, so übertrifft die schönere Ausführung nicht selten den schönen Entwurf; denn

„Wer das Eisen vor die rechte Schmiede bringt, dem wirds zu Stahl."

8. Die Verpflichtung der Menschen, ihre Nebenmenschen so viel als in ihrer Kraft steht, auf dem Wege der sittlichen Vervollkommnung zu fördern, ist allgemein. Gewisse Menschen haben aber auch noch eine besondere, die ihnen durch ein bestimmtes Verhältniss gegeben ist; z. B. Herrschaften gegen Dienstboten, Eltern gegen Kinder, Lehrer gegen Schüler 2c. Sie sollen ihren Untergebenen das ihnen anhaftende Böse abzugewöhnen suchen. Doch muss es so viel als möglich auf eine milde Art geschehen. Zwar giebt es rohe Naturen, auf die das freundliche Wort nicht wirkt und die Strenge nothwendig machen, aber die Strenge muss doch eine menschliche bleiben. Denn auch ein hartes Auge blutet, wenn man es mit einem Brettnagel putzt.

Auch auf eine andere Weise lässt sich dies Sprichwort noch anwenden. Es gibt Menschen, die so leicht nichts übel nehmen; aber man muss den Scherz nicht so weit treiben, dass er beleidigend wird.

9. Die Erreichung eines Zwekkes erfordert vorzüglich Klugheit, Weisheit, Gelehrsamkeit, sie macht Ansprüche auf geistige Kräfte; die Erreichung eines andern schliesst zwar diese nicht aus, kann aber doch nur durch physische Kräfte gefördert werden. Die Gelehrten zweier Reiche z. B. können lange einen Gegenstand friedlich behandeln, endlich muss doch oft die aüßere Gewalt den Ausschlag geben. Schon lange haben die edelsten Stämme der gebildetsten Völker das Unmenschliche des Sklavenhandels eingesehen, edle Regierungen haben es durch weise Gesetze verboten; aber diese würden ohne Erfolg bleiben, wenn nicht physische Kräfte den Gesetzen Achtung verschafften. (Protestan-

tismus — dreißigjähriger Krieg.) Was die Gans nicht kann, das thut der Adler. Man hat nämlich in diesem Sprichwort die Gans als das Ganze für Schreibfeder als den Theil, und den Adler als Gegenstand für die ihm inwohnende Kraft — (Stärke) gesetzt. So lange aber die Feder zureicht, muss man nicht zu dem Schwert greifen.

10. Ein Tropfen Honig macht das Meer nicht süß. So wenig macht eine gute Handlung den Menschen zum Tugendhaften, ein froher Tag das Leben zu einem glükklichen, ein guter Schüler die Klasse zu einer guten, ein menschliches Gesetz die Gesetzgebung zu einer milden, einige edle Menschen eines Volks das ganze Volk zu einem edlen und gehobenen.

11. Wie gering auch ein Geschäft zu sein scheint, es erfordert seine Kräfte. Und kein Ziel kann ohne alle Kraftanstrengung erreicht werden. Der Schütze, welcher will, daß seine Kugel das Ziel erreiche, weiß dies durch die gehörige Ladung von Pulver zu bewirken. Wenn er zu wenig Pulver nähme, so würde die Kugel zwar fliegen, aber fallen vorm Ziel. So muss auch der Mensch, der eine gewisse Bestimmung erreichen will, mit der erforderlichen Kraft darnach anstreben. Dies will unter andern das Sprichwort sagen: „Ohne Pulver fliegt keine Kugel in den Spiegel."

12. Knaben schießen oft, ohne ein bestimmtes Ziel für ihren Pfeil zu haben. Sie schießen ins Blaue, bloß um zu schießen. Vergnügen ist ihr Zwekk. Nicht so der Jäger, Krieger. Mit ihren Pfeilen oder ihrem Blei wollen sie erlegen, der eine Wild, der Andere

Feinde. Sie würden dies nicht können, was doch die Pflicht von ihnen fordert, wenn sie ihr Geschoß zu eitelm Vergnügen verwandt hätten. So muss der Mensch, der seine Aufgabe kennt, sich nicht leichtsinnig der Mittel berauben, sie zu lösen. Die Kraft, welche man zur Erfüllung seiner Pflicht bedarf, muss man nicht leeren Zerstreüungen und sinnlichen Vergnügungen opfern. Dies mag der Sinn des Sprichworts sein: „Ein Mann verschießt seine Pfeile nicht umsonst."

2. Arbeit, Geschäft, Beschäftigung, Fleiß, Ausdauer.

Beschäftigung ist Alles, was wir in einer gewissen Absicht thun. Ist dies so leicht, dass es uns weder Mühe noch Anstrengung kostet, und geschieht es, uns zu vergnügen, so ist die Beschäftigung ein Spiel. Wollen wir aber dadurch irgend einen Vortheil erreichen und ist sie beschwerlich und anstrengend, so nennen wir sie ein Geschäft. Die Anstrengung der Kräfte, die dazu erfordert ist, heißt Arbeit. Das, was Jemand durch die Anstrengung seiner Kräfte hervorgebracht hat, wird sein Werk genannt. Arbeit verhält sich also zu Werk, wie Ursach zu Wirkung. Da man diese nun häufig verwechselt, d. h. eins für das andere setzt, so nennt man auch das, was durch Arbeit, d. h. durch Kraftanstrengung hervorgebracht wird, eine Arbeit z. B. in der Redensart: ein schön Stükk Arbeit.

Wer seine Kräfte anhaltend anstrengt, um viel und gut zu arbeiten, der ist fleißig. Ausdauer ist also die Eigenschaft bei einem Geschäft, das beschwerlich ist und große Anstrengungen fordert, nicht zu ermüden.

13. Nicht jeder Mensch kann unmittelbar für sich arbeiten. Viele müssen ihre Kräfte anstrengen, damit Andere daraus einen Nutzen haben. Dies darf ihre Thätigkeit nicht mindern. Man muss lernen uneigennützig thätig zu sein. Die Aufgabe jedes Menschen ist, fürs allgemeine Besste zu wirken; auch sogar dann, wenn von dem Guten, das durch seine Thätigkeit hervorging, ihm sehr wenig zu Theil wird. Ein Regen, der sich aufs Ganze verbreitet, trifft ihn mit.

Der Mensch, welcher nur dann etwas Gutes wirkt, wenn er weiß, was ihm dafür wird, steht unter den Thieren, welche dem Menschen dienen mit dem was sie haben und sind. Dies der Sinn des Sprichworts: „Der Hund, welcher die Trüffeln sucht, darf sie nicht fressen."

14. Gott hat die Einrichtung getroffen, dass aus jeder nützlichen Anwendung unserer Kräfte etwas Gutes hervor geht. Derjenige, welcher die Anwendung der ihm geschenkten Kräfte scheüt, muss auch den Segen entbehren, der aus ihrer Anwendung hervorgehen würde. Dies läßt sich durch verschiedene Verhältnisse im Leben darthun. Der Fischer, welcher Fische fangen will, muss sein Netz zu rechter Zeit und am gehörigen Orte auswerfen. Der Jäger muss dem Wilde nachspüren und es aufsuchen, wenn er es haben will. So muss jeder in seinem Berufe das Seine thun, dann wird ihn dieser Beruf segnen. Besonders gilt dies dem Landmann, der den Boden anbaut. Je fleißiger dieser bebaut wird, desto reichlicher gibt er. Daher sagt das Sprichwort: „Wer will haben, der muss graben."

15. Wer das Korn brav drischt, bekommt

viel Körner. Dies will sagen, daſſ es nicht genüge, ein Geschäft abzuthun, sondern daß Alles darauf ankomme, wie es geschehe. Nicht der Schüler wird ein guter Schreiber, der schreibt, sondern der gut schreibt und sich bemüht, immer besser zu schreiben. Nicht der Landwirth darf auf eine gute Ernte hoffen, der akkert und sät, sondern der, welcher den Boden angemessen bearbeitet und guten Saamen gehörig ausstreüt. So gibt auch das Dreschen allein nicht eine gewünschte Körnermasse. Wer bloß drischt, um eine gewisse Garbenzahl gedroschen zu haben (Schokkdrescher) dem kommt es auf die Körner nicht an. Viele werden im Stroh bleiben. Man kann jedes Geschäft, wie man hieraus sieht, auf eine doppelte Weise verrichten, einmal um damit fertig zu werden, unbekümmert um den Zwekk desselben und zweitens auf eine solche Weise, daſſ der Zwekk, der dadurch erreicht werden soll, wirklich erreicht wird. Dies der Sinn des obigen Sprichworts.

16. Es mag wahr sein, daſſ es Vielen nicht an Grund zur Unzufriedenheit fehlen mag. Jeder hat so ziemlich seine Last zu tragen. Zu dem kommt noch, daſſ gar Manche wirklichen Nahrungskummer haben. Es ist daher wol nicht zu verwundern, wenn sich hie und da ein Herz in Klagen Luft macht. Aber das geeignete Mittel zur Abhilfe der Noth sind sie nicht. Vernünftiger handelt man, wenn man ihre Quellen aufsucht und durch angemessene und beharrliche Anwendung seiner Kräfte sie zu verstopfen sucht; denn „Klagen füllen keinen Magen." Sie gnügen wol von einer vorhandenen unangenehmen Lage, helfen ihr aber nicht ab.

17. Die wahre Ehre ist an keinen Stand gebunden. Die Zeichen derselben richten sich allerdings nach gewissen in der Gesellschaft bestehenden Gesetzen. Nach diesen werden gewissen Personen nach ihren Ständen, Aemtern, Würden, bestimmte Ehrenerweisungen zu Theil, selbst wenn ihnen die wahre Ehre, d. h. ein innerer uns Achtung abnöthigender geistiger Werth abginge. Die wahre Ehre gehört keinem Stand und Berufe ausschließlich an. Jeder, der in seinem Berufe das Seine in allen Beziehungen thut, besitzt sie. Nicht die Beschäftigung adelt den Menschen, sondern die Gesinnung, die aus Pflichtgefühl handelt. Wer der Welt auf keine andere Weise nützen kann, als dadurch, dass er Holz spaltet, hat Ansprüche auf unsere Achtung, wenn er es mit pflichttreüem Sinne thut, uud zwar mehr als ein hochgestellter Beamter, der seine Berufspflichten vernachlässigt. Der Stand gibt die wahre Ehre nicht; sie will erworben sein. Dies der Sinn des Sprichworts:

„Ein Esel, der Dünger fährt, ist so ehrlich als ein Schlachtross."

18. Gott gibt jedem Vöglein seine Speise, aber es fliegt, um sie zu suchen. Das Würmlein kriecht, um eine Mahlzeit zu finden. Jedem Geschöpf gibt Gott, was es bedarf, aber er hat seine Gaben nicht unbedingt ausgetheilt. Wer etwas haben will, muss seine Kräfte anstrengen, um es zu erlangen. So erhält der weise Schöpfer durch die Bedürfnisse, welche befriedigt sein wollen, stets ein frisches Leben unter seinen Geschöpfen. Vor allem soll der Mensch, mit Vernunft begabt, durch treüe Anwendung aller seiner Kräfte, das zu erstreben suchen, was das Bedürfniss ihm ab-

fordert. Er soll es verschmähen, zu genießen, ohne erworben zu haben. Zu diesen Betrachtungen gibt das Sprichwort Veranlassung:

„Gott gibt, aber der Mensch muss die Hand aufmachen."

19. Es ist nicht genug, dass man seine Kräfte anstrenge; es kommt auch darauf an, worauf man sie anwendet. Viele mühen sich ab und müssen des Segens entbehren, auf den sie hoffen. Das kommt daher, dass sie die Kräfte auf ein Geschäft verwendet haben, das nicht lohnen kann. Nur Kraftanstrengungen, die einen wahren oder vermeintlichen Nutzen in der Welt stiften, folgt ein Lohn. Wer sich nun für nutzlose Dinge abmüht, von dem sagt man, er dresche leeres Stroh, weil der welcher drischt, Körner haben will, leeres Stroh aber keine gibt. Dies will das Sprichwort sagen:

„Leeres Stroh gibt keine Körner."

20. Jede Arbeit fordert Anstrengung der Kräfte. Manche derselben ist schwer, d. h. sie erfordert viel Kraft, eine andere läßt sich ohne viel Mühe verrichten. Aber auch eine anstrengende Arbeit wird dadurch erleichtert, dass man mit Lust beginnt und fortfährt, bis sie beendet ist. Der Widerwille macht jedes, auch das leichteste Geschäft schwer. Die Lust, das Pflichtgefühl, der Gedanke, dass die Arbeit nun einmal gethan werden müsse, erleichtert auch das schwierigste und unangenehmste Geschäft. Dies liegt mit Wenigem in den Worten: „Wer Steine gern trägt, hat Flaum auf der Schulter." Mögen die Steine drükken; der Zwekk, für den sie getragen werden, macht ihren

Drukk vergessen. Dies erinnert an ein anderes, altes und bekannteres Sprichwort:

„Lust und Lieb zum Dinge, macht alle Mühe und Arbeit geringe."

21. Aber nicht Jeder hat diese Lust. Mancher zieht ein unthätiges Leben einem wohlthätigen Gebrauche seiner Kräfte vor. Ein solcher findet eben leicht Gelegenheit, unter irgend einem schikklichen oder unschikklichen Vorwande, seine Thätigkeit, zu der er durch Umstände gezwungen ward, einzustellen. Kinder, die nicht schreiben wollen, sagen, die Feder schreibe nicht. Ein Schüler, der abzuliefernde Arbeiten nicht gemacht hat, entschuldigt sich mit Papiermangel. So hat Jeder leicht eine Entschuldigung, der etwas nicht thun will. Das Sprichwort drükkt dies so aus:

„Wer nicht schmieden will, dem fliegt der Stiel aus dem Hammer."

22. Wenn man Morgens beim Aufstehen plötzlich das Wasser angeschwollen findet, so schließt man, dass es in der Nacht heftig geregnet oder gethaut haben müsse. Es ist dies ein Schluss von der Wirkung auf die Ursache. Sehe ich auf der Straße einen Wagen sehr rasch daher rollen, so schließe ich auf eine große bewegende Kraft. Jede Bewegung des Körpers hat ihren Grund in der Seele. Der Körper ist nur Werkzeug. Man kann also an der Regsamkeit und Rührigkeit des Körpers sogleich erkennen, ob die Seele in einem höhern oder weniger hohen Grade thätig ist. Je langsamer und träger die Bewegungen des Körpers erfolgen, auf eine eben so träge Seele kann man schließen; und umgekehrt:

„Je rascher sich die Hand bewegt, je flinker sich die Seele regt."

23. Beim Gelingen der meisten Arbeiten kommt sehr viel darauf an, wie sie angefangen wurden. Ist ein guter Grund gelegt, so lässt sich leicht darauf weiter bauen. Der Anfang ist wie schon ein altes Sprichwort sagt, das Schwierigste. Wer sich nun nicht verdrießen lässt, mit aller möglichen Sorgfalt das Werk zu begründen, alle vorauszusehenden Hindernisse beharrlich aus dem Wege zu räumen, der darf über den etwaigen Zeit- und Kraftverlust nicht klagen. Er wird sich reichlich belohnen. Schnell wird das Werk fortschreiten. Der Kutscher, welcher nachlässig beim Anspannen verfährt, hat oft zu halten und hier und da etwas nachzuholen und kommt später als der nach ihm abgefahrene ans Ziel, wenn er hinkommt. Dies ist der Sinn des Sprichworts:

„Gut eingespannt ist halb gefahren."

24. Das Naheliegende und Leichtzuergreifende ist nicht immer das Beste, wenn es auch manchmal vor dem Fernen Vorzüge haben kann. Die Menschen haben meist alle den Fehler zu großer Bequemlichkeitsliebe. Jeder greift also stets nach dem, was ihm die wenigste Mühe kostet. Dadurch wird das naheliegende Gute leicht vergriffen. Der gehaltlose Rest bleibt zurück. Die Früchte, welche an den niederen Aesten hängen, können leicht von Jedem, selbst von Kindern abgepflückt werden. Und wenn sie auch stehen bleiben, so fehlt ihnen doch die Sonne, welche den Honig in den Wipfelfrüchten bereitet. Darum muss sich der, welcher eine süße Frucht essen will, das Steigen nicht verdrießen lassen. Ferner: Wer in einem kleinen

Kreise der Welt nützlich werden will, der hat sein Ziel bald ohne bedeütende Anstrengungen erreicht. Große Opfer kostet es aber dem, der darnach ringt, aus dem niedern Kreise einen höhern Standpunkt zu erreichen, um von da aus auf einen weitern Kreis zu wirken; aber auch zugleich ein für den Geist an edlern Genüssen reicheres Leben zu führen. Mit wenig Worten sagt dies das Sprichwort:

„Die bessten Früchte hängen am Wipfel.“

25. Erst muss der Landmann den Boden bearbeiten, erst muss er säen, eh' er auf eine Ernte hoffen kann. Wie die Wirkung erst aus der Ursache und daher auf sie folgt; so kann auch das Gute, was wir durch die Anwendung unserer Kräfte erlangen wollen, uns erst nach Vollendung des Geschäftes werden. Es ist daher Thorheit darüber zu klagen, dass man unbelohnt gearbeitet habe. Wer Sallat pflanzt, darf freilich nicht lange auf den Lohn warten. Wer aber für das Besste der Menschheit wirkt, muss nicht verlangen, dass die Ernte wie im Treibhause erfolge. Gott spricht wie der Prediger erst nach dem Amen den Segen. Dies sind die Hauptgedanken aus dem Sprichwort:

„Nach dem Amen folgt der Segen.“

26. „Wer die Bienen pflegt, dem schwärmen sie zweimal.“ Dies ist nicht ganz wörtlich zu verstehen. Es kann wol vorkommen, dass ein Stokk, der eben keine besondere Pflege genießt, zweimal schwärmt. Aber im Allgemeinen setzt es doch voraus, da ein Stokk großen Bienenreichthum haben muss, eh er schwärmt, dass er auch eine gute Pflege genießt. Wir wollen nicht über den Nutzen oder Schaden des Mehrmalschwärmens hier eine Untersuchung anstellen.

Das Sprichwort will unter dem obigen Bilde bloss die Wahrheit aussprechen, dass besondere Sorgfalt, die wir auf unsre Geschäfte verwenden, auch nicht erfolglos bleibt, sondern in der Regel ihren reichen Lohn findet.

27. Häufig hört man die Klage: „Ich wollte gern arbeiten, aber ich habe nichts zu thun." Es kann dies wol vorkommen. Leider bieten unsere Zeiten, wo plötzlich eine Fabrik ihre Arbeiten einstellt, Beispiele, dass Arbeiter, meist ohne ihre Schuld, brotlos wurden. Aber der rüstigen Kraft ist bald geholfen. Gar oft sind aber die Arbeiter selbst schuld, dass ihr Arm ruhen muss. Es fehlt ihnen entweder an der erforderlichen Geschikklichkeit, oder ihre Arbeitsscheü lässt absichtlich die günstige Gelegenheit, die Beschäftigung bietet, vorüber gehen. Wer seine Kräfte nützlich anzuwenden gelernt hat, der darf die Beschäftigung nicht suchen; sie sucht ihn. Wer der Welt nützen will, der wird bald Gelegenheit dazu finden, so wie der, wie das Sprichwort sagt, welcher dreschen will, leicht einen Flegel findet.

28. Der Winter ist die Zeit des ruhigen Genusses. Die andern Jahreszeiten sind für Ausstreüen und Einsammeln bestimmt. Wer diese treü benützt hat, wird so viel erübrigt haben, dass er den Winter, der nichts zu ernten bietet, nicht fürchten darf. Er sammelt ein, wie die fleißigen Bienen und der sorgsame Hamster.

Unser Leben hat viel Aehnlichkeit mit den Jahreszeiten. Das kraftlose Alter ist sein Winter. Hier fehlt oft alles, was zum Erwerben geschikkt macht. Es müsste daher für den Menschen eine wahre Zeit der Noth sein, wenn nicht die Möglichkeit in früherer

Zeit für sie zu sammeln gegeben wäre. So lange der Mensch in den Tagen der Kraft lebt, soll er daher etwas zurükklegen für die Tage der Schwäche. Wer dies gethan hat, wird das Alter weniger fürchten, weil es nicht in Begleitung der Noth kommt. Dies der Sinn des Sprichworts:

„Ein fleißiger Hamster fürchtet den Winter nicht."

29. Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armuth nicht einsteigen.

Diebe steigen ein. Die Armuth ist hier als einer dargestellt. Auch hat sie viel Aehnlichkeit mit ihm. Diebe stehlen. Armuth nimmt ebenfalls, was sie findet, selbst das fröhliche Herz und den erquickenden Schlaf. Das Sprichwort sagt, daß es kein besseres Schutzmittel gegen diesen gefährlichen Dieb gäbe als Arbeit oder vielmehr Arbeitsamkeit. Man versteht darunter das eifrige Bestreben, die Arbeiten, wozu uns Beruf und Umstände verpflichten, gern und so gut als möglich zu verrichten. Wer dies thut, dem wird die Armuth fern bleiben, wenn er nämlich eben so zu sparen, wie zu gewinnen weiß. Gegen unverschuldetes Unglükk kann sich der Mensch nicht waffnen. Er kann bloß die gewöhnlichen Armuthsquellen verstopfen.

30. Fleiß macht heiß. Wie Thätigkeit das beßte Vorbeugungsmittel gegen Armuth ist, so ist sie auch ein gutes Erwärmungsmittel. Sie bringt das Blut in raschern Umlauf. Der Körper wird die Einwirkungen der Kälte nicht gewahr. Dies wäre eins. Aber das Sprichwort will auch sagen; daß zum Fleiß mehr gehört als eine scheinbare Geschäftigkeit, die viel

Geräusch macht, wo nichts dahinter ist. Fleiß erfordert Anstrengung, die oft heiß macht. Der Fleißige bietet alle Kräfte auf, um dem Gegenstande seiner Thätigkeit Vollkommenheit zu geben. Er scheut keine Mühe, so groß sie scheint. Denn der Fleiß macht heiß.

31. Arbeit ist ein Rezept wider viele Krankheiten und Uebel des Lebens; es ist auch das beste gegen die Sünde. Der Mensch ist zur Thätigkeit geboren. Es ist ihm unmöglich, gar nichts zu thun. Sind seine Kräfte daher nicht auf einen nützlichen Gegenstand hingerichtet, so werden sie leicht darauf verfallen, etwas Unnützes zu unternehmen. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Dagegen gibt es kein besseres Mittel, der Sünde den Weg zu versperren, als ämsiger Fleiß. Die böse Begierde wird unterdrükkt. Die sittliche Kraft im Menschen erhält das Uebergewicht. Der Sieg kann nicht zweifelhaft sein. Daher sagt das Sprichwort:

„Wenn der Teufel anklopft (d. h. wenn dich eine innere oder äußere Lokkung zum Bösen verführen will) so arbeite."

32. Aus vielen Gründen ist der Anfang einer Sache mit manchen Schwierigkeiten verbunden. Oft sind äußere Hindernisse da, die erst überwunden werden müssen. Theils ist auch die Kraft, welche handelt, noch nicht geübt genug. Nach und nach wird alles überwunden, und das, was so viel Mühe machte, gelingt bei beharrlichem Verfolge. Dies will das Sprichwort sagen: Erst drükkts, dann glükkts.

33. Wenn ein Geschäft gelingen und den Segen bringen soll, den man von ihm erwartet, so muss man Ausdauer genug besitzen, um es zu vollenden. Wer

A sagt, soll auch Z sagen. Damit will das Sprichwort keinesweges behaupten, dass derjenige, welcher etwas unternommen habe, es nun auch unbedingt fortführen und vollenden müßte; nein, es kommt alles darauf an, was begonnen ist. Wer aus Uebereilung etwas anfing, dessen Fortsetzung er später bitter zu bereüen haben würde, kann nichts Bessers thun, als auf der Stelle aufhören. Nur wer ein Werk begann, von dem er sich zufolge der strengsten Prüfung bewusst ist und bleibt, dass es ein gutes ist und dass er es auf eine angemessene Weise auszuführen im Stande ist; der hat die Verpflichtung muthig fortzufahren, sich durch keine Gefahren abschrekken zu lassen, um endlich das Ziel zu erreichen. Dies der Sinn des angeführten Sprichworts.

34. Seufzer sprengen keine Steine. Das will sagen, dass schwere Schikksale, niederbeügende Erfahrungen, erdrükkende Arbeiten dadurch nichts von ihrer Eigenthümlichkeit verlieren, dass sie als schwer beseufzt werden. Nein, die geschäftige Einbildungskraft malt sie größer, aber dadurch fühlt sich die Kraft dagegen nur schwächer. Dies ist unklug. Wo es schwere Aufgaben zu lösen gibt, muss man der so leicht falsch malenden Phantasie gar keine Stimme lassen. Der berechnende Verstand muss ihre Stelle einnehmen. Die Hand muss sich rühren. Je schwerer die Sache scheint, desto leichter ist sie oft, wenn man rüstig beginnt. Die Kraft erstarkt im Handeln. Das Zurükkschrekkende des Geschäfts flieht. Wo der ohnmächtige Seufzer wirkungslos verhallt, da siegt die kräftige That.

35. Wer gesund und geschikkt ist, kann sich leich-

nach der gewöhnlichen Rede, sein Brot verdienen. Dies thun Tausende und sind zufrieden, was sehr gut ist. Aber das Brotverdienen ist eigentlich nicht das letzte und höchste Ziel unserer Thätigkeit. Gott hat dem Geiste nicht die Bestimmung gegeben, sich für den Magen als Maschinentreiber abzuarbeiten. Er soll es weiter bringen. Dies gelingt auch dem Fleißigen. Er erwirbt so viel, daß er an gewissen Tagen doch Zeit gewinnt aus dem niedern Geschäftsleben herauszutreten und als Mensch an seine höhere Bestimmung zu denken. Es sind die Fest- und Feiertage des Lebens, die für den sinnlichen Menschen erst dann ihren Werth erhalten, wenn sie sich vor den gewöhnlichen Tagen durch bessere Nahrungsmittel auszeichnen. Daher sagt das Sprichwort: „Fleißiger Spaten erarbeitet Braten." Dies wäre seine eigentliche Bedeutung, aber es hat noch eine andere und wichtigere. Es liegt darin auch die Wahrheit: Der Mensch soll nicht nur für das tägliche Brot arbeiten. Es gibt noch etwas, das höher steht als tägliches Brot. Dies kann aber nur der Fleiß bei Aufbietung aller seiner Kräfte, nie die bequeme Gemächlichkeit, erreichen.

36. Die Noth ist die Erzieherin des Menschengeschlechts. Ihr haben wir unsere ganze Ausbildung zu danken. Sie hat uns die Sprache gelehrt. Sie hat uns in den nothwendigsten Handwerken und Künsten unterrichtet. Sie hat Werkzeuge dazu erfunden und uns in deren Gebrauch geübt. Sie hat uns in große Gesellschaften zusammengebracht, worin sich erst alle unsere Anlagen entwikkeln und ausbilden konnten. Noch immer ist sie es allein, welche die Menschen in

nützlicher Thätigkeit erhält. Sie treibt sie, das Gefährlichste zu wagen und dadurch oft das Nützlichste zu erreichen, zu entdekken. Das Sprichwort sagt: „Noth macht aus Steinen Brot.“ Im eigentlichsten Sinne baut sie oft den steinichtsten Boden an und gewinnt ihm eine Ernte ab. Stets setzt sie aber das Unmöglichscheinende durch.

37. „Fleißige Hand segnet Meer und Land.“ Der Fleißige findet überall sein Fortkommen. Jedermann liebt ihn. Er wird dann, wenn der Träge von Darben redet und über Hunger klagt, der Noth fern stehen. Sie flieht ihn. Er mag auf dem Meere sich befinden, oder auf dem Festlande, man wird seine Thätigkeit ehren und sie belohnen. Der fleißige Fischer hat ein volles Netz. Dem fleißigen Landmann wird eine reiche Ernte.

38. Die Kräfte des Menschen halten zwar eine lange Anstrengung aus; aber endlich ermüden sie. Sie verlangen Stärkung, die ihnen nur Ruhe geben kann. Darin liegt bereits, daß sie mit Recht nur nach der Anstrengung Statt finden kann. Wer sich zu einer andern Zeit ihr überläßt, der ruht nicht, der thut nichts. Es ist daher nur die natürliche Aufeinanderfolge, welche das Sprichwort ausspricht, wenn es sagt: Erst thue, dann ruhe. Man kann nur nach der Arbeit ruhn; das Nichtsthun vor derselben ist keine Ruhe. Auch ruht sich's nach der Arbeit am Besten. Es kostet keine Mühe. Daher sagt schon ein altes Sprichwort: Nach der Arbeit ist gut ruhen.

39. Mancher plagt sich den ganzen Tag und bringt doch nichts vor sich. Er setzt sich allen Gefahren aus, ohne daß seine Anstrengungen durch günstige

Erfolge gesegnet werden. Man darf sich darüber nicht wundern; es kann nicht anders sein. Er fängt alles verkehrt an. Wenn seine Nachbaren ihre Feldgeschäfte beendigt haben, beginnt er die Saat. Seine Kartoffeln sind meist erfroren, wenn er sie in den Keller bekommt. So thut er alles am unrechten Orte, zur falschen Zeit, auf verkehrte Weise. Darum muß es ihm misslingen. Dies sagt das Sprichwort auf folgende Weise:

„Wer das Messer bei der Klinge nimmt,
dem schneidet es auch Mandeltorte nicht."

40 Die Thätigkeit ist, wie wir gesehen haben, das beste Schutzmittel gegen die Armuth. Sie verscheucht die Sünde und eröffnet uns die Mittel, unsere höhere Bestimmung zu erkennen und zu erreichen. Dies haben wir bereits aus frühern Sprichwörtern erkannt. Das folgende: „Hangt der Kopf, so hebe die Hand" fügt zu den bereits genannten Segnungen eine neue. Es sagt, dass Arbeit auch das besste Mittel sei, sich gegen trübe Gedanken, gegen Anfälle von Schwermuth zu waffen und sich dadurch zu zerstreuen.

41. Wer arbeitet, dem fliegt die Sonne. Ein neüer Segen. Langweile soll eine furchtbare Plage sein. Ich kenne sie nicht. So alt ich bin, hab' ich nie Langweile gehabt, ich müßte sie denn als Kind gekostet haben, wohin meine Erinnerung nicht reicht. Ich habe nie nach Zerstreüungen mich umgesehn, weil ich nie das Bedürfniss dazu fühlte. Und was wars, was mich von diesem Uebel bewahrte? Stete Beschäftigung. Wer immer etwas Nützliches thut, dem ent-

eilt die Zeit mit Windesschnelle. Gern möchte er oft die fliehende halten. Also die Arbeit die beste Zeitkürzung.

42. Jeder Stand hat seine eigenthümlichen Beschäftigungen. Von Jugend an macht er seine Glieder damit bekannt und gewöhnt sie daran. Dadurch werden sie denselben leicht und verlieren das etwa damit verbundene Herbe. Dies ist besonders mit dem niedersten Stande der Fall, mit der handarbeitenden Volksklasse. Ihr Loos scheint Dem hart, der sie von einem höhern Stande aus betrachtet. Es ist nicht zu leügnen, daß es oft schwer ist; aber wenn sie von Jugend auf an die Arbeiten ihres Berufs gewöhnt sind, wenn sie eine ihm angemessene Erziehung genossen haben, so wird es dadurch bedeütend gemildert, das Sprichwort sagt dies mit den Worten: „Wer in der Krippe gewindelt worden ist, dem spalten die Stökke leicht.“

43. Es ist gar nichts Seltenes, daß der aüßere Lohn für unsere Mühen ausbleibt. Wer aber für eine gute Sache gewirkt hat, trägt einen schönern in sich — das Bewußtsein treüer Pflichterfüllung. Mit ihm ausgestattet wird ihm das schwierigste Handeln leicht, und nach einem schweren Tage erquikkt ihn süße Ruh. Auch das harte Lager wird ihm weich und er schläft sanfter als der Tagedieb auf seinem Flaum. Mit einem Worte Gott hat der treuen Pflichterfüllung und Kraftanstrengung den stärkenden Schlaf als unmittelbare Segnung verliehen. Das Sprichwort sagt: „Wer in Gottes Scheune drischt (wer für eine gute Sache wirkt) den wiegen Engel ein.“

44. Ein fleißiges Pferd bekommt keine

Spreü. Unbedingt wahr ist dies Sprichwort nicht. Wohl kommen Fälle vor, in denen auch fleißige Pferde mit Spreü gefüttert werden. Oft gebietet es die Noth und dann ist es zu entschuldigen: oft ist's eine Folge ihres geizigen Herrn und dann Ungerechtigkeit. Dieselben Fälle finden, wenn wir den obigen Satz auf Menschen anwenden, Statt. In der Regel darf der Fleißige nicht Noth leiden; aber es können Verhältnisse eintreten, wo auch ihn dies Schikksal trifft. Aber er weiß, dass er es nicht verschuldet hat. Eben so sind auch dies nur Ausnahmen von der Regel, dass der fleißige Arbeiter von den Menschen unwürdig belohnt werde.

45. Wenn man besondere Unglükksfälle, oder traurige Verhängnisse, die oft ein ganzes Land treffen, ausnimmt, wird selten der treüe Arbeiter, wenn er mit seinem Fleiß Sparsamkeit verbindet, so weit herabkommen, um Andere um milde Gaben anzusprechen. Der Bettelstab ist das schwerste Holz. Wer ihn trägt, muss entweder sehr unglükklich, oder außerordentlich leichtsinnig sein. In jenem Falle verdient er unser Mitleid, in diesem unsere Verachtung.

Wer seinen Beruf in Ehren hält, den hält dieser wieder in Ehren. Ein Handwerk hat einen goldnen Boden, durch den kein Weg zum Bettelstabe geht. Unser Sprichwort sagt: Wer den Pflug scheüert (wer seinen Beruf treibt) der darf den Bettelstab nicht scheüern.

46. Ein Hinker holt keinen Adler ein. Das will sagen: Der Träge, Langsame, Saumsälige, Fahrlässige, wird es nie so weit bringen, als der Rüstige, der mit scharfem Auge die günstige Gelegenheit

zum Handeln erforscht und ungesäumt sie ergreift. Der Adler ist das Bild des Scharfsichtigen, des kühnen Unternehmers und raschen Vollführers. Der Hinker bildet den Langsamen, stets morgen Handelnden und immer Zuspätkommenden ab. Ehe eine Schneckenseele überlegt hat, fasst der Adlergeist sein Ziel schon.

47. Wenn ein Geschäft gelingen soll, so darf indess die nöthige Vorsicht nicht fehlen. Uebereilung schadet oft so viel als träger Aufschub. Es kommt dabei viel auf den Ort an, wo, auf die Zeit, wann, und auf die Umstände unter denen es geschieht. Dies will das Sprichwort mit den Worten sagen: Erst schauen, dann brauen. Auch ein geübter Brauer kann zuweilen schlechtes Bier machen; dem Geschicktesten kann etwas misslingen. Sie hatten nicht genug vorher geschaut, auf die einwirkenden äußern Verhältnisse oder auf die Mittel, mit denen sie wirkten.

3. Argwohn, Verdacht, Misstrauen.

Mit diesen drei Wörtern bezeichnet man die nachtheilige Meinung, die man von Jemanden besonders, was seine Rechtschaffenheit betrifft, hat. Argwohn und Verdacht beziehen sich aber auf vergangene und gegenwärtige, Misstrauen hingegen auf zukünftige Handlungen. Der Argwöhnische, Verdächtige und Misstrauische glauben, dass Jemand etwas Böses gethan habe, thue, oder dass er etwas Böses thun, etwas Gutes nicht thun werde. Für dies Alles haben sie jedoch keine hinreichenden Gründe.

Wenn Jemand mir durch seine Handlungsweise selbst Gelegenheit gibt, ungünstig über ihn zu urthei-

len, so habe ich Verdacht. Liegen aber die Gründe zu der Meinung, dass Jemand etwas Böses gethan habe, in mir, so heißt man die nachtheilige Meinung Argwohn. Man nennt Gründe, welche der Urtheilende aus sich selbst nimmt, subjektive, solche welche die Person, über die man urtheilt, dazu gegeben hat, objektive. Darnach ruht der Verdacht auf objectiven, der Argwohn auf subjektiven Gründen.

Wie der Mensch nun vom Vergangenen und Gegenwärtigen aufs Zukünftige schließt, so veranlassen Verdacht und Argwohn auch natürlich Misstrauen. Von dem ich glaube, dass er bereits nicht rechtschaffen gehandelt habe, dem trau' ich auch für die Zukunft keine hohen Proben von Rechtschaffenheit zu. So entsteht das Misstrauen ganz natürlich aus Argwohn oder Verdacht. Indess hat Misstrauen einen weitern Begriffsumfang als ihn die Letztgenannten haben. Argwohn und Verdacht kann man nur gegen Andere haben, Missrauen kann man aber auch in sich selbst setzen. Es ist oft sehr heilsam, wenn man es thut. Es ist nicht selten der Weg zur Selbstkenntniß. Argwohn keimt in der Regel in der Brust des Schwachen und Krankhaften und des schon oft Hintergangenen. Selten ist er beim Starken zu Hause. War Simson, war Herkules argwöhnisch? Verdacht kann Jeder schöpfen, doch ist er am Meisten bei Dem anzutreffen, der selbst gewohnt ist, schlecht zu handeln. Niemand sucht einen Andern hinter dem Ofen, wenn er nicht selbst dahinter gestekkt hat.

48. Hört der Argwohn Athem holen, so denkt er, der Sturm heult. Argwohn kommt her von arger Wahn. Wahn ist aber eine Mei-

nung, die auf keinen, oder auf eingebildeten Gründen beruht. Demnach ist arger Wahn oder Argwohn eine böse Meinung der Art. Der Argwöhnische hat die Gewohnheit Arges d. h. das Schlimmste zu denken. Er vergrößert die Sachen. Von einer zweideutigen Miene schließt er auf Gesinnungen und Handlungen. Wenn Zwei vertraut reden, so glaubt er, man redet von ihm. Der Argwöhnische ist ein unglükklicher Mensch. Wie süße Milch in einem sauren Gefäße zu Gallert wird, so wird jeder Eindrukk von Außen ihm eine schmerzliche Folter. Wo er den Luftzug des Athems vernimmt, da fürchtet er einen Sturm wie unser Sprichwort bildlich sagt.

49. Da Der, welcher nur Arges wähnt, selbst arg sein muss, so sagt ein anderes Sprichwort: „Der Argwohn ist des Teufels Lieblingsjünger." Auch Jesus hatte einen Lieblingsjünger. Es war Johannes. Wir kennen ihn als den Apostel der Liebe. Aber die Liebe denket nichts Arges. Sie, welche stets das Wohl der Brüder im Auge hat, erwartet auch nur Gutes von ihnen. Wie Johannes für das Reich Jesu, für Licht und Freiheit wirkte, so arbeitet der Argwohn für das Unrecht. Seine Wirkzeit ist die Nacht. Aus bösen Gedanken erzeugt er böse Anschläge und aus diesen brütet er oft das Verbrechen aus. Unzählige Morde stehen auf des Argwohns Rechnung. So ist er ein Diener in der Werkstatt der Sünde. Das ist der Sinn des Sprichworts.

4. Armuth, Reichthum.

Derjenige Zustand eines Menschen, in dem er der zeitlichen Güter so weit beraubt ist, dass er nur so viel

hat, als er höchst nöthig braucht, bis zu dem Grade, wo ihm auch das Unentbehrlichste fehlt und er es von Andern erbitten muß, heißt Armuth. Sie ist entweder eine ursprüngliche, oder eine entstandene. Sie kann ferner sein eine freiwillige, eine geistige. Menschen, die in diesem Zustande geboren sind und oft ihr ganzes Leben darin zubringen, sind ursprünglich arm. Manche sind erst später in diesen Zustand gerathen; dann nennt man die Armuth entstandene. Diese kann nun wieder verschuldet oder unverschuldet sein. Sie ist verschuldet, wenn sich Jemand durch Nachläßigkeit in seinen Geschäften oder Verschwendung diesen Zustand selbst herbei geführt hat. Wer aber durch Unglücksfälle um das Seine gekommen ist, der lebt in unverschuldeter Armuth. Andere z. B. die Mönche leben in einer freiwilligen Armuth d. h. sie haben aus Grundsatz das Eigenthumsrecht auf alle schon erworbenen, oder noch zu erwerbenden Güter aufgegeben. Unter geistiger Armuth endlich versteht man Mangel an Fassungskraft, Unfähigkeit richtige Begriffe zu bilden oder sie vernünftig zu verbinden, die Unfähigkeit sich auf einen höhern geistigen Standpunkt zu erheben.

Wer mehr hat, als zur Befriedigung der Bedürfnisse seines Standes, wozu auch gewisse, diesem Stande eigenen Bequemlichkeiten gehören, erforderlich ist, den nennt man reich. Der Reichthum ist entweder ein äußerer oder ein innerer. Jener umfaßt irdische Güter, besonders Geld. Dieser Anlagen, Kräfte, Kenntnisse. Die von der Natur uns verliehenen herrlichen Anlagen heißen natürliche, die durch eigenen Fleiß bewirkte Vermehrung des geistigen Eigenthums heißt erworbener Reichthum.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen mag die kurze Erklärung der unter diese Ueberschrift gehörigen Sprichwörter folgen.

50. Armuth heilt Hochmuth. Wer Andere um seiner eigenen wirklichen, oder überschätzten, oder blos eingebildeten Vorzüge wegen verachtet, den nennt man hochmüthig. Der Hochmuth ist der beleidigendste Stolz. Um ihn geltend zu machen ist ein grösseres als blos zur Befriedigung der äusseren Lebensbedürfnisse nothdürftig ausreichendes Maß irdischer Güter erforderlich. Es gehört Unabhängigkeit von Andern dazu. Wer aber aus diesem Zustande in den der Armuth geräth, wird abhängig von ihrer Milde, und er wird nun wohl aufhören, die zu verachten, die ihn an Selbstständigkeit übertreffen. Darin wird das obige Sprichwort seine Rechtfertigung finden.

51. Oft hält den Wohlhabenden nichts von einem Unternehmen zurükk, als die Furcht bei demselben zu verlieren, was er besitzt. Auch fühlt er das Bedürfniß des Wagens in dem Grade, wie der Arme, weil er nicht Noth leidet. Dieser wird von der Noth gedrängt, einen Schritt zu thun, der ihn aus seiner bedrängten Lage herausreißen kann. Verlieren kann er nichts, daher von dieser Seite keine Furcht. Stände auch das Leben auf dem Spiel; er hat ja nur ein kummervolles, sorgenschweres zu verlieren. So wagt der Arme oft das Äußerste und das Sprichwort sagt mit Recht: „Armuth hat Muth." Damit stimmt ein anderes:

52. Armuth Wunder thut. Wunder steht hier in seiner weiten Bedeütung. In dieser bezeichnet es alles Ungewöhnliche und Außerordentliche, alles, worüber man sich zu wundern pflegt. Demnach will das

Sprichwort sagen: die Armuth treibt oft Menschen, nicht nur ausserordentliche schwierige Unternehmungen zu beginnen, sondern sie auch zur Verwunderung aller, die Kenntniss davon haben, auszuführen.

53. Wer dem Armen leiht, dem zahlt Gott die Zinsen. Schon Jesus sagt in seinem schönen Gleichniss: Was ihr den Armen gethan habt, das habt ihr mir gethan. Das Gute bleibt nirgend unbelohnt. Wer den Armen mit seinem Eigenthum unterstützt, der wird zwar oft in irdischer Hinsicht des Gewinns entbehren; aber Gott wird ihm die Zinsen zahlen; — d. h. er wird des Segens sich erfreuen, den Gott mit jeder edeln Handlung verbunden hat.

Zinsen sind Abgaben, die Jemand einem Andern zahlt, dass er einen Theil von dessen Eigenthum für sich benutzen darf. Diese Abgabe kann oft der Arme nicht zahlen; daher leiht man ihm nicht; daher fordert man ihm das bereits Geliehene wegen Mangels genügender Sicherheit wieder ab. Wer aber dem redlichen Armen ungeachtet dessen, dass er weder Zinsen zahlen, noch gehörige Bürgschaft leisten kann, zur Zeit der Noth mit seinem Eigenthum unterstützt, der handelt edel. Der Segen Gottes ist sein; selbst wenn das Irdische, was er lieh, verloren wäre. Uebrigens heißt leihen hier überhaupt unterstützen.

54. Der Arme hat oft nicht Das, womit er die dringendsten Bedürfnisse des Lebens auf die armseligste Weise befriedigen kann. Es ist daher gar nicht daran zu denken, daß er im Stande sein werde, durch theure Speisen sich die Freuden des Wohlgeschmakks zu verschaffen. Das, was er hat, langt auch nur für den gegenwärtigen Augenblikk. Für die Zukunft zu sam-

meln und einzukaufen, fehlen ihm die Mittel. Am entferntesten bleiben ihm gute Speisen. Dies drückt das Sprichwort mit den Worten aus: „Wer Bratspieße sucht, muss in keines Armen Küche gehn."

55. Die Armuth hat verschiedene Ursachen. Sie kann von schlechter Wirthschaft, Trägheit, Nachlässigkeit u. d. gl. herkommen. Sie heißt dann selbstverschuldete. Ihr kann man sehr gut durch Ordnungsliebe, Sparsamkeit und Fleiß entgehen. Wer seine Zeit weise anwendet, dem wird die Armuth meist fern bleiben. Uebrigens wird sie rasch genug Den ergreifen, der die Hand in den Schoß legt. Dies der Sinn des Sprichworts: „Wer der Armuth entlaufen will, der muss rasch sein."

56. Tausende stehen morgens auf und müssen die Frage seufzen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken?" Ihre Küche ist leer. Auch für sie sorgt Gott. Oft mögen sie hungern, aber sie erhungern nicht. Thun sie treu das Ihre, so wird sich ihnen bald eine Gelegenheit darbieten, welche ihnen das Nothwendigste reicht. Dies meint das Sprichwort: „Wer eine leere Küche hat, für den hat Gott offne Tafel." Nur ist dies nicht so zu verstehen, als brauche man sich nur blindlings auf die Fürsehung zu verlassen, ohne selbst etwas zu thun. Nein, nur der, welcher treu seine Pflicht gethan hat, darf hoffen, dass Gott seine Thätigkeit segnen werde. Für den Müßiggänger hält Gott nicht Tafel. Er isst Sündenbrot.

57 Die Gewohnheit übt einen außerordentlichen Einfluss auf den Menschen aus. Vorzüglich kommt sehr viel darauf an, in was für Verhältnissen Jemand

aufgewachsen ist. Verlebte er seine Jugend im Reichthum und Ueberfluss, genoss er alle Vergnügungen, die ihm sein Stand bot, so wird es ihm schwer werden, einst in einem Zustande der Mittellosigkeit zu leben, die ihm je das Vergnügen versagt und ihm zuweilen das Nöthigste nicht bietet. Ganz anders der in der Dürftigkeit Erzogene. Auch seine Lage ist nicht beneidenswerth; aber sie ist weniger schwierig. Er kennt die Freuden und das bessere Leben der Wohlhabenheit nicht. Er hat das Entbehren geübt. Bei Wenigem zufrieden, sind nie außerwesentliche Güter ihm Bedürfniss geworden. Daher sagt das Sprichwort: „Wer in der Jugend fasten lernt, dem fällt das Darbfieber im Alter nicht schwer."

58. Die Armuth gibt zu manchen Fehlern und Sünden Anlass; indess ist auch die Mutter und Erzieherinn vieler Tugenden. Vorzüglich findet sich die Sparsamkeit bei ihr. Niemand hat größere Aufforderung sparsam zu sein, als der Arme. Er hat nur wenig und soll damit große Dinge thun. Er muss daher auf Mittel sinnen, dem Wenigen, was er besitzt so viel abzugewinnen, oder es so weit auszudehnen, dass es hinreicht ein bestimmtes Bedürfniss für eine gewisse Zeit damit zu befriedigen. Das Sprichwort: Arme Leute spinnen feine Fäden, will diesen Gedanken ausdrükken. Das Bild ist vom Spinnen hergenommen. Je theurer der Flachs und je wohlfeiler das Garn ist, desto mehr sind die Spinner genöthigt viel aus wenig zu gewinnen. Noch auf viel andere Weisen konnte diese Wahrheit ausgesprochen werden; z. B.: „Arme Leute schmieren dünne Schnitten."

59. Reiche finden — Arme erfinden. Man

kann finden ohne dass man diese Absicht hatte; aber wer erfindet, hat stets planmäßig die Lösung einer Aufgabe verfolgt, bis sie ihm gelang. Es unterliegt keinem Zweifel, dass jenes als ein Werk des Zufalls nicht den Werth des Letzrern hat. Der Reiche welcher Alles hat, was er braucht, kommt wenig in die Verlegenheit des Suchens, der Arme hat, wie beschränkt sie auch sein mögen, doch auch seine Bedürfnisse. Aber der Mangel an Mitteln, sie zu befriedigen zwingt ihn, seine Kräfte anzustrengen, neüe zu erdenken, etwas noch nie Versuchtes zu wagen. Es gelingt. Ihm ist geholfen. Wäre er wohlhabend gewesen, so würd' es vielleicht ungefunden geblieben sein. So hat die Armuth auch ihren Segen und ihre Freüden, freilich nur für den, welcher Verstand genug besitzt, sie als ein Mittel Gottes zu seiner Erziehung anzusehen. Ein anderes Sprichwort sagt daher in demselben Sinne:

60. Wer die Weisheit im Bettelrokk nicht findet, der fängt sie auch im Purpur nicht.

Dies Sprichwort ist aber nur zum Theil wahr. Allerdings bietet die Armuth viel Gelegenheit, die wahre Lebensweisheit, Zufriedenheit, Streben nach geistigen Gütern, Selbstverlaügnung u. s. w. zu lernen und zu üben; aber sie unterdrükkt auch haüfig unter der irdischen Sorge das edlere Selbst. Dagegen hat der Reiche, der nie für aüßere Lebensbedürfnisse zu sorgen hat, mehr Kraft, Muße, Aufforderung seinen Geist anzubauen, als der ärmere Mitbruder. Aber das Sprichwort will sagen: wer in der Dürftigkeit lebend nicht einsehen lernt, dass der Mensch für etwas Höheres geschaffen sei, als für bloß schnell vorübergehenden irdischen Genuss, der wird im Gewühl

sinnlicher Lust noch weniger zu dieser Einsicht gelangen.

61. Ein anderes ists von Noth reden hören, und ein anderes sie selbst fühlen. Wer bei einer vollen Schüssel sitzt, weiß nicht, was hungern und nichts haben heißt. Wem das Glükk lächelt, fühlt nicht, wie dem Bedrängten zu Muthe ist. Der im Ueberfluß Lebende kennt die Gefühle des Mangels nicht. Unter einem derben Bilde drükkt diese Wahrheit das Sprichwort aus: „Fette Esel wissen nicht, wie die Falten im Graurokk stehen." Falten sind Wirkungen des Mangels; Wohlbeleibtheit ist Zeichen guter Tage.

63. Nicht jeder Mensch, den die Gunst des Schikksals zu hohen Ehren hebt, ist ein ausgezeichneter und dieser Ehre werth. Oft steht der Unwürdigste hoch oben. Aber eben so ist auch nicht jeder, den die Ungunst des Geschikks in der Niedrigkeit und Verachtung ließ, ein schlechter und dieser Verachtung werther. Die äußere Stelle, die Jemand im Leben einnimmt, entscheidet nichts über seinen Werth. Das Bessre ist oft da, wo man es am wenigsten sucht. Selbst Weise suchten den Heiland in der Königl. Residenz Jerusalem, während die Krippe eines bethlehemitischen Stalles sein Lager war.

Dies fordert uns zu großer Vorsicht im Urtheil über die Menschen in niederen Ständen und dürftigen Lagen auf. Wie herrliche Kräfte mögen da oft liegen, und keinen Boden haben, um sich zu entwikkeln. Dies sagt das Sprichwort mit den Worten: „Es ist nicht alles Kehricht, was unter dem Besen liegt."

63. Von einer Furcht, die sehr oft den Wohl-

habenden quält und ihm den frohen Genuss des Lebens verbittert, ist der Arme frei, nämlich von der — viel zu verlieren. Weder das Unglükk, noch die Bosheit der Menschen können ihm viel nehmen. Denn:

„Von einem leeren Baume schüttelt der Wind keine Pflaume.“

Wer nichts hat, dem kann man nichts nehmen; dies gilt von der äußern und innern Armuth.

Bei allen diesen Vortheilen, welche die Armuth gewährt, würde es aber doch eine arge Missdeutung sein, wenn man sich durch sie wollte zur Verachtung oder Geringschätzung irdischer und geistiger Güter verleiten lassen. Die Armuth hat nur eine segnende Kraft für Den, der sie nicht verschuldet hat.

Bedürfniss.

Man versteht unter Bedürfniss die Nothwendigkeit der Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zwekkes. Gewöhnlich begreift man alles Dasjenige darunter, was zur Erhaltung unsers Lebens (durchaus) nothwendig ist.

64. Die Bedürfnisse aller Menschen sind nicht gleich. Der eine bedarf mehr als der andere. Vorzüglich gilt dies von den Personen verschiedener Stände, deren Bedürfnisse eben so verschieden sind. Es liegt in der Natur der Sache, dass Menschen höherer Stände auch mehr bedürfen, als Die niederer. Ein höherer Grad von Bildung erzeügt neüe Bedürfnisse oder verlangt mehr zu ihrer Befriedigung. Aber außerdem kommt es sehr häufig vor, dass Einzelne so viel verschwenden, dass ganze Familien davon leben könnten.

Dies will das Sprichwort sagen: „Was ein Kameel säuft, damit können sich viel Fliegen den Durst löschen.

Beruf.

Das Geschäft, dem man sich gewidmet hat, das man treibt, um damit sein Brot zu erwerben oder Andern nützlich zu werden, nennt man seinen Beruf.

65. Unberufene Hände verbrennen sich die Finger am Topf. Jeder Beruf erfordert zu gehöriger Betreibung eine Menge Kenntnisse, Geschicklichkeiten, Kunstgriffe, die nur Der in dem erforderlichen Maße besitzen kann, der eben der Betreibung dieses Berufs sich gewidmet hat. Da ist es nun sehr leicht möglich, daß sich die unberufene Hand d. h. eine solche Person, die zur Verrichtung des Geschäfts nicht bestimmt ist und der es daher an der dazu erforderlichen Geschicklichkeit fehlt, die Hände am Topfe verbrennt. Das will sagen, daß sie selbst beim besten Willen durch die Verrichtung des Geschäfts zu Schaden kommt, wie einfach es auch immer sei. Auch das einfachste erfordert eigene Handgriffe.

66. Es giebt Berufsarten, welche bestimmte Geschäfte für eine gewisse Menge von Personen und eine bestimmte Besoldung, verrichten. Man heißt sie Aemter. Jeder der ein Amt übernehmen will, muß sich zuvor prüfen, ob er auch die dazu nöthigen Fähigkeiten und Geschicklichkeit besitzt. Und ist dies der Fall, so muß er, nachdem er es übernommen hat, auch treu seine Kräfte für die Obliegenheiten desselben verwenden. Wenn er dies nicht thut, so bezieht er Das, was

er als Lohn, Sold, Gehalt ꝛc. empfängt, mit Unrecht. Das will das Sprichwort sagen:

„Wenn der Hofhund nicht bellt, frisst er das Futter umsonst.“

67. Jeder Beruf, wenn er ordentlich betrieben wird, lohnt auf eine Weise, dass Diejenigen, welche sich ihm gewidmet haben, nicht Noth leiden dürfen. Wer aber seinen Beruf verläßt, den verläßt auch sein Beruf d. h. wer seine Kräfte nicht seinem Geschäfte widmet, sondern sie auf andere Sachen verwendet, die nicht zu seinem Berufskreise gehören, der kann unmöglich erwarten, dass ihm sein Beruf in dem Maße lohne als es geschehen würde, wenn man ihn mit voller Kraft betriebe. Wenn Jeder in seinem Berufe redlich das Seine thut, so muss nothwendig Alles gut gehen. Wo aber der Schuhmacher dem Lehrer will Schule halten und der Bauer, statt sich um den Pflug zu kümmern, über Regierungsangelegenheiten streitet, da müssen die Sachen schlimm stehen. Daher sagt das Sprichwort:

„Wägt der Bauer die Krone, so hat er Armuth zum Lohne.“

68. Nicht Jeder hat zu jedem Berufe die erforderlichen Anlagen und Eigenschaften. Es ist daher ein sehr wichtiger Schritt, den man thut, wenn man seinen Beruf wählt. Von dieser Wahl hängt meist das ganze Lebensglükk ab. Vorzüglich nachtheilig ist es, wenn sich Jemand zu einem schweren Amte drängt, dem er nicht gewachsen ist. Der Schade, der dadurch meist gestiftet wird, ist zuweilen unberechnenbar. In der Regel kann sich aber der so Schwer- und Fälschgestellte

selber auf seinem Platze nicht halten. Es fehlt ihm an Kopf und Herz; und er, der in einem niedern Kreise auf einem andern Platze recht viel Gutes gestiftet haben könnte, muss hier seine Stellung mit Schmach und segenlos aufgeben. Wer die zu einem Amte, Berufe erforderlichen Kenntnisse und Eigenschaften nicht besitzt, verdirbt. Dies der Sinn des Sprichworts: „Ein leerer Topf zerspringt beim Feuer."

69. Nach dem Maße der ihm von Gott verliehenen Kräfte muss sich Jeder den Kreis seiner Thätigkeit wählen. Wer sich sagen muss, dass er für einen großen nicht befähigt ist, der wird klug handeln, wenn er einen entsprechenden kleinen wählt. Wem wenig gegeben ist, von dem will Gott auch nur wenig fordern. Man kann im kleinen Kreise oft mehr Gutes stiften und reinere ungetrübtere Freuden genießen, als in großen Wirkungskreisen. Denn: „Ein guter Fußsteig ist besser als eine schlechte Straße."

70. Einem hungrigen Hunde muss man nicht die Schüssel zur Fleischkammer geben. Dies Sprichwort wendet sich an Die, welche Andern Geschäfte und Aemter auf- und übertragen. Das ist nicht leicht. Es kommt Alles darauf an, dass für den zu besetzenden Platz grade die Kraft aufgefunden werde, welche im Stande ist, ihn würdig auszufüllen. Allerdings muss man darauf sehen, ob Jemand die nöthigen Kenntnisse dazu hat. Aber diese allein können unmöglich entscheiden. Leider geschieht Dies sehr oft; und das ist kein geringes Versehen. Man muss sich auch um den Charakter des Anzustellenden bekümmern. Wie viel hangt von Treü und Ehrlichkeit ab. Es wäre ganz verkehrt, einem Habsüchtigen ein Geschäft

auszutragen, wobei er durch Drukk der ihm Untergebenen unter dem Schein des Rechts seinem Laster fröhnen könnte. Im Allgemeinen sagt daher das obige Sprichwort: Man muss Niemanden ein Geschäft anvertrauen, das die Fehler nährt, wozu er vorzüglich geneigt ist.

71. Es ist um die Nadel geschehen, wenn sie dem Bauer pflügen hilft. Dies Sprichwort gleicht in seiner Bedeutung dem: „Wägt der Bauer die Krone, so hat er Armuth zum Lohne." Wer seinen Beruf vernachlässigt, um sich um andere Sachen zu bekümmern, bereitet sich den Weg zur Armuth.

7. Bescheidenheit, Grobheit.

Bescheiden heißt Derjenige, der durch sein Betragen zu erkennen gibt, dass er seine Vorzüge nicht zu hoch schätzt, und der desshalb auch keine unmäßige Ansprüche auf Ehrenbezeigungen und Dienstleistungen Anderer macht. Bescheidenheit ist also die Mäßigkeit in der Beurtheilung unsers Werthes und in den Ansprüchen auf Vorzug und Ehre.

Grob heißt einmal Der, welcher Mangel an gesellschaftlicher Bildung verräth, so wie Der, welcher durch Reden und Handlungen den Anstand auf eine für Andere beleidigende Weise verletzt. Wer Andere die ihnen schuldige Achtung es sei in Handlungen, oder Worten versagt, kann dies nun entweder thun aus Dummheit, oder aus Hochmuth. Die Grobheit der erstern Art hat ihren Grund in Bildungsmangel, die der letztern in unedelm Stolze.

72. Schwere Aehren neigen sich. Derjenige Mensch, welcher eine große Summe von Kennt-

wissen, einen hohen Grad von Bildung, viel wahres Verdienst besitzt, ist auch zugleich zu der Einsicht gekommen, dass ihm noch viel fehle. Er versteht es auch den Werth Anderer richtig zu schätzen. Dies macht ihn bescheiden. Der Sinn des Sprichworts ist kurz der: Kenntniss-, Bildungs- und Verdienstreichthum macht bescheiden.

73. Bescheidenheit ist eine der schönsten gesellschaftlichen Tugenden. Jeder liebt den bescheidenen und geht gern mit ihm um. Ueberall kommt man ihm freundlich entgegen. Ganz anders ist das Loos des Groben, oder Grobstolzen. Je mehr er sich selbst überschätzt, und je geringer er dagegen den Werth Anderer anschlägt, desto weniger ist er auch geneigt, ihnen äusserlich die Achtung auszudrükken, worauf sie gerechte Ansprüche haben. Er verschmäht die freundliche Bitte und will alles mit rauhen Forderungen erreichen; aber selten kommt er ans Ziel und muss gar manche unangenehme Erfahrung machen, die er nicht hätte machen dürfen, wenn er bescheidener verfahren wäre. Das Sprichwort sagt daher: „Je steifer der Hals, desto mehr Beulen der Kopf," weil Derjenige, der sich zur rechten Zeit zu bükken versteht, leichter auch in verwikkelten und beschränkten Verhältnissen zurecht kommt, als der Unbiegsame.

74. Ein Veilchen riecht besser als zehn Tulpen. Bekanntlich ist das Veilchen das Sinnbild der Bescheidenheit, die Tulpe dagegen das des Stolzes ohne wahren Werth. Das Sprichwort will sagen: Wahrer Werth wird, auch im dem bescheidensten Kleide nicht übersehen; er verliert nicht nur nichts dadurch, gewinnt vielmehr. Dagegen kann der Mensch ohne Verdienst, ohne Kenntnisse einen noch so hohen

Ton anstimmen, er wird eben so wenig dadurch sich die Achtung der Menschen erwerben, so wenig er sie verdient. Ein bescheidener, in seinem Berufe tüchtiger Mensch ist nicht nur angenehmer als zehn, sondern als alle eingebildete, anspruchvolle und verdienstarme Tulpenmenschen.

75. Wer mit groben d. h. bildungsarmen, oder hochmüthigen Menschen umgeht, oder umgehen muss, kann auch nur darauf rechnen, dass sie durch ihr Betragen ihren Bildungsmangel oder ihre wegwerfende Denkungsart an den Tag legen werden. Dies will folgendes Sprichwort sagen:

„Wer mit Ochsen spricht, dem geben Ochsen Antwort."

76. Da der Bescheidene seinen Werth nicht überschätzt, sondern ihn eher geringer anschlägt, so wird er auch desto eher geneigt sein, den Werth Anderer richtig zu erkennen und ihnen daher gern die Achtung zollen, die er ihnen dafür schuldig ist. Insofern nun Jemand gern bereit ist Andern die äußeren Zeichen der Achtung in Reden, Gebärden, Handlungen auszudrükken, nennen wir ihn höflich. Der Bescheidene wird es in der Regel sein, so wie der Grobe nie, entweder weil ihm die Fertigkeit fehlt, Jedem die Proben der Achtung zu geben, die er nach seinen Verhältnissen und den eingeführten Sitten verlangen kann oder weil ihm ihm die Geneigtheit dazu mangelt. Nun ist es aber eben so leicht und angenehm die Aufmerksamkeiten des geselligen Lebens zu erweisen als empfehlend. Dass es nichts kostet höflich zu sein, sagt das Sprichwort: „Man kann den Hut oft abziehen, eh' das Schild bricht." Und ein altes: Höflich sein bricht kein

Bein. Mit dem Hut in der Hand kommt man durchs ganze Land.

77. **Wer will steigen, muss sich beugen.** Dies ist fürs Erste buchstäblich wahr. Jeder, der eine Treppe, oder einen Berg bestiegen hat, weiß dies. Es hat dies einen physikalischen Grund. Wer steigt, geht auf einer schiefen Ebene. Dadurch bekommt der Schwerpunkt des menschlichen Körpers eine andere Richtung als bei der wasserrechten Grundfläche. Der Oberkörper biegt sich vor, um das gewöhnliche Verhältniss herzustellen. Dadurch wird das Steigen leichter, weil es dem Gehen auf wagerechtem Grunde mehr entspricht.

Das Steigen in den Verhältnissen des Lebens hat nun viel Aehnlichkeit mit dem Steigen des Körpers im Raume. Auch hier wird es durch Biegung d. h. Bescheidenheit, welche die Selbstkenntniß fördert, erleichtert. Ueberdies bedarf Jeder, der eine höhere Stufe in den Verhältnissen des Lebens erreichen will, der Unterstützung Anderer. Leicht wird sie dem Bescheidenen, selten dem Stolzen und Unhöflichen werden.

8. Besserung.

Man verbessert etwas, wenn man es aus einem unvollkommnern Zustande in einen vollkommnern versetzt. Der Mensch bessert sich, wenn er in Gesinnung und Handlung das Böse ablegt und das Gute annimmt. Die **Besserung** ist **allgemein**, wenn sie sich über den **ganzen** sittlichen Zustand verbreitet. Sie ist **gründlich**, wenn der verkehrte Wille **gänzlich** verändert wird.

Reu ist von Blei. Die Reue besteht darin, daß

wir etwas, was wir gethan haben, missbilligen und wünschen, es entweder gar nicht, oder wenigstens nicht so gethan zu haben. Dies Missvergnügen mit sich und seinem sittlichen Zustande setzt eine genaue Kenntniß desselben voraus; und in Rükksicht darauf, dass Selbstkenntniß so schwer und selten erlangt wird, sagt das Sprichwort, dass die Reue von Blei sei. Aber auch aus einem noch andern Grunde. Sie ist die Betrübniss darüber, dass man etwas schlecht gemacht habe. Diese drükkt.

79. Wer auf der See nicht besser wird, bei dem wirkt auch eine Landpredigt nichts. Sehr häufig wird der Mensch durch äußere Noth zum Nachdenken über seinen sittlichen Zustand gedrängt. In der Bedrängniß erkennt er seine Fehler und gelobt Aenderung seiner Denk- und Handlungsart. Aber diese Besserung ist nicht von hohem Werth. Sie dauert oft nicht länger als der Zu and der Noth, der sie erzeugte. Da nun das Seeleben gefahrreicher als jedes andere Lebensverhältniss ist, so ist es leicht möglich, dass es manchen verstokkten Sünder durch außerordentliche Ansprachen erwekkt, den gewöhnliche Schikksale wie sie das Leben auf dem Lande in der Regel beüt, nicht errufen konnten. Sinn: Wer die Stimme Gottes in außerordentlichen Schikksalen nicht vernimmt, der wird sie in der Regel auch in den gewöhnlichen überhören. Jede Regel hat indess ihre Ausnahmen.

80. Es ist nicht damit gethan, dass man besser wird und nun glaubt, für immer fertig damit zu sein. Wenn man einen Fehler abgelegt hat, muss man auf der Hut sein, dass man ihn nicht in der Folge, oder an seiner

Statt einen andern, annehmen. Das Sprichwort sagt dies so: „Wenn der alte Adam (die fehlerhafte Denk- und Handlungsweise) ausgetrieben (abgelegt) ist, muss ein Engel (das ununterbrochene Ringen nach immer höherer Vollkommenheit) das Paradies (den bessern Menschen) bewachen.

Ueberdies ist Besserung nicht ein Geschäft das an bestimmten Tagen abgethan wird, sondern das beständige Streben nach Gottähnlichkeit.

9. Bestimmung

ist Das, wozu Etwas da ist. Die Bestimmung des Menschen ist der höchste und letzte Zweck seines Daseins und Wirkens.

81. Aus den Kräften, welche Gott dem Menschen gegeben hat, kann er erkennen, was er nach dem Willen Gottes werden soll. Im Allgemeinen haben alle Menschen eine und dieselbe Bestimmung — möglich hohe Ausbildung ihrer Anlagen und Kräfte und der damit verbundene Genuss von Glükkseligkeit. Aber die Art und Weise wie Jemand hier seine Kräfte entwikkelt, wozu er sie gebraucht, um sich und Andern nützlich zu werden, ist sehr mannichfach. Man braucht daher auch Bestimmung in einem engern Sinne und versteht darunter den Wirkungskreis, für den Jemand geschaffen zu sein scheine, weil er Anlagen, Kräfte und Neigungen besitzt, die zu segenreicher Thätigkeit darin erforderlich sind. Es ist nicht gleichgiltig, in was für einem Berufe Jemand thätig ist. Er muss Den wählen, zu dem ihn die Natur durch die Kraftausstattung bestimmt hat. Das ägyptische Gesetz, nach welchem der Sohn grade den Beruf erwählen musste, den der Vater hatte, war

nicht weise. Nachdem hätte Sokrates ein Bildhauer, Pindar ein Pfeifer, Theophrast ein Walker, Horaz ein Salzhändler, Virgil ein Töpfer, Moliere ein Tapezirer, K. Gessner ein Kürschner, Wolf ein Gerber und Jesus — ein Zimmermann werden müssen. Und wie viel Gutes wäre dadurch unterblieben! Man muss Kräfte, die mehr leisten können, nicht absichtlich auf einen zu engen, und ihnen deshalb unangemessenen Wirkungskreis einschränken, eben so wenig andere, die nicht dazu berufen sind, für größere bestimmen. Das Sprichwort sagt: „Was ein Mastbaum werden soll, daraus muss man keine Schwefelhölzer schnitzen," oder das für Großes Bestimmte nicht zu Kleinem zweckwidrig zersplittern.

82. Der Demant ist ein theurer Stein, aber Funken gibt er nicht. Der Diamant ist der theuerste Edelstein. Er ist für jede Feile zu hart und kann nur mit seinem eigenen Staube geschliffen werden, wodurch er einen alle Edelsteine überstrahlenden Glanz bekommt. Diese Eigenschaften geben ihm eine höhere Bestimmung als die, welche der gemeine Feuerstein hat. Manche Menschen leisten ihrer vorzüglichen Eigenschaften wegen in Geschäften, wozu viel Geist gehört Außerordentliches, es wäre daher Unrecht, wenn man ihnen Geschäfte auftragen wollte, wozu eine andere viel gewöhnlichere Kraft ausreichen würde.

83. Wer seine Bestimmung als Mensch, Bürger Künstler ꝛc. ꝛc. erreichen will, darf sie nie aus dem Auge verlieren. Beständig muss er nach der Erreichung streben. Wer dies nicht thut, wird sie verfehlen. Denn „Wer in jede Schenke einkehrt, dem schließt man die Herberge zu."

10. Bettler.

Ein Bettler ist ein Mensch, der seinen Unterhalt dadurch sucht, dass er öffentlich die Wohlthätigkeit Aller in Anspruch nimmt.

84. Wem der Bettelsakk zum Pathengeschenk ward, der trägt nicht schwer daran. An sich ist das Leben des Bettlers ein höchst unwürdiges. Er ist nie selbständig. Stets hängt er von der Willkür Anderer ab. Das setzt seine Menschenwürde beinahe auf Null herab. Sein Loos scheint Jedem, welcher es einigermaßen begriffen hat, was es heißt, ein Mensch zu sein, ein sehr hartes. Aber so scheint es uns nur. Mancher ist von Jugend an zum Bettler gebildet. Das zarte Gefühl fehlt ihm. Er besitzt ein gehöriges Maaß von Unverschämtheit. Dabei führt er ein vergnügtes und sorgenloses Leben. Mit wenig Worten: Wer von früh an, zum Bettler erzogen worden ist, der fühlt das Schmachvolle seines elenden Gewerbes nicht. Dies will das obige Sprichwort sagen.

85. Ein leerer Bettelsakk ist schwerer als ein voller. Dies Sprichwort gehört zu denen, welche wörtlich verstanden einen Widerspruch enthalten. Es will aber nur sagen, dass es desshalb schwerer sei, einen leeren Bettelsakk zu tragen, weil der Träger noch in der völligen Ungewissheit lebt, ob er etwas und wie viel oder wie wenig er von der Mildthätigkeit der Menschen erhalten werde. Diese Sorge macht den Bettelsakk schwer. Ist er gefüllt, so fällt diese Sorge weg. Und ein Sakk mit Gaben ist in der That leichter zu tragen, als einer mit Sorge. Wer seinen Zwekk erreicht hat, fühlt das Drükkende nicht, womit eben diese Erreichung ihn belastet.

86. „Die Bettelsucht," sagt ein früherer Sprichwörtererklärer, „hat ihren Grund in der Neigung zum Müssiggange. Man muss Bettler und Arme nicht mit einander verwechseln. Der Arme kämpft durch Arbeit wider die Armuth. Der Bettler ist arbeitscheü und will auf Kosten der Arbeitenden leben. Dieser Hang verderbt den ganzen Charakter des Menschen. Niederträchtigkeit, Schamlosigkeit, Heüchelei und Trägheit sind die Grundzüge des Bettlers. Aus ihnen kann sich daher sehr leicht jedes Verbrechen entwikkeln. Daher sagt das Sprichwort: „Bettelbriefe führen ins Galgenland." Wer sich nicht schämt zu betteln, der wird auch nicht sittliche Kraft genug besitzen, um andere Unwürdigkeiten von sich zu weisen.

87. Wenn der Bettler trotzt, bleibt der Sakk leer. Durch Freündlichkeit wird der Bettler, wie jeder Andere, mehr erreichen, als durch ungestümes Fordern. Indess kommt es nur zu häufig vor, dass Bettler mit ihren Bitten einen unverschämten Trotz verbinden und dass sie oft erhalten, bloss um ihrer los zu werden. Doch sind dies nur Ausnahmen. Tüchtige Bettler, die ihr Gewerbe aus dem Grunde verstehen, trotzen wol auch, aber durch erheüchteltes Elend, womit sie die arglose Gutherzigkeit hintergehen.

11. Bildung, Aufklärung.

Unter Bildung versteht man die Entwikkelung der ursprünglichen geistigen und körperlichen Anlagen des Menschen.

Aufklärung bezeichnet entweder eine Handlung, oder einen Zustand, in dem man sich befindet. Wer schäd-

liche Vorurtheile und Irrthümer vernichtet und die Ausbreitung richtiger und nützlicher Kenntnisse befördert, der klärt auf (Aufklärung im objectiven Sinne — als Handlung.) Wer im Besitze wahrer und deutlicher Kenntniss ist, den nennen wir aufgeklärt. Wo sich diese Kenntnisse vorfinden, da herrscht Aufklärung (in subjectiver Bedeutung — als Zustand.)

88. Wenn der Teufel die Fenster vermauert, jagt der Wind einen Ziegel vom Dache. Wenn auch böse Menschen den Plan machen, ihre Mitbrüder in Unwissenheit und Dummheit zu erhalten, oder in diesen Zustand wieder zurück zu führen, ja wenn ihnen die Ausführung desselben schon gelungen zu sein scheint; so fehlt es Gott, dem Vater des Lichts, doch nicht an Mitteln, jene Absichten zu vereiteln und die Erziehung seiner Menschen zu höherer Wahrheit, reinerer Erkenntniss fortzusetzen. Wenn die Sonne nicht durch die geschlossenen Fenster scheinen kann, dann schickt sie die Strahlen durch Dachspalten. Wenn ganze Erdtheile in Nacht begraben liegen, da sendet Gott hier einen Peter Wald, dort einen Wiklif. Der Mensch ist zum Lichte geschaffen. Darnach dürstet die edle Seele. Den Bemühungen aller Wahrheitsfeinde zum Trotz wird es ihm werden. Es lässt sich seinen himmlischen Beruf zu erleuchten und zu erwärmen nicht nehmen.

89. Je schwärzer die Nacht, je heller sieht die Eule. Dies Sprichwort kann auf eine doppelte Weise ausgelegt werden. Je unwissender die Menschen sind, desto leichter wird es dem Arglistigen sich ihrer Schwäche zu seinem Vortheil zu bedienen: je schärfer sieht er. Aber auch: In je dickerer Finsterniss ein

Volk wandelt, je planmäßiger es von seinen Unterdrükkern darin erhalten wird, desto schärfer sieht der einzelne unter ihm lebende Weise diese höllischen Absichten, oder den unglükkseligen Zustand. Er wacht für Die, deren Geist schläft. Die Blitze seines Lichtauges senden der Wahrheit Strahlen in das verwandte Auge und erschrekken die Bosheit.

Bei den alten Griechen waren nämlich die Eule und der Hahn der Minerva, der Göttin der Wissenschaft, der geistigen Bildung geheiligt. Man wollte durch ihre Wachsamkeit anzeigen, daß wahre Weisheit niemals einschlummere und um so heller sehe, je tiefer die Nacht sei, die herein zu brechen drohe, oder bereits eingebrochen sei.

90. Die Aufklärung kann unmöglich, wenn sie rechter Art ist, das Werk eines Tages, oder auch nur irgend einer bestimmten Zeit sein. Sie soll Irrthümer und Vorurtheile d. h. unrichtige in der Seele sich festgesetzte Kenntnisse wegschaffen und statt ihrer deutliche Vorstellungen und Kenntnisse, wirkliche, nicht bloß scheinbare Wahrheit setzen. Geschieht das Letztere, und werden Wahrheiten, insofern man sie irriger Weise für Irrthümer hielt, nieder gerissen, so ist die Aufklärung eine falsche.

Richtige Kenntniß läßt sich aber nicht erzwingen, sondern nur auf dem langsamen Wege der allmähligen Bildung erlangen. Daher sagt das Sprichwort: „Wider Nebel wirkt kein Hebel." Nur das warme Licht der Sonne vermag ihn zu zerstreuen. Er kann sich vor ihr nicht halten. So zerfließt der Irrthum von selbst, wenn der Mensch zu richtiger Einsicht gelangt.

91. Gott hat jedem Menschen eine Summe von Kräften gegeben, die er ausbilden soll. Es zu können, fehlt es ihm nirgend an Gelegenheit. In dieser Ausbildung ist eben seine Erziehung begriffen. Der Schöpfer hat die weise Einrichtung getroffen, daß mit jedem höhern Bildungsgrade ein höherer Genuß von Glükkseligkeit verbunden ist. Eben so wächst die Kraft dadurch, daß man sie anstrengt. Sie bleibt aber bei Nichtgebrauch schwach und verkümmert. Dies gilt nicht bloß von den Kräften des Körpers, sondern ganz besonders von denen des Geistes. Wer seine Beine nicht zum Gehen und Stehen gebraucht, der wird bald beides nicht können. Wer mit seinen Armen nicht arbeitet, dem werden sie bald den einfachsten Dienst versagen. So wird auch Der, welcher stets Andere für sich nachdenken und urtheilen läßt, nie selbst nachdenken und urtheilen können. Nie wird er — und das ist einer der schmählichsten Vorwürfe, die man einem Menschen machen kann — des Gebrauchs seiner edelsten Kräfte mächtig sein. Das will das Sprichwort sagen: Wer mit fremden Augen sieht, verblindet auf die eigenen.

92. Wenn die Menschen in Unwissenheit und Irrthümern leben, so ist das ihre Schuld. Gott hat es Keinem an Gelegenheit zur Ausbildung seiner Kräfte, sowohl der körperlichen als geistigen, fehlen lassen. Alles, was ihn umgibt, fordert ihn auf, über die weisen Gesetze der Natur nachzudenken, seinen Verstand zu schärfen, seine Vernunft im Erfassen des Unsichtbaren und Ewigen zu bilden, seinen Geist mit Kenntnissen zu bereichern, sein Herz zu veredeln. „In Gottes Saale brennen viele Lichter." Nicht ein armseliges Lämplein bloß hat der liebe Gott hingestellt, um den

Menschen den Weg zur Wahrheit und Tugend zu zeigen; nein, überall ist Licht. Es bedarf nur eines gesunden Auges, es zu sehen und ihm zu folgen.

93. **Ein Sonnenblikk bringt mehr Gras hervor, als zehn Hagelwetter.** Das ist buchstäblich wahr. Denn ein Hagelwetter zerschlägt wohl das Gras, aber es schafft keins. Will sagen: Meist richtet der Weg der Milde mehr aus, als der der rauhen Strenge. Vorzüglich gilt dies in der Erziehung. Mit Donnerwettern macht man Niemanden gescheidt und gut. Das Klugsein lässt sich nicht befehlen. Die Bildung des Menschen geht ihren langsamen Gang. Wo Sonnenblikke sind, da wirds licht, da es zuvor Nacht schien. Wo Tod herrschte, da regt sich Leben in der Natur. Wie Sonnenstrahlen die Natur aus dem Todesschlummer wekken, so macht die Bildung des Geistes edlere Menschen.

94. **Drei Lichter verlöschen nicht: Gott Vernunft und Liebe."** So wahr Gott ewig ist und die Seligkeit aller seiner vernünftigen Geschöpfe will und mithin ihre stäte durch eine Ewigkeit dauernde Fortbildung, ohne welche jene nicht gedacht werden kann; so wahr sind Vernunft und Liebe ewig. Sie sind ja der Ausfluss aus Gott. Sie sind der Adam, den der Schöpfer dem ersten unsers Geschlechts einhauchte.

Vernunft ist das Vermögen, den Zusammenhang zwischen Ursach und Wirkung einzusehen. Sie ist die höchste Entwikkelung der Denkkraft, das Höchste, Thätigste und Feinste im Menschen, das ihn über die Sinnenwelt erhebt. Die Liebe kann eine verschiedene sein. Hier ist wol die zu Gott, die sich auf mannichfache

Weise äußern kann, darunter zu verstehen. Sie kann sich zeigen als inniges Wohlgefallen an Gott selbst wegen seiner Vollkommenheiten und wegen der zahllosen Beweise seiner Weisheit und Güte, die wir von ihm empfingen, als eine Zuneigung zu unsern Mitmenschen, als Streben nach Wahrheit.

95. Es studiren nicht Alle, die nach Jena gehn. Jena ist berühmt wegen seiner Hochschule, die 1548 gestiftet wurde. Viel berühmte Männer haben an dieser Hochschule gelehrt. Ich nenne eüch bloß aus neüerer Zeit den eüch allen bekannten Dichter Schiller, den Naturforscher Oken, den durch seine Geschichte des deutschen Volks berühmten Luden, den Weltweisen Fichte. Sie war in früherer Zeit stets sehr besucht. Viel berühmte Männer hat diese Schule gebildet. Aber manche haben sie auch, wie das in jeder Schule leider vorkommt, ohne Nutzen besucht. Nicht alle Kinder kommen in die Schule, um nützliche Kenntnisse einzusammeln, viele bloß, weil die Umstände es gebieten. So besucht auch nicht jeder Jüngling die Universität aus reinem Eifer für Wissenschaften und Künste, sondern aus andern unedeln Nebenabsichten. Das Sprichwort will daher sagen: Nicht Jeder, dem Gott Gelegenheit gibt, sich zu bilden, benützt sie auch weise. Oder: Oft glauben wir von einem Menschen, dass er den Weg zu seiner Bildung und Besserung eingeschlagen habe; aber er hat uns bloß durch ein äußeres Blendwerk getaüscht. Gerade das, was ihm als Bildungsmittel dienen soll, missbraucht er, um dahinter seiner Sinnlichkeit ihre Opfer zu bringen.

96. Wer nicht steigen kann, dem nützt die Himmelsleiter nicht. Es ist eine falsche Vorstel-

lung, wenn Viele glauben, in den Himmel werde man durch einen Machtspruch Gottes versetzt. Der Himmel will errungen werden. Wer seiner nicht würdig ist, dem kann er nie zu Theil werden, weil es für den gar keinen Himmel geben kann, der ihn nicht zu genießen versteht. Die Himmelsleiter ist aber die weise Einrichtung Gottes, vermöge welcher er mit der allmähligen Entwikkelung unsrer Kräfte und deren weisen Anwendung einen immer höhern Grad von Glükkseligkeit verbunden hat. Wer nicht steigen kann, d. h. wer es scheut durch Entwikkelung und Anwendung seiner Anlagen und Kräfte ihre Ausbildung zu fördern, der kann von jener Einrichtung Gottes keinen Segen haben.

97. Eine Gansfeder ist mehr werth als hundert Pfaufedern. Nur zum Schmukk kann man die leztern gebrauchen; die Gansfeder — denn daß hier von Schreibfedern die Rede ist, versteht sich wol von selbst — obgleich nicht mit Farbenglanz ausgestattet, hat höhern Werth. Durch sie wird die Wahrheit verbreitet, die Wissenschaft erweitert, die Finsterniß bekämpft, der Irrthum untergraben; mit ihr wird die Unschuld vertheidigt, das Laster entlarvt, der Unwissende belehrt.

Darum steht sie in unseren Augen höher als ihre bloß der Eitelkeit dienende Schwester. Im Allgemeinen will das Sprichwort sagen, daß Alles, so anspruchlos es auch in seinem Äußern sein mag, was für die Bildung des Geistes wirkt und sie fördert, einen dauerndern Werth besitze als das, was bloß im Dienste irdischer Zwekke, im Solde der Sinnlichkeit steht.

98. Ein Pfennniglicht vertreibt den Nebel

nicht. Der Nebel in der Natur kann nur dadurch vertrieben werden, daß die wässrigen Dünste, woraus er besteht, niedergeschlagen oder durch Wärme in Dampf aufgelöst werden. Das letztere geschieht in der Regel durch die Sonnenstrahlen. Wenn die Sonne den Horizont überschreitet, dann fängt der Nebel an sich zu verlieren. Sonnenkraft kann nicht durch unser Lichtlein ersetzt werden. So im Geistigen. Wenn die Völker im Nebel wandeln, gehört kein gewöhnlicher Kopf, sondern ein Riesengeist dazu, ihn zu vertreiben. Und dennoch steigt der Nebel, der unser Geschlecht einhüllt langsamer, als der in der Natur. Beinah zwei Jahrtausende sind verschwunden seit der Heiland in Judäa das Nebelzerstreüungswerk begann, und erst ein kleiner Theil des Geschlechts, für das er lebte und starb, ist entdämmert. Wie will denn das Pfennigliche eines gewöhnlichen Menschen Wirkungen sehen!

99. Eine Sonne bringt mehr Licht als hundert Sterne. Ein großer Mann wirkt zur Bildung der Menschheit oft mehr als ein ganzes Geschlecht. Christus brachte mehr Licht als sämmtliche Profeten und Waisen vor ihm. Der wittenberger Reformator brachte mehr Licht, als Tausende, die vielleicht vor und zu seiner Zeit dasselbe gedacht. Der Sternforscher Kopernikus brachte mehr Licht in seine Wissenschaft, als unzählige Gelehrte vor ihm. So in jedem Wissens- und Handelnsfache.

100. Keine Kunst ohne Dunst. Kunst kommt her von können, und setzt nicht bloß das Wissen einer Sache, sondern auch Uebung, also Geschicklichkeit und Fertigkeit voraus. Jede Sache hat ihre Formen, in

die sie sich hüllt. Dieses Formen, dieser Schein wird oft mit der Sache verwechselt. Oft sind es die, welche die Kunst üben, die Künstler, aber nicht die echten, die einen Schein von Wunderbarem um sich her verbreiten. Sie wollen dadurch selber an Bewunderung gewinnen. Dies gelingt ihnen bei der Menge. Aber der Gebildete sieht durch den Dunst. Und anstatt den Künstler höher zu achten, verachtet er ihn, dass er zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen muss. Die Kunst an sich kann sehr wol ohne Dunst sein; sie wird erst in der Ausübung damit umgeben.

101. Die Bildung kann ausarten. Wahrhaft gebildet ist der, welcher die einem Menschen als solchem nöthigen Kenntnisse und die erforderlichen zur nützlichen Betreibung seines Berufes besitzt. Es ist daher sehr wol möglich, daß Jemand eine Menge Kenntnisse, Fertigkeiten und Geschicklichkeiten besitzt, ohne für seinen Stand und Beruf wirklich gebildet zu sein. Wenn ihm nun die zur erfolgreichen Führung seines Berufes nöthigen Kenntnisse fehlen, so ist er verbildet. Wer sich mit gelehrten Sachen beschäftigt — ohne dazu Beruf zu haben, wird seine eigenen Geschäfte schlecht verrichten. Es ist aber besser in seinem Berufskreise Tüchtiges als außerhalb desselben Ungenügendes, vielleicht Schädliches zu schaffen. Das Sprichwort will dies mit den Worten sagen: „Grade Furchen sind besser als schlimme Gedanken."

102. Wer gute Naturanlagen besitzt und Kraft, darf um ihre Ausbildung nicht verlegen sein. Ueberall wird sich Gelegenheit bieten, sie zu entwikkeln und zu bilden. Denn „ein gutes Messer findet überall einen Schleifstein."

12. Diebstahl — Betrügerei.

Wer fremdes Eigenthum, es sei mittelbar, oder unmittelbar entwendet, oder das entwendete absichtlich verheimlicht und zurükkhält, begeht einen Diebstahl. Der durch Taüschung Anderer erschlichene Erwerb fremdes Eigenthums heißt Betrug.

In den folgenden drei Sprichwörtern wird hauptsächlich von den Pflichten gegen das Eigenthum Anderer die Rede sein. Unser Eigenthum ist aber alles das, was Jemand mit Recht besitzt, oder noch von Andern zu fordern hat.

103. Besser lügen, als betrügen. Der Erwerb irdischer Güter ist nicht nur erlaubt, sondern er ist Pflicht für uns. Sie sind in den Verhältnissen, in denen wir leben, zur Befriedigung unserer leiblichen und geistigen Bedürfnisse die nothwendigen Mittel. Aber der Erwerb muss auf rechtliche Weise geschehn, sonst ist Verachtung, Unsegen und Strafe in seinem Gefolge. Die Güter selbst müssen nie Zweck werden, sondern nur Mittel zu höherm Zwekk bleiben. Es ist besser arm, d. h. nur im Besitz der allernothwendigsten irdischen Güter bleiben, als durch unrechtliche Mittel (Betrügerei) Eigenthum erwerben. Es ruht kein Segen auf solchem Erwerb. Dies sagt ein anderes Sprichwort:

104. Was der Vater genommen wird kein Enkel bekommen. Viele Sprichwörter drükken denselben Gedanken aus, z. B. Wie gewonnen, so zerronnen. Unrecht Gut gedeihet nicht. Unrecht Gut ist ein Funken im Kleisterkasten. Unrecht Gut kommt nicht auf den dritten Erben u. v. a. m. Was der Vater

auf unrechtmäßige Weise erworben hat, das wird kein Erbgut für seine fernen Nachkommen werden. Die strafende Gerechtigkeit Gottes wird tausend Mittel finden, ihm das zu entziehen, was ihm nicht gehört.

105. Oft bezahlt man Korn und hat dann Spreu im Sakk. Dies Sprichwort redet vorzüglich von dem unrechtlichen Eigenthumserwerb im Wege des Handels. Leider ist hier Betrügerei in vielen Zweigen beinah zur Regel geworden. Jeder Krämer lobt seine Waare. Dies möchte ihm noch verziehen sein. Er preist sie aber auch als vorzügliche an. Wie oft lässt sich da nicht der Unkenner tauschen, kauft für gute Waare — schlechte und kommt in großen Schaden Das Vertrauen ist im Handel so entflohen, dass es Gewohnheit geworden ist, in jedes Wort, was der Kaufende oder Verkaufende spricht, Zweifel zu setzen; und dass man bei aller Vorsicht doch oft schlechte Waare bekommt, wo uns gute versprochen wurde und wo man sie schon bezahlt hat.

13. Dienstfertigkeit.

Wer Anderer Nutzen, oder Vergnügen ohne Eigennutz und Zwang zu befördern bereitwillig ist, den nennen wir dienstfertig.

106. Wer Dir den Rokk bürstet, dem kehre den Mantel. Wer sich bemüht dein Wohlsein durch freiwillige Dienstleistungen zu befördern, den suche dadurch wieder zu erfreuen, dass Du ihm ohne Rükksicht auf Vortheile und äußere Vergütung mit deinen Kräften zu Hilfe kommst, um seinen Nutzen, oder sein Vergnügen zu befördern. Für eine Rokkbürstung eine Mantelbürstung, für einen freundlichen Dienst einen

größern dagegen. Das dankbare Herz misst seine Handlungen nicht mit dem Zollstock. Einen ähnlichen Gedanken spricht auch das folgende aus:

107. Wer für dich sieht, für den sollst du hören. Wer dich in Angelegenheiten, in denen deine Kraft nicht hinreicht, oder wozu sie dir ganz fehlt, unterstützt, dem stehe dann auch bei, wenn er etwas zu thun hat, wozu ihm die Kraft gebricht. Der Mensch allein ist oft sehr schwach; er wird aber stark, wenn sich seine Kraft mit einer andern verbindet. Das obige Spichwort erinnert an die Fabel vom Lahmen und Blinden. Dieser nahm jenen auf den Rükken und trug ihn fort und der Lahme lieh seine Augen dazu, damit der Blinde den richtigen Weg fand. So erreichten sie Beide vereint, was jedem einzelnen unmöglich gewesen wäre.

Dünkel, Hoffart, Stolz (Eitelkeit, Hochmuth, Aufgeblasenheit, Einbildung).

Diese Wörter bilden eine wahrhaft böse Sieben. Alle drükken die übertriebene Meinung aus, die ein Mensch von seinen Vollkommenheiten hat, eine Meinung, wodurch er sich bald lächerlich und verächtlich, bald sogar verhasst macht. Dünkel und Einbildung sind die verwandtesten Bezeichnungen dieser Meinung. Beide entstehen daraus, dass sich Jemand entweder Vorzüge beilegt, die er nicht hat, oder dass er ihnen einen Werth zuschreibt, der ihnen nicht zukommt. Von diesen beiden Begriffen ist Einbildung der allgemeinere. Jeder Dünkel sezt sie voraus. Sie ist bloß die irrige und übertriebene Meinung, die Jemand von seinen Vollkommenheiten hat. Sie wird

oder Dünkel, wenn er glaubt dadurch ein Recht auf eine vorzügliche Achtung Anderer zu haben. Der Dünkelhafte glaubt Alles zu wissen und nichts mehr zu lernen nöthig zu haben. Wenn der Dünkelhafte glaubt, die vermeinten Vollkommenheiten allein zu besitzen, so heißt er Eigendünkel.

Stolz ist derjenige, der auf seine wahren Vorzüge eine angemessene Selbstachtung gründet. Es gibt daher einen edeln Stolz, welcher in dem Bestreben besteht, sich nichts von seiner Ehre und Würde zu vergeben. Der eitle Stolz stellt seine Vorzüge auffallend zur Schau. Die Selbstschätzung kann auch übertrieben werden, eben so die Ansprüche, die Jemand deßhalb auf die Achtung Anderer macht. Wer einen solchen Stolz auch durch äußerliche Handlungen und Geberden ausdrükkt, den nennt man aufgeblasen. Dieser prahlt laut mit seinen Vorzügen. Durch Gang, Anstand und Gebärde drükkt er aus, daß er besser zu sein glaubt, als andere Leüte. Dadurch wird er dem Hochmüthigen ähnlich.

Der Hochmüthige vergleicht sich mit Andern. Es genügt ihm nicht, seine Verdienste und Vorzüge zu überschreiten, er verbindet damit auch eine Geringschätzung und Verachtung Anderer. Damit macht er sich nicht bloß lächerlich und verächtlich, sondern verhaßt.

Hoffärtig heißt Derjenige, welcher die Achtung anderer Menscheu durch Aufwand, Pracht und Gepränge zu fesseln sucht.

Eitel nennt man den, welcher geneigt ist, zufälligen und geringfügigen, oder gar eingebildeten Vor-

zügen einen Werth beizulegen, den sie nicht haben. (Kleider-Schönheit)

108. Das Streben nach Ehre oder nach einem gewissen Grade der Achtung, in der wir bei Andern stehn, ist der Menschennatur eigen. Es ist an sich sehr edel. Aber man muß dabei nicht Ehre und ihre äußern Zeichen (Grüße, tiefe Verbeügungen, obere Plätze 2c.) verwechseln. Die Zeichen der Ehre können auch dem zu Theil werden, der sie gar nicht verdient; sie müssen es vielleicht, weil seine amtlichen Verhältnisse sie ihm als Recht zusichern. Der Vernünftige unterscheidet Ehre und Ehrenbezeigungen. Der Eitle gründet nur seine Vorzüge auf kleinliche keinen bleibenden Werth besitzende Dinge und mittels ihrer will er die äußern, trüglichen Zeichen der Ehre erobern. Wie nichtig ein solches Streben ist, ergibt sich aus dem Gesagten. Daher sagt das Sprichwort: „Eitelkeit — ein böses Kleid." Kleider zieren den Menschen. Eitelkeit ist keine Zierde. Von der Kleidung schließt man auf den Charakter des Menschen. Wer allen Werth auf solche Kleinigkeiten legt, wie der Eitle, der macht einen günstigen Schluß auf vorzügliche Eigenschaften seiner Seele unmöglich.

109. Wenn der Teufel ernten will, streüt er Hochmuthssamen aus. Es gibt einen edeln Stolz, aber keinen edeln Hochmuth. Dieser erdrükkt die Menschenliebe und Menschenachtung, kennt keine andere Leidenschaft als sich über andere zu erheben und sie unter seine Füße zu treten. Dabei wird er in der Wahl seiner Mittel nicht sehr gewissenhaft zu Werke gehen und meist einen Weg wandeln, der nicht der Tugend angehört. So ist der Hoch-

muth der Weg zur Sünde, wie er dann selbst schon nichts anders ist. Auch reizt der Hochmüthige Andere, die er verachtet, sich zu seinem Sturze zu vereinen, wobei es wieder nicht an Ungerechtigkeit zu mangeln pflegt. So ist es der Hochmuth, der das Reich der Sünde, des Bösen erweitert, was das Sprichwort mit den Worten: „Der Teufel will ernten" sagen will. Unser Schiller sagt:

„Hochmuth ist's, wodurch die Engel fielen,
woran der Höllengeist die Menschen fasst."

110. Hoffart lässt vor der Nase den Kopf nicht sehen. Von dem Menschen, bei dem die obern Erkenntnisskräfte (Verstand, Urtheilskraft) in einem vorzüglichen Grade vorhanden sind, sagt man, er habe Kopf. Dies wird sich durch sein Handeln und Betragen sehr bald zeigen. Wer sich aber durch Kleidung und Pracht über seinen Stand erhebt, zeigt dadurch, dass er dies für die Mittel hält, sich Ansehn und Achtung zu verschaffen, also den wahren Weg, auf dem er sie erlangen kann, gar nicht kennt. Dies lässt keinen vortheilhaften Schluss auf seinen Kopf zu. Man kann aus seiner Handlungsweise nicht ersehen, dass er einen gesunden Verstand besitze; vielmehr beweist sie gerade das Gegentheil. Es ist immer ein Zeichen eines schwachen Geistes, wenn Jemand auf solche Aeusserlichkeiten einen hohen Werth setzt.

111. Ein Lichtknecht weiss sich viel auf seinem Posten. Es kommt sehr oft vor, dass Jemand aus niederm Stande oder von dürftiger Geistesbildung in Verhältnisse kommt, wo er ohne sein Zuthun das Mittel wird, dass Grosses und Vortreffliches durch ihn

bewirkt wird. Dies schreibt nun Mancher auf seine Rechnung und glaubt das alles gehe von ihm aus und dafür sei man ihm solche Ehre schuldig. Man denkt hier an ein Sinngedicht, indem sich ein Balgentreter dadurch einen Theil der Ehre als gerechten Tribut zu-zueignen suchte, die einem berühmten Organisten für sein treffliches Orgelspiel wurde, dass er bemerkte, die Balgen dazu getreten zu haben. Das Sprichwort warnt vor lächerlichem Amtsstolz. Ein guter Lichtknecht hat allerdings seinen Werth; aber er hält bloß das Licht — leuchtet aber nicht selbst.

112. Wenn der Hase krähen will, fliegt er auf einen Pfahl. Dies Sprichwort enthält eine naturgeschichtliche Bemerkung. Sie wird als Bild ge-braucht, um damit auszudrükken, dass sich manche Men-schen auf ihre Kleider, auf ihre Stimme, auf ihre Rede viel einbilden, dass ihnen viel daran liegt, von Andern bewundert zu werden. Da sie einen besondern Werth auf Aeußerlichkeiten legen, so zeigt ihr Betra-gen von Eitelkeit.

113. Wenn der Frosch platzen will, muss man es ihm nicht wehren. Die bekannte Fabel, nach welcher ein Frosch durch Aufblasen die Größe ei-nes Ochsen zu erlangen gedenkt, aber noch weit vom Ziele, platzt, hat den Stoff zu diesem Sprichwort ge-liefert. Der Frosch stellt einen aufgeblasenen Menschen dar, der sich weit über seinen Stand erheben will, aber es doch nur im Äußern zeigen kann. Die Froschna-tur bleibt. So wächst auch beim Menschen bei erkün-stelter Größe die innere nicht in gleichem Maße mit. Daher entsteht eben das lächerliche Missverhältniss zwischen äußern Ansprüchen und innerer Armuth. Da

man durch dieses erkünstelte Großthun sehr leicht den kleinen Geist, der dahinter sich verbirgt, erkennt; so zerfliesst auch die Achtung, die darauf gegründet war.

114. Leere Nüsse schwimmen oben. Nur das Schwere sinkt. Leere Kornähren stehen hoch. Damit will man sagen, dass es allemal die schwächsten Köpfe sind, welche die meiste äußere Auszeichnung verlangen. Sie wollen die tiefste Verbeugung, den höchsten Titel, den obersten Platz. Da ihnen alle die innern Eigenschaften mangeln, welche wahre Achtung dauernd erwerben, so suchen sie sich allerdings in den äußern Zeichen derselben Ersatz zu verschaffen. Wer wahren Werth besitzt, dem sind zwar die äußern Ehrenbezeigungen gerade nicht gleichgültig; aber er legt auch keinen zu hohen Werth auf sie.

15. Ehre.

Die Achtung, die uns Andere wegen gewisser Vorzüge erweisen, heißt im Allgemeinen Ehre. Diese kann nun sein eine äußere (natürliche) oder eine innere, sittliche. Jene besteht in der Achtung, in der wir bei Andern zufolge unsers persönlichen Werthes stehen, oder stehen sollten; diese ist die Achtung der Menschenwürde in uns selbst. Falsch ist die Ehre, wenn man die Achtung Anderer nicht verdient, obgleich sie uns erwiesen wird; wahr, wenn uns die von Andern erwiesene Achtung wirklich zukommt. — Diejenige Achtung, die Jemanden erwiesen wird, weil er ein gewisses Amt besitzt, heißt Amtsehre. Die, welche von dem Stande, der Gesellschaft, oder dem Volke abhängt, wozu man gehört, heißt bürgerliche. Die Ehre bei

Gott besteht in dem Beifall unsers Gewissens, oder in dem Bewusstsein, unsere Pflicht erfüllt zu haben.

115. Ein Pünktlein macht die ganze Ehre schwarz. Es kostet viel, sich Ehre zu erwerben. Eine lange tadellose Lebensführung ist dazu erforderlich. Aber das Verlieren eines langsam erworbenen Gutes kann durch eine einzige Handlung, welche vielleicht die Tochter einer leidenschaftlichen Uebereilung ist, bewirkt werden. Die Menschen fordern ganze Reihen und Systeme guter Handlungen, um Jemanden zu achten; eine einzige aber genügt ihnen, Jemanden ihre Achtung zu entziehen.

116. Ehre will Schweiß. Ich habe schon beim vorigen Sprichwort bemerkt, dass es nicht leicht ist, uns Achtung bei Andern zu erwerben, dass es uns im Gegentheil viel Anstrengungen kostet. Dies will vorstehendes Sprichwort sagen. Aber der Ehrtrieb ist auch in manchem Menschen von ungeheürer Stärke und hat einen außerordentlichen Einfluss auf die Handlungsweise der Menschen und die Schicksale der Menschheit. Wenn Philipp von Macedonien eine Stadt eroberte, oder eine Schlacht gewann, so weinte sein Sohn Alexander, weil er fürchtete, sein Vater werde ihm gar nichts mehr zu thun übrig lassen.

Als Miltiades durch den Sieg bei Marathon sich so große Ehre erwarb, konnte Themistokles nicht mehr schlafen, weil er ein Sieger werden wollte, wie Miltiades; aber auch so besungen zu werden wünschte, wie dieser. Thucydides war in der Seele betrübt, als Herodot seine Geschichte zu Olympia mit allgemeinem Beifall öffentlich vorlas. Julius Cäsar weinte im Tempel des Herkules an der Bildsäule des

Alexanders, weil dieser in seinem Alter schon die halbe Welt erobert, er aber noch nichts Großes gethan habe. Dies Ehrgefühl zu befriedigen, kostete Schweiß; aber seine Befriedigung schuf hier Siege, dort Weltreiche.

117. Schmach kommt nach. Schmach ist die schimpfliche Behandlung einer Person, die ihr zugleich sehr schmerzhaft sein muss. Sie trifft den am tiefsten, dem man zuvor besondere Ehrenbezeigungen gewürdigt und der sie auch verdient hatte. So schmähte man Jesum durch die rohe Behandlung vor und in seinem Tode. Erst hatte man das ehrenvolle: „Gelobt sei, der da kommt," gerufen, und kurz darauf rief man das schmähende „Kreüzige." Die aüßere Ehre ist ein sehr unsicheres Besitzthum. Wen man heüt rühmend zum Himmel erhebt, den stürzt man morgen schmähend zur Hölle hinab. Schmach kommt nach. Darum ist es sehr gerathen, keinen zu hohen Werth auf dies unsichere Gut zu legen.

118. Wer den Schwindel hat, hält jeden Dunst für Weihrauch. Das Streben nach Ehre, so sehr es zu empfehlen ist, kann doch gar leicht eine falsche Richtung nehmen. Der Eine glaubt sich berühmt zu machen, dass er durch außerordentliche Handlungen die Welt zwingt, seinen Namen zu nennen, auch wenn sie nicht im Stande ist, gute Erinnerungen daran zu knüpfen. So zündete Herostrat den berühmtesten Tempel zu Ephesus — den der Diana geheiligten — an. Noch spricht freilich die Welt von ihm; aber nur Verachtung knüpft sich an seinen Namen. Andere bilden sich ein, alles, was geschehe und um sie bestehe, sei nur da, um ihre Verdienste und ihren

Werth zu preisen. Dies zeigt an, dass sie ihres Verstandes in keinem hohen Grade mächtig sind; so wie der Schwindlige seinen Körper nicht zu beherrschen im Stande ist.

119. **Wen ein Gassenjunge mit Koth wirft, der verliert wol am Rokk, aber nicht am Kopf.** Wir wissen dass die wahre Ehre von den äußern Zeichen derselben verschieden ist. Sie beruht auf wahrem innern Werthe. Diesen zu erkennen setzt oft schon einen hohen Bildungsgrnd voraus. Daher kann sich Niemand für wirklich entehrt halten, der von Personen äußerlich beschimpft wurde, die gar nicht im Stande sind, seinen Werth zu erkennen, so wenig sich Jemand für wirklich geehrt halten darf, wenn er im Allgemeinen gelobt wird. Es kommt Alles darauf an, wer lobt. Manches Lob ist entehrender als Tadel. Also: Wen unwissende und ungebildete Menschen tadeln, beschimpfen, der verliert an seiner wahren Ehre nichts, welche nur dann schwinden kann, wenn sich der Werth des Menschen selbst mindert.

16. Ehrlichkeit — Redlichkeit, Aufrichtigkeit. Rechtschaffenheit.

Die vier Wörter werden häufig verwechselt. Menschen die gegen Andere so handeln, wie diese mit Recht fordern können, werden **rechtschaffen, ehrlich, redlich, aufrichtig** genannt. Aber diese Begriffe sind auch von einander verschieden. **Rechtschaffenheit** hat den weitesten Umfang. Der Mensch ist **rechtschaffen**, welcher nur das will, was die Vernunft für Recht erklärt hat, und der es nur desha

will, weil sie es für Recht erkennt. Die Rechtschaffenheit fordert ferner, daß man sich in seiner Handlungsweise unter allen Umständen gleich bleibt, man mag gewinnen dabei oder verlieren, man mag Zeugen haben, oder nicht.

Ehrlichkeit und Redlichkeit haben engern Umfang. Wer nur nichts thut, wodurch er seine bürgerliche Ehre verlieren würde, z. B. nicht stiehlt, lügt, betrügt, kein falsch Zeugniß ablegt, nicht falsch schwört, oder vielmehr keines Meineides überführt wird, dem kann man den Namen eines Ehrlichen nicht versagen. Er kann dies Alles aus Furcht vor Strafe nicht thun, während es der Rechtschaffene deshalb nicht thut, weil seine Vernunft oder sein Sittengesetz es verwirft. Jemand, der bloß auf den Namen eines Ehrlichen Anspruch macht, kann sich daher Manches erlauben, was er sich nicht erlauben dürfte, wenn es ihm um die strengere Rechtschaffenheit zu thun wäre. Im engsten Sinne drükkt Ehrlichkeit sorgfältige Achtung gegen fremdes Eigenthum aus; daher sind nicht nur der grobe Diebstahl, sondern jeder Betrug, jede Uebervortheilung, jede listige Auslegung der Verträge u. dergl. Verletzungen der Ehrlichkeit.

Wer geneigt ist, so zu reden, wie er denkt, den nennen wir redlich, aufrichtig. Die Redlichkeit ist ein Theil der Ehrlichkeit. Eberhard unterscheidet den Aufrichtigen und Redlichen so. Wir sind verpflichtet so zu reden und zu handeln, daß dies mit unseren Gedanken und Gesinnungen übereinstimme. Dies verlangt das Sittengesetz. Die Aufrichtigkeit fordert, daß, wenn wir reden und handeln, wir es übereinstimmend mit unserm Sinne thun; sie verpflichtet uns

aber nicht, unsern Sinn zu offenbaren, wenn wir nicht wollen.

Außer der Verpflichtung, welche uns das Sittengesetz auflegt und die man die innere nennt, haben wir auch noch äußere. Oft sind wir es Andern schuldig so zu handeln und zu reden, wie wir denken. Dann ist die Aufrichtigkeit zugleich Redlichkeit. Ich handle also auch unredlich, so oft ich das verschweige, was ich weiß und denke, wenn ein Anderer mit Recht fordern kann, daß ich es bekannt mache; oder wenn ich gar das Gegentheil davon äußere.

120. Rechtschaffenheit ergießt sich in kein Meer. Da Rechtschaffenheit nach der obigen Erklärung das Bestreben ist, in allen Fällen recht zu thun, so kann das Sprichwort nichts anders sagen wollen, als daß derjenige welcher recht handelt bestehen wird, wenn diejenigen, welche durch Betrug und List durch Ränke ihr Ziel zu erreichen suchten, längst untergegangen sind. Rechtschaffenheit dauert; darum sei es unsere Aufgabe, bei Allem, was wir unternehmen, so zu handeln, wie es der Würde eines vernünftigen Wesens gemäß ist. Der Mensch, welcher so handelt, kann nicht fallen; selbst wenn er äußerlich unterginge.

121. Deutsche Hand — sicheres Pfand. Vor vielen andern Völkern haben die Deutschen den Ruhm der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit noch immer behauptet. Noch wird der Unredliche von ihnen mit Verachtung genannt und der Betrogene nicht verlacht. Dies will das Sprichwort sagen. Es ist hier vorzüglich von der Ehrlichkeit bei Verträgen die Rede, die sich als Redlichkeit zeigt. Der redliche

Mann hält seine gereichten Verträge, ohne Ausflüchte zu suchen, selbst wenn ihn der Buchstabe des Gesetzes dabei begünstigte. Was der Deütsche in frühern Zeiten versprach, war so gewiss und so zuverlässig, als wenn wir es jezt auf Stempelbogen geschrieben und untersiegelt haben. So ist's nicht mehr. Ganz hat das Sprichwort seine Giltigkeit nicht mehr.

122. Der Mensch soll aufrichtig sein, d. h. er soll sich bestreben, wo keine höhere Pflicht es verbietet, sich in seinem Reden und Handeln so zu zeigen, wie er innerlich ist; oder er soll innerlich so sein, wie er sich aüßerlich zeigt. Alle Verstellung und Lügenhaftigkeit in Wort, Miene, Handlung soll ihm fern sein. Das Sprichwort drükkt dies so aus:

„Wenn Galle im Herzen ist, dann soll auch kein Honig auf den Lippen sein."

Wer unfreündlich gegen einen Andern gesinnt ist, soll sich ihm, wenn es Umstände und Verhältnisse fordern, dass er mit ihm spricht, wenigstens nicht so zeigen, dass der Andere entgegengesezte Gesinnungen voraussezt, die gar nicht da sind. Wenn das Herz des Hasses voll ist, muss man Andere wenigstens nicht auf Liebe und Freündlichkeit schließen lassen.

123. Ein Ehrlicher betrügt kein i um den Punkt. Dies ist ein Ausspruch Hippel's. Als Sprichwort will es sagen, dass sich die Ehrlichkeit nicht bloß auf Achtung vor fremdem Eigenthum im Großen erstrekkt, sondern dass sie fordert auch bis ins Kleinste Andern das zu geben und zu lassen, worauf sie ein Recht haben. Es gibt keine Grenze zwischen

Großem und Kleinem. Wer im Kleinen nicht treü und ehrlich ist, wirds im Großen noch weniger sein.

17. Eigenthum, (Geld, Güter überhaupt.)

Was Jemand mit Recht besitzt, oder noch von Andern zu fordern hat, nennt man sein Eigenthum. Irdische Güter, denn solche sind hier nur gemeint, sind alle diejenigen Sachen, die unsern Zustand vollkommener machen.

Geld ist ein Gut von allgemeinem Werth, um den besonderen anderer Güter damit zu messen, oder darnach zu bestimmen, und hat als allgemeines Tauschmittel ganz besonders die Eigenschaften eines schnellen und sichern Verkehrs.

124. Güter brauchen Hüter. Da Güter solche Dinge sind, die Jeder für wünschenswerth hält, weil er damit seinen aüßern Zustand verbessern und sein Leben angenehmer machen kann; so werden sie allgemein begehrt und oft durch unerlaubte Mittel dem rechtmäßigen Besitzer entrissen. Daher muss Jeder das Seine sorgfältig bewahren, was nicht nur durch eine sorgfältige Aufsicht, sondern aüch durch weise Sparsamkeit, verständigen Gebrauch und durch Ordnungsliebe geschieht.

125. Eigne Wolle wärmt am bessten. Das ist nicht wörtlich zu verstehen. Es will dies Sprichwort nur von dem Werthe reden, den irdische Güter haben. Dieser besteht nun, was hier das Sprichwort sagen will, vorzüglich darin, dass uns ihr Besitz von Andern unabhängiger und darum selbstständiger macht. Was wir selber besitzen, haben wir gewiss und können

daher zu jeder Zeit den Gebrauch davon machen, den das Bedürfniss uns abfordert. Was wir dagegen von Andern erwarten, bleibt uns meist sehr zweifelhaft. Mancher kann im Winter vor Kälte erfrieren, ehe ein fremder Rokk ihn dekkt. Wir sind es daher der Erhaltung unsers Lebens, der Selbstständigkeit unsers Wirkens schuldig, uns auf dem rechtlichen Wege in den Besitz derjenigen irdischen Güter zu setzen, welche der vernünftige Genuss des Lebens und der Umfang unsers Wirkungskreises fordern. In ähnlicher Weise spricht das folgende Sprichwort:

126. „Der Dunst aus eigenen Töpfen ist besser als fremder Braten."

Wenn es aus den Töpfen dunsten soll, so muss etwas darin sein. Der Sinn des Sprichworts würde daher kurz dieser sein. Das Gekochte aus den eigenen Töpfen hat mehr Werth für mich als der Braten in fremder Pfanne; es ist für mich gewiss. Ich kann es geniesen wie, wo und wann ich will. Das liegt im Begriff Eigenthum, worunter man alles versteht, was unserer Willkür und Gewalt unterworfen ist, was von allem Fremden nun eben nicht gilt. Mit dem Wenigen, was ich besitze, kann ich, da ich es nach Belieben für meine Zwekke, in sofern es keine verbotene sind, anwenden kann, für mich mehr Nutzen stiften, als mit weit grössern Gütern, die ich, da sie mir nicht gehören, auch nicht nach Gefallen gebrauchen darf.

127. Wenn die Quellen versiegen, vertrokknet auch das Meer. Jemand kann noch so viel besitzen, sobald immer davon weggenommen wird, ohne dass der Schatz durch irgend eine Erwerbsquelle

vermehrt wird, so muss endlich auch das grosse Vermögen schwinden. Denn „immer heraus und immer hinein, werdet ihr bald am Boden sein."

128. Viel Späne machen auch ein Feuer. Dies Sprichwort redet von der Art und Weise, Eigenthum zu erwerben. Nicht Jeder wird reich geboren. Die Meisten gelangen erst zum Besitz irdischer Güter durch weise Sparsamkeit, welche das Kleinste sammelt, um Grösseres daraus zu bilden. Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Grossen nicht werth. Der Gedanke, dass man das Kleine sammeln müsse, um Grosses zu erhalten, ist durch eine Menge Sprichwörter in ähnlicher Weise ausgesprochen worden; z. B. Viel Rüthlein machen einen Besen. Viel Schrittlein machen eine Meile. Viel Tröpflein machen auch nass. Viel Krümlein machen auch satt. Viel Körnlein machen einen Haufen.

129. Wo Dukaten anklopfen, springt das Schloss allein auf. So viele Vortheile das Geld der menschlichen Gesellschaft darbietet, indem es den Verkehr erleichtert und den Handel fördert, so viele Nachtheile für die Sittlichkeit kann es hervorbringen und bringt es leider hervor. Es ist das Mittel, grosse Werthe, in kleinen Umfängen zu besitzen; daher vergrössert es die Liebe zum Reichthum. Als es kein Geld gab, hatte der Besitz vieler irdischer Güter lange den Werth nicht, den er jetzt hat. Man hatte nicht Raum für sie; man war freigebig. Aber die Möglichkeit, unermessliche Schätze in kleinen Raum, in eine Brieftasche zusammen zu pressen, macht engherzig und geizig. Dies ist ein Fehler, wozu das Geld verleitet; aber es ist leider nicht der einzige. Es erleichtert die

Bestechung und macht treulos; und dies ist's, wovon das obige Sprichwort redet. Daher verboten die Sparter den Gebrauch des Geldes in ihrem Gebiet und ließen für den Gebrauch im täglichen Leben schwere Eisenmünzen schlagen. Der Perserkönig Artaxerxes konnte mit seinem Kriegsheere vor den Griechen nie bestehn; aber durch sein Geld fügte er ihnen den größten Schaden zu. Durch Geld brachte er Uneinigkeit unter sie, dass sie sich selbst bekriegten und schwächten. Geld beugt oft den festesten Charakter zum Unrechte.

18. Eile — Vorsicht.

Eile ist nicht zu verwerfen; es kommt nur stets darauf an, wobei man eilt. Hier ist eigentlich Uebereilung gemeint, oder zu große Eile. Wer bei einer Handlung so schnell verfährt, dass er sich nicht Zeit nimmt, gehörig über den Zwekk und über die Mittel, die zu seiner Erreichung erforderlich sind, nachzudenken, der übereilt sich. Wer aber bei Allem, was er thut, überlegt, ob seine Handlung recht, oder unrecht, gut oder böse, anständig oder unanständig, edel oder schlecht ist, und die möglichen Folgen, so weit er dieselben voraussehen kann, erwägt, den nennen wir vorsichtig.

130. Besser Scheu, als Reu. Der Vernünftige wird es vorziehen, bei dem was er thut alle Umstände und die möglicheu Folgen seiner Unternehmung zu berükksichtigen, d. h. vorsichtig verfahren, um sich das schmerzliche Gefühl der Unzufriedenheit wegen einer unzwekkmäßigen und nachtheiligen Handlung zu

ersparen, nämlich die Reue. Dies der Sinn des obigen Sprichworts.

131. **Wer reitet, wenn gesattelt ist, bekommt den Kranz.** Dies Sprichwort bricht über den Aufschub, der nichts heut, sondern Alles morgen macht, den Stab und redet einer vernünftigen Eile das Wort, die das einmal für nothwendig und gut Erkannte mit Kraft und Feuer ausführt. Gewöhnlich streben Mehre nach einem Ziele. Jeder will es erreichen. In der Regel wird der der Glückliche sein, welcher sogleich nach gefaßtem Entschluß denselben ausführt, weil es dem Menschen zu sehr eigen ist, Alles, so lange als möglich aufzuschieben. Der Aufschub kann aber eben so nachtheilig werden, als die Uebereilung. Das Gute liegt auch hier in der Mitte und wird durch das alte bekannte Sprichwort: „Eile mit Weile“ ausgedrückt.

132. **Erst sehen, dann gehen.** In der Vergangenheit und Gegenwart liegen die Keime zum Zukünftigen. Wer jene genau erkannt hat, wird dieses ziemlich sicher erreichen. Daher das, was man unternimmt, genau prüfen und dann, wenn die Vernunft die Ausführung empfiehlt, rüstig handeln.

133. **Ein geladenes Gewehr ist kein Spielzeug für Kinder.** Die Erfahrung lehrt leider zu häufig, wie viel Unglück mit Schießgewehren angerichtet wird; das scheint aber die Menschen nicht vorsichtiger zu machen. Den geladenen Gewehren glaubt Jeder aus dem Wege zu gehn und Niemand glaubt sie Andern für den vorwitzigen Gebrauch hingestellt zu haben. Aber Viele ergreifen ein Gewehr, in der

Meinung, es sei ungeladen und wollen damit einen Scherz machen. Leider haben solche Scherze nur meist die unglükklichsten Folgen gehabt. Ein geladenes Gewehr ist nicht nur kein Spielzeüg für Kinder, sondern überhaupt gar kein Spielzeug, auch nicht für Erwachsene oder grose Kinder. Auser der Vorsicht, welche das Sprichwort im Gebrauch der Schiesgewehre empfiehlt, hat es noch einen allgemeinen Sinn. Das geladene Gewehr steht als eine Besonderheit, für Alles, durch dessen unbehutsamen Gebrauch ein Nachtheil, Schade, Unglükk herbeigeführt werden kann. Einen leidenschaftlichen Menschen muss man nicht reizen; auch er ist, wie vieles andere, ein geladenes Gewehr.

134. Wer nicht will untergehn, muss vor- und rükkwärts sehen. Jede unserer Handlungen ist nur ein Glied in der grosen Kette der Veränderungen, die durch Natur- oder menschliche Kräfte hervorgebracht werden. Tausende handeln so, dass ihre Handlung eine blose instinktmäsige Kraftaüserung ist. Der Vernünftige betrachtet die Umstände, unter denen er handelt, untersucht, was bereits geschehen ist und was, wenn er handelnd eingreift, dadurch nach menschlicher Berechnung erfolgen kann. Wer dies beobachtet, wird zwar nicht stets übeln Erfolgen ausweichen, aber nur selten seine Unternehmungen misslingen sehen; in der Regel wird er den Unfällen ausweichen, die den treffen, der nur das Jezt bei seinem Thun ermisst.

135. Rath und That führen den rechten Pfad. Derjenige Mensch, welcher stets handelt, ohne überlegt zu haben, wird so wenig Segen ernten, als

der, welcher stets überlegt, ohne zu handeln. Beides gehört zusammen. Klares Durchdenken der Sache, und dann, wenn das Urtheil dafür sich entscheidet, rüstiges Ausführen derselben, hat meist die erfreulichsten und erwünschtesten Ergebnisse.

19. Erfahrung.

Die Erfahrung besteht darin, dass man durch eigene Beobachtung und eigenes Gefühl gewisse Wahrheiten erkennt und zu seinem Eigenthum macht. Die Erfahrungswahrheiten haben vor andern besonders den Vorzug, dass sie sich tiefer einprägen als es durch mündliche oder schriftliche Belehrung geschehen würde. Auch ist die Erfahrung zu allen Zeiten als eine reiche Quelle nützlicher Kenntnisse hochgeachtet worden.

136. Wenn die Katze fort ist, riecht den Maüsen der Spekk erst lieblich.

Auch die Thiere scheinen sich Erfahrungskenntnisse zu sammeln. Dies können wir auf mannichfache Weise sehen. Man setze plötzlich eine Scheüche in ein Getreidefeld. Die Sperlinge werden anfänglich dadurch zurükkgeschrekkt werden; nach und nach werden sie aber die Beschaffenheit des Dinges kennen lernen und nach wie vor die Gerste fressen. Die Vögel fliegen auf wenn sich ihnen ein Mensch nährt; sie fürchten gefangen zu werden. In Gegenden, die menschenleer sind, findet man diese Furcht bei den Vögeln nicht; sie sind bei Weitem dreister. Dies kann man bei sehr vielen Thieren bestätigt finden. Jedes kennt z. B. die, welche ihm nachstellen; die Maus flieht vor der Katze. Es ist eine Art Erfahrung, dass sie von dieser nichts Gu-

tes zu erwarten hat; daher beherrscht sie lieber ihren Instinkt, der ihr gute Speise verkündet, als dass sie sich den damit verbundenen Katzenverfolgungen aussetzt. Aber diese Erfahrung ist sehr einseitig. Sobald keine Katze zu fürchten ist, bekommt der gebratene Spekk noch höhern Reiz für sie, und sie wird eine Beüte der Falle. So häufig der Mensch. Erfahrungskenntnisse sind gut; aber mit Vernunft müssen sie eingesammelt werden. Viele Menschen entgehen einer Gefahr, weil sie darin schon herbe Erfahrungen gemacht haben, gerathen dagegen in eine andere, der sie durch Umsicht ausweichen konnten. Wer alles selbst erfahren will, hat für seine Klugheit theüres Schulgeld zu bezahlen.

137. Wer seine Perlen im Meer des Elends fischt, dem wiegen sie Zentner. Es ist gut, wenn es Jemandem gelingt, durch fremde Erfahrungen klug zu werden. Dies geht aber nicht stets. Manchen hat die Fürsehung selbst in Lebensverhältnisse gewiesen, wo er nicht anders kann, als über Dornen und Klippen zu der Erkenntniss zu gelangen, die er nach dem Plane Gottes sich zueignen soll, und die tausend Andern auf einem weit angenehmern Wege zu Theil wird. Viele müssen aber nur desshalb ihre Erfahrungen so theüer bezahlen, weil sie ihre Sinne, ihre Vernunft nicht zum richtigen Erkennen der Verhältnisse gebrauchten. Es gibt Kenntnisse, die man nur auf dem Erfahrungswege erlangen kann, und die uns um so höher am Werthe stehen, je mehr sie uns gekostet haben. Dies der Sinn des angeführten Sprichworts.

138. Wer stehlen will, muss zur Biene in die Schule gehen. Dass stehlen hier nicht in dem

gewöhnlichen und übeln Sinne, wo es die auf unerlaubtem Wege erfolgte Zueignung fremdes Eigenthums bezeichnet, genommen ist, bedarf kaum der Erinnerung. Man gebraucht das Wort stehlen oft auch uneigentlich, wenn man sagen will, dass sich Jemand durch genaue Betrachtung etwas angeeignet hat, wodurch der Andere nichts verliert. So sagt man: den Kunstgriff hab' ich ihm abgestohlen. Auf ähnliche Weise stiehlt die Biene. Sie saugt den Honigsaft aus der Blume, lässt diese aber dem Besitzer. So soll der Mensch aus Allem, was um ihn ist und geschieht, Wahrheit sammeln; so gehört ihm die ganze Welt. Und Paulus sagt daher mit Recht: „Es ist Alles einer." Das Sprichwort will daher sagen: „Wer wahren Nutzen aus dem, was um ihn her geschieht, ziehen will, muss es machen, wie die Biene, welche nur das aus den Blumen saugt, was für sie Honigstoff liefert, alles andere unberührt lässt; daher sich auch nicht auf alle Blumen setzt.

20. Erfindung.

Wer Etwas durch eignes Nachdenken hervorbringt, das noch nicht da gewesen ist, hat es erfunden. Dadurch ist es von entdekken verschieden. Was entdekkt wurde, war da, man kannte es aber nicht.

139. Ein Bahnbrecher ist besser als ein Schleppenträger. Einen Weg zu bahnen, fordert mehr Kraftanstrengung und setzt mehr Kraft voraus als zum bloßen Begehen desselben erforderlich ist. Die Schleppenträgerei ist ein verächtliches Handwerk, um so mehr, je weniger geistige Kraft dazu erforderlich ist. Es war früher eine Aufgabe für Dienerinnen, ihrer

Frau die Schleppe des Kleides zu tragen. Jetzt bezeichnet man mit dem Ausdrukk Schleppenträger einen Menschen, der sich vom Stolzen aus niedrigen Absichten zu Dingen gebrauchen läßt, die unter seiner Würde sind; oder insofern er, da es ihm an Kraft fehlt, selbst zu denken und zu erfinden, nur Andern nachspricht und nachäfft. Dass aber ein solcher niedriger stehe als ein Anderer, dessen Geist stets neüe und bessere Wege zum Ziele sucht, findet und ebnet, ist klar. Wollt ihr lieber Bahnbrecher oder Schleppenträgrr werden?

140. Oft findet der Magen, was der Kopf gesucht. Der Magen erfindet eigentlich nichts, der Kopf alles; aber dieser ist oft etwas saümig. Es kommt haüfig genug vor, dass er sich nicht anstrengen mag: er will sichs bequem machen. Der Geist ruht. In solchen Fällen ist es nun gut, dass der Kopf, damit er nicht durch zu viel Ruhe abgestumpft werde, durch irgend etwas an seinen Beruf erinnert werde. Dies geschieht nun zuweilen durch einen hungrigen Magen. Die Mittel, dessen ungestüme Forderungen zu befriedigen, fehlen. Der Magen wendet sich an den Kopf, als die oberste Verwaltungsbehörde, mit dem Begehr, jenem Uebel abzuhelfen. Wie schwer ihm die Lösung der Aufgabe auch scheinen und werden mag, er kann und darf sie nicht ablehnen. Sein Bestehn hängt zu genau mit dem des Magens zusammen. Er versucht und Das, wonach er zu andern Zeiten, wo kein hungriger Magen als Frohnvogt dabei stand, nicht erreichte, findet er jetzt. So ist, was das Sprichwort sagen will, sehr oft die Noth die entfernte oder unmittelbare Veranlassung einer nützlichen und wohlthätigen Erfindung.

21. Erkenntnissvermögen. (Verstand, Witz 2c. 2c.)

Unter Erkenntnissvermögen versteht man das Vermögen der Seele, Gegenstände zu erkennen und Anschauungen von Dingen zu bekommen, Vorstellungen und Begriffe daraus zu bilden. Man unterscheidet ein höheres und niederes Erkenntnissvermögen, und begreift unter jenem den Verstand, die Urtheilskraft, die Vernunft, — Witz, Scharfsinn; unter dem letztern die Fähigkeit, sinnliche Eindrükke aufzufassen.

Verstand heißt das Erkenntnissvermögen, in sofern es aus sinnlichen Wahrnehmungen, Vorstellungen, Begriffe, Urtheile, Schlüsse bildet. — Ueber den Sinn, oder das niedere Vermögen zu erkennen, und den Verstand, die Kraft aus sinnlichen Wahrnehmungen Begriffe zu bilden, erhebt sich noch die Vernunft. Auch sie hat ihre Vorstellungen. Sie haben aber nichts Sinnliches an sich. Man heißt sie Ideen. Dahin gehören die Vorstellungen von Gott, Unsterblichkeit, Pflicht, Freiheit, Tugend. Die Vernunft ist also das Vermögen solche Begriffe zu bilden, die über das Sinnliche hinausgehen. Man nennt sie daher auch das Vermögen der Ideen.

Wer sagt, dass Etwas sei, oder nicht sei; so, oder anders sei, der urtheilt. Das Erkenntnissvermögen, in sofern es urtheilt, heißt Urtheilskraft, ihre Entscheidungen heissen Urtheile.

Witz hat eine weitere und engere Bedeutung; in jener versteht man jedes geistreiche Urtheil darunter. Im engern und gewöhnlichen Sinne ist Witz das

Vermögen, an sehr verschiedenartig scheinenden Dingen und Vorstellungen versteckt liegende Aehnlichkeiten schnell nachzuweisen. Wenn die Vergleichungen, die der Witz macht, leicht und natürlich sind, so heißt der Witz treffend; ist er mit Spott vermischt, beißend: hat er den Zweck zu kränken, bitter. Er muss nicht albern, läppisch, spielend sein.

Scharfsinn heißt das Erkenntnissvermögen, wenn es von sehr verwandten Dingen und Vorstellungen bedeutende Unterschiede meist schnell auffindet.

141. Wer am Schwindel leidet, muss nicht klettern. Der Schwindelige ist in einem krankhaften Zustande. Alle Gegenstände um ihn her scheinen ihm in einer schwankenden Bewegung. Vor den Augen wird ihm Alles dunkel und schwarz. Er kann sich nicht im Gleichgewichte halten; daher hat dies sehr leicht ein Fallen zur Folge. Dass es unter solchen Umständen Vermessenheit ist, sich auf hohe Punkte zu begeben, wo das Fallen gefährlich werden kann, versteht sich von selbst. Aber es gibt auch einen Schwindel des Geistes, der in Schwäche des Verstandes, seine Quelle hat. Diese geistige Schwäche, die sich besonders in einem großen Mangel an Urtheilskraft zeigt ist nun nicht die Eigenschaft, welche den Menschen zur Verwaltung eines hohen und schwierigen Amtes geeignet macht. Wer seine Schwäche dazu fühlt, der handelt klug, in einem niedern Kreise thätig zu sein, wo er der Welt nützlich werden kann, ohne sich der Gefahr des Fallens auszusetzen. Dies will das angeführte Sprichwort sagen.

142. Jedes Meer hat seine Ufer. Auch das

eine grosse Weltmeer hat seine Küsten und Gränzen. Uferlos ist auf der Erde nichts. Unter diesem Bilde soll auf die Beschränktheit der menschlichen Erkenntnisskräfte hingewiesen werden. Wie lange der Mensch auch leben, wie viel er erfahren und erforschen mag, er weiss immer von dem unendlichen Schatze des Wissbaren nur sehr wenig. Auch der Gelehrteste, den die Natur mit dem glänzendsten Gedächtniss ausgestattet hat, muss nach einem langen und ununterbrochen der Wissenschaft geweihten Leben zu oft sagen: „Das weiss ich nicht." Menschliches Wissen und Können, auch das vollendetste, hat seine Gränzen. Dies der Sinn des obigen Sprichworts.

143. Darius, der Perserkönig übersandte dem mazedonischen Alexander einen Sakk mit Mohn, um demselben dadurch die Menge der ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte anzudeuten. Alexander dagegen schickte ihm als Gegengeschenk ein Säkklein mit Pfefferkörnern. Dadurch wollte er seinem Gegner sagen, dass es nicht sowohl auf die Zahl der Streiter, als vielmehr auf die Kraft, auf den Geist und den Muth derselben ankomme. Die Folge bewies, dass die alexandrinischen Pfefferkörner den Sieg behielten. Der Pfeffer ist das Bild des Lebendigen, Regen, Kräftigen; der Mohn — des Schlafes und Todes. Es ist aber allemal der Geist, welcher den Stoff beherrscht; und der Verständige und Gebildete gibt den Ton an und wird der Lenker ganzer Schaaren, die ihm an geistiger Kraft und Bildung untergeordnet sind. Dies drükkt das Sprichwort mit den Worten aus:

„Ein Pfefferkorn überbeisst hundert Mohnkörner."

144. Wer den Kopf zwischen beiden Ohren trägt, braucht keinen Pass. Ein Pass ist ein von einer Behörde ausgestellter Schein, der Auskunft über die Person des Inhabers gibt und den Zweck hat, seine Unbescholtenheit in den Gegenden wo man ihn nicht kennt, zu begnügen, um dadurch jeden gesetzlichen Aufenthalt desselben zu verhindern. Ein Pass erleichtert also unser Fortkommen in der Welt. Das Sprichwort sagt nun, dass Derjenige, welcher seinen Kopf auf der rechten Stelle trage, eines Passes nicht bedürfe. Buchstäblich wahr ist dies allerdings nicht; die bürgerliche Ordnung fragt nicht darnach, wie Jemand seinen Kopf trägt und kann darnach nicht fragen. Den Kopf zwischen beiden Ohren tragen, bedeutet nimts als, sich der uns von Gott gegebenen Geisteskräfte auf die rechte Weise bedienen. Wer dies thue, sagt das Sprichwort, werde in der Welt gewiss fortkommen. Ein gesunder Verstand, richtiges Urtheil sind ein besseres Empfehlungsschreiben für uns als ein Pass es je für den Reisenden sein kann. Denn, sagt ein anderes:

145. Wer Kopf hat, steht im Kirchenbuche der Welt. Ein Ausspruch Hippel's. Das Kirchenbuch enthält die Namen Derjenigen, die in einem Kirchvereine (Kirchspiel) geboren worden sind und sagt von jedem Gebornen, welchem Orte er angehört. Dieser Ort ist nun seine Heimath im engsten Sinne. Wer Kopf hat, d. h. hier wer die vorzüglichen Anlagen seines Geistes auf eine ausgezeichnete Weise ausgebildet und sich einen ungewöhnlichen Schatz nützlicher Kenntnisse erworben hat, ist überall zu Hause. Bildung empfiehlt. Der Mann, welcher durch seine Kräfte und



sondern der Bart am Kopfe sei, will es den Gedanken aussprechen, daß man sich nicht solle verleiten lassen, unbedingt von einem großen Barte, oder einem hohen Alter auf einen gleich ausgebildeten Verstand und großen Erfahrungsreichthum zu schließen. Und wenn auch im Allgemeinen ein Vierziger einem Zwanziger bei gewissen Aemtern vorzuziehen sei, so könne es doch Ausnahmen geben, wo es die Pflicht erfordere, den Zwanziger ohne Bart, vor dem Vierziger mit Bart zu wählen. Der Kopf, der Verstand ist Haupt-, der Bart nur *Nebensache*.

148. *Wer todt geboren ist, kommt nie zu Verstande.* Der Mensch, welchen die Natur mit dürftigen Geistesanlagen ausgestattet hat, wird, wenn er auch die naturgemäßeste Erziehung genießt, wenn ihm auch der bildende Unterricht zu Theil wird, nie auf eine hohe Stufe der Bildung gefördert werden. Man wird es in Allem merken, daß nur mühsam Angelerntes, Angebildetes in ihm thätig ist, aber nicht die eigne, frei, selbständig gewordene Kraft. Was die Natur versagt hat, das versucht die Kunst umsonst zu ersetzen.

149. *Wenn man das Schwert nicht braucht rostet es in der Scheide.* Es ist eine allgemeine Eigenschaft aller Kräfte lebendiger Geschöpfe, daß sie durch angemessenen Gebrauch erstarken. In einem vorzüglichem Grade gilt dies von den Kräften des menschlichen Geistes. Uebung schärft sie; und nur allseitiger Gebrauch und bildende Anstrengung waren es, die große Geister machten. Wie der Funke im Stein verborgen liegen bleibt, wenn ihn der Stahl

eine grosse Weltmeer hat seine Küsten und Gränzen. Uferlos ist auf der Erde nichts. Unter diesem Bilde soll auf die Beschränktheit der menschlichen Erkenntnisskräfte hingewiesen werden. Wie lange der Mensch auch leben, wie viel er erfahren und erforschen mag, er weiss immer von dem unendlichen Schatze des Wissbaren nur sehr wenig. Auch der Gelehrteste, den die Natur mit dem glänzendsten Gedächtniss ausgestattet hat, muss nach einem langen und ununterbrochen der Wissenschaft geweihten Leben zu oft sagen: „Das weiss ich nicht." Menschliches Wissen und Können, auch das vollendetste, hat seine Gränzen. Dies der Sinn des obigen Sprichworts.

143. Darius, der Perserkönig übersandte dem mazedonischen Alexander einen Sakk mit Mohn, um demselben dadurch die Menge der ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte anzudeuten. Alexander dagegen schickte ihm als Gegengeschenk ein Säkklein mit Pfefferkörnern. Dadurch wollte er seinem Gegner sagen, dass es nicht sowohl auf die Zahl der Streiter, als vielmehr auf die Kraft, auf den Geist und den Muth derselben ankomme. Die Folge bewies, dass die alexandrinischen Pfefferkörner den Sieg behielten. Der Pfeffer ist das Bild des Lebendigen, Regen, Kräftigen; der Mohn — des Schlafes und Todes. Es ist aber allemal der Geist, welcher den Stoff beherrscht; und der Verständige und Gebildete gibt den Ton an und wird der Lenker ganzer Schaaren, die ihm an geistiger Kraft und Bildung untergeordnet sind. Dies drükkt das Sprichwort mit den Worten aus:

„Ein Pfefferkorn überbeisst hundert Mohnkörner."

144. Wer den Kopf zwischen beiden Ohren trägt, braucht keinen Pass. Ein Pass ist ein von einer Behörde ausgestellter Schein, der Auskunft über die Person des Inhabers gibt und den Zweck hat, seine Unbescholtenheit in den Gegenden wo man ihn nicht kennt, zu begnügen, um dadurch jeden gesetzlichen Aufenthalt desselben zu verhindern. Ein Pass erleichtert also unser Fortkommen in der Welt. Das Sprichwort sagt nun, dass Derjenige, welcher seinen Kopf auf der rechten Stelle trage, eines Passes nicht bedürfe. Buchstäblich wahr ist dies allerdings nicht; die bürgerliche Ordnung fragt nicht darnach, wie Jemand seinen Kopf trägt und kann darnach nicht fragen. Den Kopf zwischen beiden Ohren tragen, bedeutet nimts als, sich der uns von Gott gegebenen Geisteskräfte auf die rechte Weise bedienen. Wer dies thue, sagt das Sprichwort, werde in der Welt gewiss fortkommen. Ein gesunder Verstand, richtiges Urtheil sind ein besseres Empfehlungsschreiben für uns als ein Pass es je für den Reisenden sein kann. Denn, sagt ein anderes:

145. Wer Kopf hat, steht im Kirchenbuche der Welt. Ein Ausspruch Hippel's. Das Kirchenbuch enthält die Namen Derjenigen, die in einem Kirchvereine (Kirchspiel) geboren worden sind und sagt von jedem Gebornen, welchem Orte er angehört. Dieser Ort ist nun seine Heimath im engsten Sinne. Wer Kopf hat, d. h. hier wer die vorzüglichen Anlagen seines Geistes auf eine ausgezeichnete Weise ausgebildet und sich einen ungewöhnlichen Schatz nützlicher Kenntnisse erworben hat, ist überall zu Hause. Bildung empfiehlt. Der Mann, welcher durch seine Kräfte und

Kenntnisse der Welt auf ungewöhnliche Weise nützen kann, findet überall eine Heimath. An jedem Orte wird er willkommen geheißen.

146. Viel Kopf — wenig Mund. Es ist eine bekannte Erfahrung, dass Diejenigen, welche auf einer ausgezeichneten Bildungsstufe stehen, welche sich einen vorzüglichen Kenntnissschatz erworben haben, weniger reden als Andere, deren geistige Bildung noch im Abce im Vergleich jener ist und in deren Kopfe es sehr leer aussieht. Wem gründliches Denken zur Gewohnheit geworden ist, der hat weder Zeit noch Lust, gehaltlose Geschwätze zu führen. Er zieht es vor, wenig, aber Gediegenes zu reden. Darum erkennt man von jeher an vielen Reden den mittelmäßigen und leeren Kopf.

147. Der Kopf ist nicht am Barte, sondern der Bart am Kopfe. In sofern eine Menge Kenntnisse, die vorzüglich zur erfolgreichen Führung gewisser Aemter nöthig sind nur durch Erfahrung erlangt werden können, diese aber in einem bedeutenden Umfange zu machen, eine lange Zeit erfordert wird, so dass Der, dem man sie zugesteht, in das männliche Alter getreten zu sein pflegt, sagt man von einem, dem man Erfahrungskenntnisse beilegen will, da der Bart ebenfalls erst dann eintritt, wenn der Jüngling ins Männliche übergeht, er habe Haare auf den Zähnen. Man sieht den Bart als Zeichen des gereiften Verstandes an. Dass er ein sehr unsicheres Zeichen davon ist, kann gar nicht geleugnet werden, da der Bart zur bestimmten Zeit erscheint, ohne dass der Geist stets seine Reife zugleich mit erhielte. Wenn daher das obige Sprichwort sagt, dass der Kopf nicht am Barte,

sondern der Bart am Kopfe sei, will es den Gedanken aussprechen, dass man sich nicht solle verleiten lassen, unbedingt von einem großen Barte, oder einem hohen Alter auf einen gleich ausgebildeten Verstand und großen Erfahrungsreichthum zu schließen. Und wenn auch im Allgemeinen ein Vierziger einem Zwanziger bei gewissen Aemtern vorzuziehen sei, so könne es doch Ausnahmen geben, wo es die Pflicht erfordere, den Zwanziger ohne Bart, vor dem Vierziger mit Bart zu wählen. Der Kopf, der Verstand ist Haupt-, der Bart nur Nebensache.

148. Wer todt geboren ist, kommt nie zu Verstande. Der Mensch, welchen die Natur mit dürftigen Geistesanlagen ausgestattet hat, wird, wenn er auch die naturgemäßeste Erziehung genießt, wenn ihm auch der bildende Unterricht zu Theil wird, nie auf eine hohe Stufe der Bildung gefördert werden. Man wird es in Allem merken, dass nur mühsam Angelerntes, Angebildetes in ihm thätig ist, aber nicht die eigne, frei, selbständig gewordene Kraft. Was die Natur versagt hat, das versucht die Kunst umsonst zu ersetzen.

149. Wenn man das Schwert nicht braucht rostet es in der Scheide. Es ist eine allgemeine Eigenschaft aller Kräfte lebendiger Geschöpfe, dass sie durch angemessenen Gebrauch erstarken. In einem vorzüglichem Grade gilt dies von den Kräften des menschlichen Geistes. Uebung schärft sie; und nur allseitiger Gebrauch und bildende Anstrengung waren es, die große Geister machten. Wie der Funke im Stein verborgen liegen bleibt, wenn ihn der Stahl

nicht weckt, so ersterben die edelsten Kräfte des Menschen, wenn keine bildende Hand sie ruft und ihre Thätigkeit für Lösung immer schwieriger Aufgaben leitet. Wer es gut mit sich meint, wird nicht glauben durch erschlaffende Ruhe sich wohlzuthun. Durch Denken lernt man denken; und wer nie urtheilte, würde es nie können. Jede Kraft muss durch sich selbst gebildet werden. Nur dadurch, dass die Kinder anfangen zu gehen, lernen sie gehen.

130. Verstand gilt durchs ganze Land. Verstand steht hier als eine der Hauptkräfte des Geistes für Bildung überhaupt, da er das Vermögen zu denken ist. Wer nicht denkt, dem fehlt das erste wesentliche Merkmal einer wahrhaft menschlichen Bildung.

Während die Vernunft in unsichtbaren Gebieten waltet und schaltet und Ideen bildet, ist der Verstand recht eigentlich für den Hausgebrauch des alltäglichen Lebens da. Er leistet überall gute Dienste. Er bringt in alle Vorstellungen Deutlichkeit und Bewusstsein, stellt sie in Ordnung, setzt sie in Verbindung und bringt sie in ein Ganzes. Daher gilt er durchs ganze Land. Ein verständiger Mensch besitzt eine Menge Begriffe, wodurch man die Zwekke und den Nutzen der Dinge kennen lernt. Dieser Reichthum, den er in seinen Handlungen anzuwenden versteht, empfiehlt ihn allgemein.

22. Erziehung.

Man nimmt Erziehung in weiterer und engerer Bedeutung. In jener versteht man darunter Alles, was die Entwikklung der in dem Menschen schlummernden Kräfte fördert. Die Erziehung im engern

Sinne besteht darin, dass man die eigne, freie Entwikkelung der Kräfte Dessen, der erzogen wird, absichtlich fördert. Die besste Erziehung ist nur eine gute Anleitung zur Selbsterziehung. Der Mensch muss selbst werden, was er werden kann.

151. Die Augen der Eltern sind die Gesetze der Kinder. Sie sollen es wenigstens sein. Je mehr andere Gesetze nothwendig sind, desto unvollkommner wird die Erziehung selbst gelingen. Es liegt in der Natur der Sache, dass nur Derjenige, der sicher steht, einen Andern, Tieferstehenden heraufziehen kann. Daher bedarf es bei den Kindern weiter nichts als die Einsicht, dass ihre Körper- und Geisteskräfte noch nicht so entwickelt sind als die ihrer Erzieher, welches doch in den meisten Fällen die Eltern sind, um ohne Weiteres den Winken und Anordnungen derselben pünktlich Folge zu leisten.

Da, wo man genau die Bahn der Natur geht, sind die Kinder gewohnt, schon an den Augen ihrer Vorgesetzten deren Wünsche zu erkennen; und da sie einsehen, dass diese nur ihr Besstes zum Zwekk haben, so wird es ihnen auch nicht an Willen fehlen, sich streng darnach zu richten.

152. Verstand vertreibt Ruthe. Wenn der Mensch geboren wird, ist sein Leben fast ein rein thierisches. Erst allmählich erwacht das Menschliche, das Vernünftige in ihm. Noch lange herrscht indess die Sinnlichkeit vor, und man muss auf sie einwirken, um die höhere Natur zu wekken. Die Neigungen der Kinder gehen sehr oft auf das Schädliche, weil sich dies der Sinnlichkeit als angenehm empfiehlt. Jedes Verbot bleibt oft erfolglos, weil sie den guten Grund

desselben noch nicht begreifen, da im Gegentheil der Reiz des Sinnlichen zu mächtig auf sie wirkt. Um also ihrem Willen, der allein durch die Macht der Sinnlichkeit bestimmt wird, die erforderliche Richtung zu geben, muss man auf sie selbst einwirken, dadurch dass man durch körperliche Strafe Schmerz erregt, um ihnen begreiflich zu machen, was es für Folgen hat, wenn sie nicht dem Willen ihrer Erzieher, der eben jetzt die Stelle ihrer eignen noch schlummernden Vernunft vertritt, gehorchen. Diese Art, den Willen zu bestimmen, muss aber in demselben Maße schwinden, in welchem der Verstand des Kindes erwacht, welcher die Ruthe, oder die sinnliche Art auf den Willen zu wirken, vertreibt.

153. Ein Lehrer ist besser als zwei Bücher. Dies Sprichwort redet von einem Theile der Erziehung, nämlich vom Unterricht. Dieser hat es mit der Mittheilung von Kenntnissen und Fertigkeiten zu thun. Die letztern kann man sich am wenigsten aus Büchern aneignen, es bedarf dazu der lebendigen Anschauung, die nur der Lehrer geben kann. Niemand wird z. B. nach einer gedrukkten Anweisung gut tanzen lernen; aber das lebendige Wort des tüchtigen Lehrers wirkt mehr als hundert todte eines Buches. Wenigstens ist soviel erwiesen, dass ein guter Lehrer einem schlechten, ja auch einem guten Buche vorzuziehen sei.

154. Ein schlechter Sohn der Eltern Hohn. Die Erziehung jedes Kindes ist eine Aufgabe für die Eltern. Diese kann nun gut oder schlecht gelöst werden, oder mit andern Worten, die Eltern können ihr Kind gut oder schlecht erziehen. Das letztere ist aber

der Fall, wenn sie die in ihm schlummernden Kräfte nicht, oder nur ungenügend entwikkelt haben. Indess versteht man unter einem schlechten Kinde kein solches, sondern ein Kind, dessen Willen, anstatt auf das Gute gerichtet zu sein, auf das Böse gerichtet ist. Dass ein solches Kind seinen Eltern keine Ehre machen kann, ist klar. Meist liegt die Schuld an der Erziehung, wenn ein Kind schlecht ist; aber man würde doch unrecht und lieblos urtheilen, wenn man jedesmal von einem ungerathenen Kinde auf schlechte Eltern oder eine nachlässige Erziehung schließen wollte. Aber Ehre macht ein ungerathenes Kind in keinem Falle seinen Eltern, auch wenn sie nicht Schuld daran sind; und nur dies will das obige Sprichwort sagen.

155. Wenn den Vögeln die Federn gewachsen sind, fliegen sie allein aus dem Nest.

Der Erzieher soll der Natur nicht vorgreifen. Seine Aufgabe besteht darin, die Kräfte der Natur in Lagen zu bringen, in denen sie sich entfalten können; aber nicht darin, dass er Forderungen an sie macht, denen sie zufolge ihres Standpunktes noch nicht gnügen können. Der Gärtner bringt den Rosenstokk in gute Erde und unter den Einfluss des Himmelslichtes, so entfaltet sich die Rose von selbst. Es wäre Frevel, ihre Knospen aufzubrechen, um früher Rosen zu haben.

Die Vögel fliegen von selbst, wenn die Flügel stark und befiedert genug sind; und ohne diese Eigenschaften würde jedes Kunstmittel, sie dazu zu bringen, erfolglos bleiben. Die Eltern pflegen und nähren sie; das Uebrige thut die Natur. Das Sprichwort will daher sagen: Es ist thöricht, Forderungen an Kinder zu

machen, denen sie nicht nachkommen können, weil sich ihre Kräfte noch nicht so weit entwikkelt haben. Aber eben so falsch ist's, sie dann noch zu unterstüzen, wenn sie Kraft genug besitzen. Die Vögel fliegen dann allein aus dem Nest.

156. Wilde Bäume — herbe Früchte. Wie der unveredelte Baum nur kleine und herbe Früchte bringt, so sind auch die Handlungen des sich selbst überlassenen, durch Bildung nicht veredelten Menschen, weit entfernt von dem Geiste, welcher ein Vorzug des sittlich gebildeten Menschen ist. Jener folgt mehr wie das Thier den Trieben der Natur, diesen leitet das Gesetz der Vernunft; jener thut alles für den Genuss, dieser handelt aus Pflicht; jener thut, was er muss, dieser, was er soll. Wie sich der Holzapfel zum Borsdorfer verhält, so die Handlung des durch keine Erziehung zur Sittlichkeit veredelten zu der Handlung des eben dadurch gebildeten.

157. Einen todten Sperling jagt kein Schütze auf. Erziehung gibt nicht, sie wekkt nur das Vorhandene. Wo daher nichts zu wekken ist, da klopft der besste Erzieher vergeblich an. Menschen, in denen gar nichts zu wekken wäre, gibt es im strengsten Sinne des Wortes nicht. Etwas ist in Jedem da, was aufgerufen werden kann. Todt ist das, in dem gar keine Geisteskraft mehr lebt. Diesen Ausdrukk wendet das Sprichwort auf diejenigen an, in denen nur sehr wenig geistige Kräfte vorhanden sind, und auch diese in einem höchst dürftigen Zustande. Es will sagen, dass es sehr schwer sei, solche Kinder zu erziehen, dass oft der Weiseste damit sich für unser Auge vergeblich abmühe.

158. Wem die Augen des Morgens nicht geöffnet werden, bei dem thauen sie schwer auf.

Die Erziehung erreicht zwar nie ihr Ende, aber sie nimmt einen bestimmten Anfang. Die physische beginnt mit der Geburt des Menschen, die geistige mit dem ersten Erwachen der Seelenkräfte. Wenn diese in der Jugend nicht entwikkelt werden, wenn da das Gedächtniss keine Nahrung erhält, der Verstand nicht gewekkt, die Urtheilskraft nicht geübt wird; so ist das von großem Nachtheil fürs ganze Leben. Was sich in der Jugend leicht macht, geschieht im Alter oft unter großen Schwierigkeiten, zuweilen gar nicht. Wenn die Vernunft zwanzig Jahr als Nebensache behandelt worden ist, dann schließt sie sich selten so scharf auf, als wenn ihr von früh an die ihr gebührende Aufmerksamkeit erwiesen worden wäre. Dies will das genannte Sprichwort sagen.

159. Ein Magen, der stets Milch bekommt, lernt nie Fleisch verdauen.

Sobald eine Kraft bis auf einen gewissen Punkt gebildet ist, muss man durch Reiz auf den Geist immer neue Fortschritte zu bewirken suchen. Wer stehen bleibt, erzieht nicht. Die Erziehung ergreift jede Gelegenheit, um durch Anstrengung der Kraft, diese auf einen höhern Punkt zu heben. Auf den balearischen Inseln Majorka und Minorka legten die Mütter das Morgenbrot für ihre Kinder auf hohe Bäume. Die Knaben mussten es herabschleudern, wenn sie es genießen wollten. Dadurch wurden diese Inselbewohner so sehr als Steinschleuderer berühmt.

Sobald die Kraft da ist, muss man sie dadurch

anerkennen, dass man ihr etwas zumuthet. Aber nicht zu plötzlich darf man mehr fordern; nicht heüt Milch und morgen Fleisch. Vom Leichtern mache das Schwerere den Uebergang zum Schweren.

23. Falschheit (Heüchelei, Schmeichelei).

Wer gegen Jemanden Gesinnungen des Wohlwollens aüßert, während er die Absicht hat, ihm zu schaden, den nennt man falsch. Die Falschheit ist demnach der höchste Grad der Verstellung.

Derjenige welcher anders und besser zu scheinen sucht, als er ist und daher anders spricht und handelt, als er denkt, besonders, um sich das Wohlgefallen Anderer zu erwerben, heüchelt. Die Heüchelei ist also im Allgemeinen das Bestreben, sich vor den Augen eines Andern einen bessern Karakter zu geben, als man wirklich hat. Sie ist somit ein Zweig der Falschheit, welche überhaupt dem Wahren entgegengesetzt ist. Auch die Schmeichelei gehört hierher. Einen Schmeichler nennen wir Denjenigen, welcher durch gefälliges Betragen und erdichtetes Lob die Gunst Anderer zu erwerben sucht, um dadurch gewisse Vortheile zu erlangen.

170. Je schöner der Pilz, desto größer das Gift.

Dies Sprichwort ist vom Fliegenpilz hergenommen, der in seiner rothen Kappe mit ihren weißen Giftpunkten um so gefährlicher ist, desto größer und schöner er erscheint. Der Fliegenschwamm steht hier als ein Bild der Falschen, welche hinter ihre Freündlichkeit die schlimmsten Absichten verbergen. Alexan-

der d. Gr. wollte mit den Athenern einen ewigen Frieden gründen. Als das besste Mittel dazu schlug er der Republik Athen vor, die zehn Redner, welche den griechischen Bund gestiftet hatten, ihm auszuliefern. Aber Demosthenes sah den lauernden Feind hinter den Friedensvorschlägen. Er belehrte die Athener durch die Fabel, nach der die Wölfe mit den Schafen Friede schließen wollten, wenn diese die Hunde zuvor auslieferten.

161. Wer den Teufel fangen will, muss ihn einen Engel heißen.

Jeder Mensch hört gern Gutes von sich reden und seine guten Eigenschaften und Handlungen rühmen; Mancher hat es auch wol gern, wenn ihm dergleichen beigelegt werden, so sie ihm fehlen sollten. Dies ist eine große Schwäche der Menschen, welche sich arge Menschen gar wohl zu Nutze zu machen wissen.

Das menschliche Herz ist gar zu eitel. Nur zu gern hält es des Schmeichlers Lob für Wahrheit. Diese Schwäche macht nun mancher Böse zum Mittel, seine schlechten Absichten zu erreichen. Er lobt Den, dessen Verderben er beabsichtigt. Dadurch macht er ihn zutraulich. Das Heez öffnet sich, weil es den Freünd vor sich zu sehen glaubt und enthüllt, was man eben bedurfte, um den Getäuschten ins Unglükk zu stürzen.

162. Man darf einem Gasthause nicht trauen, wenn es auch einen Engel zum Schilde hat. Nicht stets bekommt man das beste und billigste Essen in einem Gasthause, das ein einladendes Schild an der Stirn trägt. Es wäre wenigstens zu voreilig geschlossen, wenn man es in jedem Falle erwartete, weil das Schild schön ist. So ge-

anerkennen, dass man ihr etwas zumuthet. Aber nicht zu plötzlich darf man mehr fordern; nicht heüt Milch und morgen Fleisch. Vom Leichtern mache das Schwerere den Uebergang zum Schweren.

23. Falschheit (Heüchelei, Schmeichelei).

Wer gegen Jemanden Gesinnungen des Wohlwollens aüßert, während er die Absicht hat, ihm zu schaden, den nennt man falsch. Die Falschheit ist demnach der höchste Grad der Verstellung.

Derjenige, welcher anders und besser zu scheinen sucht, als er ist und daher anders spricht und handelt, als er denkt, besonders, um sich das Wohlgefallen Anderer zu erwerben, heüchelt. Die Heüchelei ist also im Allgemeinen das Bestreben, sich vor den Augen eines Andern einen bessern Karakter zu geben, als man wirklich hat. Sie ist somit ein Zweig der Falschheit, welche überhaupt dem Wahren entgegengesetzt ist. Auch die Schmeichelei gehört hierher. Einen Schmeichler nennen wir Denjenigen, welcher durch gefälliges Betragen und erdichtetes Lob die Gunst Anderer zu erwerben sucht, um dadurch gewisse Vortheile zu erlangen.

170. Je schöner der Pilz, desto größer das Gift.

Dies Sprichwort ist vom Fliegenpilz hergenommen, der in seiner rothen Kappe mit ihren weißen Giftpunkten um so gefährlicher ist, desto größer und schöner er erscheint. Der Fliegenschwamm steht hier als ein Bild der Falschen, welche hinter ihre Freündlichkeit die schlimmsten Absichten verbergen. Alexan-

der d. Gr. wollte mit den Athenern einen ewigen Frieden gründen. Als das besste Mittel dazu schlug er der Republik Athen vor, die zehn Redner, welche den griechischen Bund gestiftet hatten, ihm auszuliefern. Aber Demosthenes sah den lauernden Feind hinter den Friedensvorschlägen. Er belehrte die Athener durch die Fabel, nach der die Wölfe mit den Schafen Friede schließen wollten, wenn diese die Hunde zuvor auslieferten.

161. Wer den Teufel fangen will, muss ihn einen Engel heißen.

Jeder Mensch hört gern Gutes von sich reden und seine guten Eigenschaften und Handlungen rühmen; Mancher hat es auch wol gern, wenn ihm dergleichen beigelegt werden, so sie ihm fehlen sollten. Dies ist eine große Schwäche der Menschen, welche sich arge Menschen gar wohl zu Nutze zu machen wisseu.

Das menschliche Herz ist gar zu eitel. Nur zu gern hält es des Schmeichlers Lob für Wahrheit. Diese Schwäche macht nun mancher Böse zum Mittel, seine schlechten Absichten zu erreichen. Er lobt Den, dessen Verderben er beabsichtigt. Dadurch macht er ihn zutraulich. Das Heez öffnet sich, weil es den Freünd vor sich zu sehen glaubt und enthüllt, was man eben bedurfte, um den Getäuschten ins Unglükk zn stürzen.

162. Man darf einem Gasthause nicht trauen, wenn es auch einen Engel zum Schilde hat. Nicht stets bekommt man das beste und billigste Essen in einem Gasthause, das ein einladendes Schild an der Stirn trägt. Es wäre wenigstens zu voreilig geschlossen, wenn man es in jedem Falle erwartete, weil das Schild schön ist. So ge-

nügt es keineswegs, sich einem Menschen ganz zu vertrauen, weil er sich uns freündlich zeigt. Ehe wir ihn als Freünd anerkennen, muss er sich erst durch eine lange Erfahrung oder in schwierigen Fällen als solcher beweisen. Das Äußere ist nicht stets der treüe Abdruk des Innern.

163. Es ist eine böse Uhr, an der sich Zeiger und Glokke widersprechen.

So viel ist gewiss, man kann sich nicht zu allen Zeiten auf sie verlassen. Zeigt sie richtig, so gnügt sie dem Sehenden für den Tag; aber des Nachts wird sie ihn in Ungewissheit lassen, oder irre führen. Aehnlich der Mensch, dessen Äußeres nicht mit seinem Innern übereinstimmt, dem die für gegenseitiges Vertrauen so unbedingt nothwendige Aufrichtigkeit mangelt. Im Umgange mit ihm, muss man stets auf der Hut sein, um das Wahre heraus zu finden. Wer mit solchen Menschen umgeben ist, der ist mit Recht zu bedauern. Am meisten sind die Fürsten den Schmeichelein ausgesezt. Es würde weniger der Fall sein, wenn sie diese Leüte alle so abwiesen, wie Friedrich der Große einen öffentlichen Redner, Namens Dietrich. Dieser wandte sich mit den Worten an Friedrich: „Großer König, kleiner Gott", worauf dieser auf der Stelle erwiderte: „Kleiner Dietrich, großer Narr."

164. Honigthau ist nicht der beßte.

Nicht nur nicht der beßte, sondern einer der verderblichsten Thaue ist der Honigthau troz seiner Süßigkeit. Er hindert das Wachsthum, schadet den Früchten und wird daher vom Landmanne nicht mit Unrecht gefürchtet. Manche Arten dieses Thaues mögen aus

Säften bestehen, welche die Pflanzen selbst ausschwitzen, von andern aber weiß man, daß ihre Entstehung den Blattlaüsen zuzuschreiben ist, welche nach den Beobachtungen mehrer Naturforscher durch zwei auf dem Hinterleibe stehende Hörner ein süßes Wasser von sich geben, das auf den Blättern und Zweigen sich verdichtet.

Den Blattlaüsen nun, welche mit ihrer Süßigkeit Pflanzen bespritzen, sind die Schmeichler ähnlich, welche mit ihrem süßen Lügen Menschen begießen und verderben. Wie der Honigthau das Wachsthum der Gewächse, so hemmt die Schmeichelei das Fortschreiten zur Selbsterkenntniß, zur Besserung und Fortbildung. Wer so schwach ist, Schmeichlern Gehör zu geben, hört gewiß nur von Wenigen, die von ihm abhängen, Wahrheit und wird später so für sich eingenommen, daß er auch keine erträgt. Alexander d. Gr. trug den Kopf schief: seine Hofleute, um ihn zu schmeicheln, gingen alle mit schiefem Halse. Dyonisius war kurzsichtig; seine Schmeichler traten sich in seiner Gegenwart auf die Füße, um auch für kurzsichtig zu gelten.

165. Mancher drükkt die Hand und wollte lieber den Kopf drükken.

Der Händedrukk ist das Zeichen der Freündschaft. Der Freünd will aber das Wohl seines Freündes; gern möchte er dessen Zustand verbessern. Wer aber den Kopf drükken wollte, hat keineswegs solche freündliche Absichten. Er will den Untergang deß, für dessen Freünd er sich durch den Händedrukk ausgibt. Von dem, der hinter den aüßeren Beweisen der Freündschaft seine feindseligen Gesinnungen verbirgt, kann

das obige Sprichwort gesagt werden. So von Judas, der durch den Kuss verrieth.

24. Feiertage.

Hier ist nicht von den Feiertagen, die sich Jeder durch Ausstellung der gewöhnlichen Geschäfte nach Belieben machen kann, die Rede; sondern von denen, die durch ein, ganze Völker verpflichtendes Gesetz angeordnet sind. Man heißt sie darum auch Festtage und versteht darunter solche Tage, an denen geräuschvolle Geschäfte und ermüdende Arbeiten des Körpers allgemein ausgesetzt werdrn, weil man die Absicht hat, an denselben den Körper zu erquikken, den Geist, besonders mittels der Religion, heilsam zu erwekken und für seine Fortbildung zu sorgen.

166. Das Ei, was die Henne Sonntags legt, hat auch einen Dotter.

Bei vielen Völkern, z. B. den Juden, war die Sabbathsfeier sehr streng und jedes Geschäft untersagt. Die christliche Religion ist darin, wie in Allem, was auf bloß Äußeres hinausgeht, freier. Christus, der erhabne Stifter, hat selbst über die Formen der Feier nichts bestimmt, aber durch sein Beispiel erklärt, daſſ es nicht nur erlaubt, sondern sogar Pflicht sei, an den Feiertagen Gutes zu thun, besonders, wenn es Angelegenheiten betrifft, die sich nicht aufschieben lassen. In dieser Hinsicht will das Sprichwort sagen: Auch das Gute, was ich an Festtagen thue, hat seinen Werth, sofern es so von mir vollbracht wird, daſſ nicht die Stiftung eines größern Schadens zu befürchten ist.

25. Feinde.

Denjenigen, welcher mir in einem so hohen Grade übel will, dass er den glükklichen Zustand, in dem ich mich befinde, auf alle Weise zu stören und mir daher, zu schaden sucht, nenne ich meinen Feind. Feindschaft ist demnach das unrechtmäßige und pflichtwidrige Bestreben, Andern zu schaden.

167. Wer mit seinem Kreüze ruhen will, findet überall einen ewigen Juden.

Nach einer alten und bekannten Sage soll ein Jude Jesum, als er sein Kreüz nach Golgatha trug, am Ruhen gehindert und dafür durch ein ewiges Umherwandern ohne Ruhe gestraft worden sein. Diese Sage hat den Stoff zu dem vorstehenden Sprichwort gegeben. Es war Hass, welcher den Juden trieb, Jesu eine kurze Ruhe zu verwehren.

Sehr vielen Menschen geht es wie ihm, nach der Sage. Ihre Feinde geben ihren Hass gegen sie eben dadurch zu erkennen, dass sie ihnen jeden bessern Zustand zu entziehen suchen. Wie oft könnte uns ein Glukk, ein Genuss zu Theil werden, wenn ihn uns nicht der Hass eines Feindes entzöge. So offenbart sich die Feindschaft nach dem vorstehenden Sprichwort einmal dadurch, dass sie Jemandem das Gute, was ihm werden könnte, nicht zu Theil werden lässt.

168. Tolle Hunde bellen nicht. Es sind nicht die gefährlichsten unserer Feinde, welche durch Drohungen uns zu schrekken suchen und uns mit viel Geraüsch auf das Böse aufmerksam machen, was sie uns zuzufügen gedenken. Die schlimmsten sind die, welche gar nicht die Pläne ihres boshaften Herzens

aussprechen, sondern ausführen. Dem Hunde, welcher bellt, kann man ausweichen. Auch beißt nicht jeder Hund, der bellt Aber der tolle Hund beißt plötzlich ohne den Anschlag warnender Stimme.

169. Viel Bienlein zerstechen einen Reiter. Es ist gefährlicher, viel kleine Feinde als einen großen zu haben. Gegen den einen kann man sich rüsten; und wenn man ihm unterliegt, so kann es wenigstens mit Ehren geschehen. Wer aber von allen Seiten, wenn auch nur, dem Anschein nach, von unbedeutenden Feinden angegriffen wird, muß endlich den wiederholten Versuchen weichen. Je häufiger die Erfahrung das Sprichwort in seiner Bedeutung als wahr bestättigt, desto mehr fordert es uns auf, uns nicht durch unkluges Benehmen die Menge zu Feinden zu machen und uns vor der falschen Meinung zu bewahren, welche Feinde verachtet, weil sie klein scheinen. Kein Feind ist klein.

170. Ein Jagdhund beißt sich nicht mit dem Möpslein.

Mächtige und starke Menschen halten es unter ihrer Würde, denjenigen Böses zuzufügen *), welche ihnen schadeten, oder zu schaden suchten, auch wenn sie die günstigste Gelegenheit dazu haben. Der edle Cäsar ließ sogar die Bildsäule seines Feindes Pompejus, die seine Schmeichler umgeworfen hatten, wieder

*) In Bulwer's „Wanderer am Rhein" sagt der Hund zum Greif: „Ich meinerseits greife nie einen Hund an, der nicht so groß ist, als ich. Ich würde mich vor mir selbst schämen, wenn ich's thäte."

aufrichten. Dadurch sagt der berühmte Redner und Zeitgenosse beider, Cicero, befestigte Cäsar die seinige.

Dionys von Syrakus verurtheilte einen seiner Hofleute, welcher die Verse des Königs schlecht genannt hatte, zu den Steinbrüchen. Wie kleinlich! Ganz anders Friedrich d. Gr., bei dem man Jemanden verklagt, dass er Gott und den König gelästert habe. Dass er Gott gelästert hat, ist ein Beweis, dass er ihn nicht kennt. Dass er mich geschimpft hat, will ich ihm verzeihen. So lautete sein Urtheil.

171. Wenn Dich Dein Feind rechts schikkt, so gehe links. Nur mit Misstrauen werden wir den Rath solcher Personen aufnehmen, die wir als Feinde können oder zu fürchten haben. Sie wählen zuweilen, wenn es ihnen nicht gelingt, uns gradezu ins Verderben zu stürzen, oder uns auf eine mehr oder weniger gefährlichere Weise zu schaden, den Weg der List. In der Gestalt eines Freundes nähern sie sich uns, um uns durch ihre Rathschläge zu schaden. Mit Recht sagt daher ein anderes Sprichwort: „trau, (aber) schau (zuvor:) wem? So machen uns unsere Feinde vorsichtig. Außer diesem Nutzen kann man noch manchen andern aus ihnen ziehen. Sie erleichtern uns unsere Selbsterkenntniss, indem sie uns auf unsere Fehler aufmerksam machen. Freünde vergrößern nur gar zu gern das Gute, was wir an uns haben, und das Böse verschweigen sie ganz. Den Feinden dagegen entgeht kein Flekken an uns, so klein er sein mag. So erfuhr Hiero von Syrakus sogar von seinen Feinden dass es ihm übel aus dem Munde rieche.

26. Freiheit.

Freiheit ist ein großes und viel umfassendes Wort. Im Allgemeinen besteht sie darin, dass der Wille sich sein Gesetz selbst gibt, ohne erst von äußern und fremden Ursachen zu etwas genöthigt zu werden. Wer von fremder Willkür unabhängig ist, den nennt man äußerlich frei. Derjenige, welcher thun kann, was er will, in so fern dadurch nicht das Recht eines Andern gekränkt wird und der unter der Bedingung, dass er weder die Person noch das Eigenthum eines Andern verletze, selbst für seine Person und sein Eigenthum Sicherheit genießt, heißt bürgerlich frei.

Wer ganz unabhängig von den Trieben der Sinnlichkeit, bloß den Gesetzen der Vernunft folgt, der ist sittlich oder moralisch frei. Die sittliche Freiheit ist also der Zustand, in dem man zwar das thut, was man will, aber nur das will, was man soll. Daher heißt sie auch das Vermögen zu thun, was man wollen soll.

172. Wo ein Frohnvogt steht, dreht sich die Mühle schwer. Ein freies Wesen zu sein, ist des Menschen höchster Vorzug vor allen Thieren; und der rechte Gebrauch seiner Freiheit verschafft ihm die erhabenste Würde. Das Streben nach Freiheit, so oft es auch ausartet und diese mit Zügellosigkeit verwechselt wird, ist in dem innersten Wesen des menschlichen Geistes begründet. Daher ist keine Beleidigung so empfindlich als die, welche Jemand an seiner Freiheit erleidet. Das was der Mensch thun muss, hat keinen sittlichen Werth und das Gefühl des von Au-

ßen auf ihn wirkenden Zwanges, macht ihm das Geschäft, dem er sich wider seinen Willen unterziehen muss, bei Weitem schwerer, als es ist. Dies ist der Sinn des obigen Sprichworts.

173. **Wer dem Todtengräber die Kette gibt, dem schmiedet kein Hammer eine andere.**

Dies Sprichwort enthält einen Trost für Die, welche hier unschuldig ihrer Freiheit d. h. der äußern, beraubt wurden. Nichts wird schmerzlicher vermisst als sie; und nur die Hoffnung, dass der Tod endlich dem unglükklichen Zustande ein Ende machen werde, kann darin aufrecht erhalten.

Schon der Körper selbst legt dem Wollen des Geistes mächtige Hindernisse in den Weg, sobald es die Ausführung gilt. So erscheint er selbst als eine Kette für den freien Geist, der erst dann vollkommen das ist, wenn er die Banden aes Körpers abgestreift und dem Todtengräber übergeben hat.

174. **Ein freier Greis tanzt besser, als ein junger Sklave.** Wie das Wasser das Element des Fisches ist, in dem er lebt, so ist Freiheit das nothwendige Erforderniss zum Gedeihen des Menschen, in leiblicher sowohl als geistiger Hinsicht. Sklaverei erdrükkt die edelsten Kräfte des Menschen. Jene Frische und Lebendigkeit des Geistes, welche selbst dem Greise noch jugendliche Munterkeit verleiht, ist nur Wirkung der echten Freiheit, die aber von Thoren mit wilder Ungebundenheit verwechselt wird. Diese wollen thun können, was sie **wollen**; ohne zu **wollen**, was sie **sollen**.

Wer recht thut und nichts anders will; wer sei-

ner Begierden Herr ist, der ist wahrhaft frei; und für ihn wird die Freiheit bis in sein Greisenalter ihre Segnungen haben.

175. **Wer ein Sklave werden will, der ist auch im Vaterhause nicht frei.**

Es ist schlimm, wenn die äußere Freiheit, die uns von unsern Kräften einen von der Willkür Anderer ganz unabhängigen Gebrauch zu machen, erlaubt. Durch die Willkür Anderer beschränkt oder aufgehoben wird. Man befindet sich dann in einem Zustande größerer oder geringerer Knechtschaft. Aber dies ist keineswegs die schlimmste. Es gibt eine weit ärgere, welche den freien Geist knechtet, indem sie ihn den Launen der Sinnlichkeit unterordnet. Ein solcher Sklave kann der Mensch selbst im höchsten Genusse der äußern Freiheit sein und werden, wogegen er die innere sittliche sogar dann bewahren kann, wenn er, wie Schiller singt, in Ketten geboren würde. Wer den hohen Sinn der Freiheit nicht fasst, kann sie nicht besitzen, auch wenn Niemand sie ihm raubt. Dies ist die Bedeutung von 175.

176. **Dem Sklaven wird der Zukker zu Essig.** Besonders der, den er baut, da er ihn nicht aus dem freien Entschlusse pflanzt, der Welt nützlich zu werden, sondern weil er muss, weil er unter der Triebfeder der Peitsche steht. Die schwierigste Arbeit wird leicht, wenn man sich freiwillig dazu entschließt; die leichteste wird schwierig, sobald man dazu gezwungen wird. Dies gilt besonders von der äußern Freiheit. Aber diese selber kann Dem, der nicht reif ist, sie zu genießen, so süß sie ihm erschien, zu Essig wer-

den. Die Menge ahnt den hohen Sinn der Freiheit nicht. Während sie Freiheit fordert, will sie Gesetzlosigkeit. Sie will nur Freiheit für ihre Leidenschaften und zeigt sich, wenn sie dieselbe in einzelnen Fällen erlangt, wie das wilde Thier, das sich von seinen Ketten losgerissen hat. Aus dem Zukker der Freiheit machen sie Essig, weil sie dieselbe nicht zu gebrauchen verstehen. Der Mensch muss zur Freiheit erzogen werden.

177. Wer ins gelobte Land will, muss sich vor der Wüste nicht fürchten.

Das gelobte Land oder Kanaan war für die Juden, welche aus der egyptischen Knechtschaft kamen, das Land der Freiheit. Aber Gott gab es ihnen nicht ohne Kampf. Sie mussten es erobern. Erst nach vierzigjährigem Umherziehen in Arabiens Wüsten gelangten sie dahin. So muss auch jeder einzelne Mensch, welcher sich geistig und sittlich freimachen will, den Kampf mit der Sinnlichkeit nicht scheüen. Freiheit ist Selbständigkeit. Diese ist aber nur da, wo die Aussprüche der Vernunft die einzige Richtschnur des Handelns sind. Dies zu erringen ist nicht leicht. Mancher hat sich vierzig Jahr in den verschiedensten Lebenlagen herumgekämpft, ohne jenes Ziel erreicht zu haben. Darum muss man aber den Muth nicht verlieren.

27. Freündschaft.

Die wahre Freündschaft besteht in der innigen Verbindung gleich gestimmter Seelen für das Wahre, Gute und Schöne; zur herzlichsten Theilnahme

an allen Leiden und Freuden, zur willigsten Erfüllung aller Pflichten der Menschenliebe. Personen zwischen denen das Verhältniss wirklich Statt findet, sind Freunde; aber nicht Alle sind es, die sich so nennen. Die Scheinfreundschaft, welche den edlen Namen missbraucht, wird weit häufiger gefunden, als die wahre.

178. Ein Sturm verjagt viel Spreu.

Wo wahre Freundschaft Statt finden soll da muss ein Ziel des Strebens oder Gleichgesinntheit da sein. Daher ist es nicht gut möglich, viel Freunde zu haben. Wer aber, wie es gewöhnlich der Fall ist, im Besitz einer Menge Freunde ist, kann überzeugt sein, dass er eine Menge tauber Nüsse darunter hat, oder Spreu, wie sie das Sprichwort nennt. Personen, die uns in allen Schikksalen unsers Lebens gleich treu bleiben, werden selten sein. Schon in der alten Welt kommen die Freunde nur immer paarweis vor. Die Geschichte rühmt uns die Freundschaft des Theseus und Pirithous, des Achill und Patroklus, des Orest und Pylades, des Damon und Pythias, des Epaminondas und Pelopidas, des David und Jonathan. In allen Lebenslagen blieben sie einander treu; wogegen ein einziges widriges Schikksal eine Menge Scheinfreunde bestimmt, sich von uns zurükkzuziehen, d. h. uns zu verlassen.

179. Wenn es kalt wird, ziehen die Schwalben fort.

Bei einer bedenklichen Lage des Freundes verräth sich der falsche Freund. Wie Schwalben unser Land verlassen, sobald die Wärme des Sommers schwindet, so fliehen die Scheinfreunde, wenn uns die Sonne des

Glükks untergeht. Die guten Tage genossen sie mit uns, aber die bösen mögen sie nicht mit uns tragen. Sie wollen zwar, nach den Worten Bürger's, wenn wir fröhlich sind, mit uns lachen, aber nicht mit uns weinen, wenn wir weinen.

180. Wer angenehm nieset, zu dem spricht Jeder: Gotthelf.

Wem es wohl geht, wer im Glükk ist und daher das Wohlwollen Anderer gehörig bezahlen kann, dem fehlt es nicht an Freünden. Da sind Unzählige, die ihm langes Leben wünschen und sich nach seinem Befinden erkundigen, wenn er unwohl ist. Auch fehlt es Denen nicht an Freünden, die Andern allen Willen lassen, nie mit Festigkeit ein bestimmtes Ziel verfolgen und daher Jedem nach Wunsch handeln. Ihnen ist daher auch Jeder gewogen. Solche Freünde sind gar keine.

181. Wenn sich Zwei die Hand geben wollen, so schadet das Meer nicht.

Die wahre Freündschaft ist eine geistige Verbindung gleichgesinnter Personen. Das Band, das sie verknüpft, ist durch irdische Verhältnisse unlösbar. Beide haben die Eigenschaften an sich, welche sie einander lieb und achtungsvoll machen. Beide streben nach demselben Ziele und sind für dieselben Lebensansichten begeistert. Sie sind einander daher von Gott gegeben. Sie finden sich und kennen sich, wenn sie sich finden, ohne dass sie nach Luthers Forderung einen Scheffel Salz mit einander gegessen haben. Diejenigen, welche die erforderlichen Eigenschaften besitzen, um ein echtes Freündschaftbündniss zu schließen, finden

sich, will das obige Sprichwort sagen. Auch hier ist nur von der Freündschaft Zweier die Rede. Wer der Freund Vieler sein wollte, müsste mit dem Freünde der Wissenschaft studiren, mit dem Liebhaber der Jagd jagen, mit dem Zechbruder sich betrinken. Daher liess Kato der Römer, auf seinen Ring graben: „Sei Freünd von Einem und Feind von Keinem."

28. Friedfertigkeit — Streitsucht.

Wer stets bereitwillig ist, zwischen sich und Andern Frieden zu erhalten, zu befördern und alle Gelegenheit zur Störung desselben, zu vermeiden sucht, heisst friedfertig. Friedfertigkeit ist mithin die Gesinnung, mit jedem Menschen in Friede leben zu wollen.

Das Gegentheil von der Friedfertigkeit ist die Streitsucht, welche in dem Hange zu Uneinigkeiten und zur Unterhaltung besteht. Sie zeigt sich im Gespräch mit Andern, wo man Dem diesen Fehler zuschreibt, welcher es nicht vertragen kann, dass man seinen Behauptungen widerspricht und immer das letzte Wort haben will.

Die Streisucht zeigt sich im bürgerlichen Leben als Prozesssucht, von der Diejenigen ergriffen sind, welche stets geneigt sind, ihre Forderungen an Andere durch die Gewalt der Obrigkeit mittels Anwendung der Gesetze geltend zu machen.

Zu dem Streitsüchtigen gehört auch der Rechthaberische. So nennt man einen Menschen, welcher hartnäkkig auf seiner Meinung beharrt, so wenig begründet sie sein mag, ohne die Gegengründe seines Gegners zu beachten.

182. Ein Hund der in jeden Stein beißt, muss viel Zähne haben.

Selten ist bei einem Streite etwas zu gewinnen, wohl aber bei den meisten zu verlieren, wenn nicht Geld und Gut, doch Zeit, Friede, Seelenruhe, an deren Stelle Kummer und Hass mit ihrem bösen Gefolge treten. Wer also Veranlassungen zu Streitigkeiten und Prozessen geflissentlich aufsucht, kann sich, — dies will das Sprichwort sagen — darauf gefasst machen, viel zu verlieren, selbst wenn er Recht behielte. Dies will der Prozesssüchtige auch nur, sollte er auch Haus und Hof darüber verlieren.

183. Ein Prozess, der zwischen zwei oder mehrern Völkern nicht mit Angabe ihrer beiderseitigen Gründe nach bestimmten Gesetzen und durch ein bestimmtes Gericht, sondern durch die Waffen geführt wird, heißt ein Krieg.

Er ist unstreitig eines der größten Uebel, wenn ihm auch nicht aller Segen abzusprechen ist. Was der Friede langsam gebildet, das zerstört der Krieg mit reißender Schnelligkeit. An die Stelle der Wohlhabenheit tritt Armuth, die allen Geistesschwung hemmt. Wen die Brotsorge niederhält, dem fehlt der Muth für die Bildung des Geistes zu sorgen. Ueberdies hat der Krieg oft eine Sittenlosigkeit im Gefolge, die häufig für lange Zeit das Grab der Tugend ist. In jedem Falle stört er aber das ruhige häusliche Leben. Dies will das Sprichwort sagen:

„Klingt das Schwert, so bricht der Herd."
Wo der Krieg geführt wird, da hat Niemand sein Eigenthum sicher. Zwar erzählt uns die Geschichte, dass

der Eigenthümer eines Baumes, der mitten in einem römischen Lager stand, nach Abzug der Truppen alle seine reifen und vortrefflichen Aepfel auf denselben noch fand, ohne dass ein einziger fehlte. Belisar befehligte dies Heer. Sein Gedächtniss bleibe in Ehren!

184. Wenn Zwei um ein Schaf streiten, so wird es zum Friedensbraten.

Dies Sprichwort schildert die Folgen der Prozesssucht. Wenn Zwei über einen Gegenstand in Streit kommen, wovon jeder hartnäkkig sein Buchstabenrecht verfolgt, so wird selten eher Friede zwischen Beiden, bis der streitige Gegenstand in Kosten aufgelöst worden ist. Einige Fabeln führen diese Wahrheit recht deutlich vor Augen. Z. B. die Gellertsche über den Bauer, der den Rainprozess führt. Endlich wird ihm der Rain zugesprochen, aber er hat darüber Haus und Hof verloren. Wenn die Streitenden nichts wünschten, als zu erfahren, wer Recht habe, so würde dies bald abgethan sein; allein Jeder will gewinnen, was in das Gebiet des Unmöglichen hinüberstreift und daher die Sache verzögert. Bei den alten Römern musste jeder Prozess in einem Tage geendigt sein. Diese glükklichen Zeiten sind gewesen. Dagegen ist kürzlich in Belgien ein Prozess entschieden worden, der 200 Jahre gedauert hat.

185. Wer den Degen ausspielt, dem wird der Degen zugegeben.

Wer Veranlassung zum Streit sucht, findet sie leicht. Und nur zu gewöhnlich setzt man Dem, der eigensinnig auf seinen Willen beharrt, ohne die Gründe

feines Gegners zu beachten gleiches Beharren auf der vorgefassten Meinung entgegen. Wer nie geneigt ist, den milden Weg eines gütlichen Uebereinkommens, sondern nur den des scharfen Rechts einzuschlagen, gegen Den verfährt man gewöhnlich ebenso. Denn mit dem Maaß ihr messet, wird man euch wieder messen.

186. Besser unter freiem Himmel wohnen, als mit dem Igel unter einer Dekke schlafen.

Dem Friedliebenden ist nichts widerlicher als Zänkerei. Da aber der Frömmste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, so sucht er sich von dem Streitsüchtigen so fern als möglich zu halten. Es ist besser, sagt das obige Sprichwort, sich den Ungemächlichkeiten der rauhesten Witterung auszusetzen, das Äußerste zu entbehren, und dabei Friede haben, als ohne diesen das Besste zu genießen. Schon Salomo sagt, dass ein Gericht Kraut mit Liebe einem gemästeten Ochsen mit Hass vorzuziehen sei.

Das obige Sprichwort erinnert auch an die Fabel, nach der ein Maulwurf einen Igel in seine Wohnung nahm, aber bald sein Haus verließ, um vor den Stacheln des unfriedlichen Gastes Ruhe zu haben.

187. Wenn Löwen um die Höhle kämpfen, so kann kein Lamm Schiedsrichter sein. Den Streit zwischen zwei Mächtigen wird selten ein Schwacher zu schlichten im Stande sein. Es wäre auch gewiss nicht klug, wenn er es thäte. Keiner von den bei-

dem ihm an Macht Ueberlegenen würde sich seinem Ausspruch fügen wollen, und die Gewalt, ihn dazu zu zwingen, fehlt ihm. Daher kann zwischen Starken nur ein noch Stärkerer entscheiden.

29. Furcht.

Die Unruhe der Seele, welche aus der Vorstellung entspringt, dass uns ein Uebel treffen könne, welches uns bedroht und das damit verbundene Bestreben, diesem Uebel zu entgehen, nennen wir Furcht. Wer stets geneigt ist, sich zu fürchten, heißt furchtsam.

188. Wer Hasenfüße hat, erlauft keinen Lorbeer.

Der Hase ist als das furchtsamste Thier bekannt. Wem man Hasenfüße zuschreibt, von dem will man sagen, dass er furchtsam sei. Lorbeerkränze werden aber nur dem muthigen Sieger zu Theil. Wer daher jede Gefahr flieht und nicht Kraft genug in sich fühlt, ihr entgegen zu gehen, wenn die Pflicht gebeüt, um sie zu überwinden, kann unmöglich auf die Ehre rechnen, welche dem unerschrokknen Kämpfer zu Theil wird. Die Furchtsamkeit ehrt keinen Menschen, welchem Stande er auch angehören möge; den Krieger aber entehrt sie, weil ein solcher ohne Tapferkeit und Muth, welche aber das Gegentheil der Furchtsamkeit sind, seine Pflichten als Krieger unmöglich erfüllen kann. Ein Mensch aber, von dem man überzeügt ist, dass er das nicht leisten wird, was man zufolge seiner Stellung von ihm erwarten muss, kann unsere Achtung nicht verdienen.

189. Ein Hirt, der sich vorm Wolf fürchtet, gibt auf seine Schafe nicht Acht.

Der Hirt hat unter vielen andern Pflichten in wolfbewohnten Gegenden auch diese, seine Heerde vor dem reißenden Thiere zu schützen und sie gegen dessen Angriffe zu vertheidigen. Fehlt ihm aber Kraft und Muth dazu, so wird er nur stets an die mögliche Gefahr und an die eigene persönliche Rettung denken; die Herde aber wird dem Wolfe preisgegeben sein. Dies Gleichniß läßt sich auf eine Menge Verhältnisse im Leben anwenden. Die Furchtsamkeit hat einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Tugend und die Brauchbarkeit des Menschen. Der Furchtsame wird gar oft seinen eigenen bessern Einsichten und Vorsätzen untreu. Er ist unzuverlässig. Wohl verspricht er; aber da er jede Gefahr scheut, weiß man nie, ob er halten werde. Oft unterläßt er das Gute und thut das Böse aus bloßer Menschenfurcht. Nie hat er sich in seiner Gewalt. Diese Furchtsamkeit verträgt sich mit unserer Menschenwürde nicht. Sie entspringt aus dem Mangel an Zutrauen zu uns selbst. Sie ist unchristlich. Der Christ soll stets das Rechte wollen und mit Weisheit darnach streben, und sich um alles Uebrige nicht kümmern. Wer stets nur Gefahren denkt, gibt auf die Erfüllung seiner Pflichten (Schafe) nicht Acht.

199. Schüchtern bleibt nüchtern.

Dies Sprichwort redet von einer besondern Art, wie sich die Furcht zeigt, nämlich der Schüchternheit, mit der die Blödigkeit verwandt ist. Wer sich nicht getraut, sich dem Gegenstande zu nähern, vor dem die Einbildung mögliche Gefahr erwartet, heißt schüchtern. Der Schüchterne bildet sich Gefahren ein.

Thiere, die zu *schüchtern* sind, herbei zu kommen, wenn ein Mensch ihnen Futter hinstreüt, weil sie fürchten, erhascht zu werden, bekommen nichts, ihre dreistern Genossen fressen sich dafür satt. Aehnlich geht es unter den Menschen.

Denjenigen, welcher leicht fürchtet, ungünstig beurtheilt zu werden und den diese Furcht hindert, sich frei und natürlich zu aüßern, heißt man *blöde*. Wer sich scheüt, für die Erreichung seiner Zwekke etwas zu thun und sei es nur auf den Teller nach einer Butterschnitte zu langen, um den Hunger zu stillen, der wird *nüchtern* bleiben, d. h. nichts erlangen.

30. Fürsehung.

Die Handlung Gottes, nach welcher er die Welt erhält, weise regiert und auch die kleinsten Begebenheiten zum allgemeinen Besten leitet, heißt *Fürsehung*. Derjenige, in dem die lebendige Ueberzeügung lebt, daß Gott die Schikksale jedes Menschen mit Weisheit, Güte und Gerechtigkeit lenkt, hat Glauben an die *Fürsehung*.

191. *Wer's Kreüz nicht ertragen kann, dem trägt's Simon.* Der Stoff zu diesem Sprichwort ist aus der Leidensgeschichte Jesu entlehnt. Diese erzählt uns, daß, als Jesu das Kreüz, welches er zur Richtstätte trug, zu schwer war, Simon von Kyrene in der Nähe sich befand und es ihm abnahm. Allen Leiden und jedem Ungemach auf der Erde zu entgehen ist unmöglich. Aber die Uebel, die uns treffen, kommen aus der Hand eines gütigen Gottes. Er kennt unsere Kraft und ihre Schwere. Sie drükken, aber sie

dürfen nicht erdrücken. Da, wo wir ihre Last am meisten fühlen, ist die göttliche Hülfe nahe. Dies der Sinn des angeführten Sprichworts.

192. Gottes Tafel ist immer gedeckt. Gott sorgt für Alle und erhält Alle. Die Augen aller sehen auf ihn. Die ganze große Welt ist mit lebenden Wesen bevölkert. Jedes Plätzlein hat seine Bewohner. Jeder Wassertropfe ist eine enge Welt im Kleinen. Auf Bäumen und Pflanzen, im Wasser und auf dem Lande, in und auf dem Körper lebender und todter Geschöpfe leben andere, die sich ihres Lebens freuen und von Gott ihre Speise erhalten. Wo sich auch jedes befinden möge, da, wo ihm sein Schöpfer den Wohnplatz anwies, hat er auch für dessen Nahrung gesorgt. Alles Lebende geht zu ihm zu Gaste, und findet eine reich besetzte Tafel, wenn es zur rechten Zeit kommt.

193. Wer sich die Hände wund gerungen, dem legt Gott Salbe auf. Wem Gottes unerforschlicher Rath dunkle Wege führte, über wen er traurige Schicksale verhing, wen er wie den Hiob mit Unglück und Noth aller Art kämpfen ließ, den weiß er auch für eine muthige und fromme Ausdauer im Kampfe zu segnen.

194. Was Gott erhalten will, das muss der Hai ans Land speien.

Gott will Alles bis auf den Zeitpunkt erhalten, der in dem weisen Plan der Weltregierung als der beste dafür feststeht. Niemand kann eher den Platz verlassen, auf dem er steht, bis die rechte von Gott bestimmte Zeit da ist. Wen Gott nach seinem Plan noch als Mittel zur Erreichung seiner

Zwekke braucht, den weiß er aus den augenscheinlichsten Gefahren zu erretten. So musste nach der frommen Dichtung der Hai den Jonas ans Land speien, damit er als Prophet nach Ninive gehen konnte.

195. Wie der Winter, so der Pelz.

Jedes Geschöpf hat seine Bedürfnisse. Aber der Gott, welcher diese hervorrief, hat zu gleicher Zeit für deren Befriedigung gesorgt. Nicht bloß Speise gibt er dem Hungrigen, sondern grade die seiner Natur angemessene. Nicht bloß Kleidung gibt er den Geschöpfen, sondern jedem die dem Himmelsstrich und der Jahreszeit zupassende. Die Thiere, welche im kältesten Norden leben, haben den dikksten Pelz, den schlechtesten Wärmeleiter. So fehlt es auch dem Menschen, der ein Herr ist über die Thiere, nicht an Mitteln, sich vor der Kälte zu schützen. Auch in den wärmern Gegenden bekommen die Thiere für die kalte Jahreszeit die dichteste Behaarung, die sie in der wärmern ganz oder zum Theil wieder verlieren. Die Vögel mausern sich im Sommer; im Winter ist ihre Befiederung dicht. Die Thiere, denen das warme Kleid fehlt, verlassen beim Eintritt der kalten Jahreszeit ihren bisherigen Aufenthalt, um ihn, so lange sie dauert, mit einer wärmern Gegend zu vertauschen.

196. Kein Wind so schlimm, der nicht Einem etwas Gutes brächte. Uebel ist Alles, was uns oder unsern Zustand unvollkommner macht. Es gibt nur ein allgemeines Uebel — die Sünde. Alles, was wir sonst Uebel nennen, ist es nur für gewisse Personen, Zeiten, Raüme. Was für den Einen ein Uebel ist, wird meist für Andere ein Gut. Aus dem Unglükk des Einen keimt ein Glükk für den Andern.

Der Wind, welcher hier das Obst vor seiner Reife schüttelt, treibt dort die Flotte aus dem Hafen und führt sie ihrem Ziele zu. Der Regen, welcher den Wanderer durchnässt, tränkt auch zu gleicher Zeit die durstende Saat. Das Gewitter, dessen Strahl die Hütte zündet, macht auf einen ganzen Kreis der Erde fruchtbar. Das Feuer, welches die Wohnung verzehrt, kocht auch unsere Speisen und schmilzt die Metalle. So ist kein Uebel, in dessen Gefolge gar kein Segen wäre.

31. Gastfreiheit.

Wer geneigt ist, Freünde und Fremde aufzunehmen, um sie zu bewirthen, ihnen Vergnügen zu verschaffen oder ihnen die entbehrte Bequemlichkeit ihres haüslichen Lebens als Ersatz zu gewähren, ist gastfrei. Die Gastfreiheit ist heüt noch bei vielen Völkern eine heilige Pflicht, wie sie es in der alten Welt war. Der Mangel öffentlicher Herbergen machte diese Art von Wohlthätigkeit sehr wichtig. Bei uns, wo fast jeder Ort seine Gasthöfe oder Wirthshaüser hat, wo für die Sicherheit der Reisenden gesorgt wird, hat die Gastfreiheit viel von ihrem Werthe verloren. Unser gesellschaftlicher Zustand erlaubt es nicht, sie in dem Maße zu üben, wie sie noch jetzt der Araber übt. In den folgenden Sprichwörtern ist auch eigentlich nicht, wie es nach der Ueberschrift sein sollte, von der Gastfreiheit, sondern von Gastereien die Rede.

197. Heüte gegastet — morgen gefastet.

Bei uns besteht die Gastfreiheit nicht in der Geneigtheit, Fremde aufzünehmen und sie zu bewirthen.

sondern sie beschränkt sich auf die Aufnahme von Bekannten und Freünden, die einander auf ihren Reisen noch gegenseitig aufnehmen und bewirthen. Hierin ist allerdings die alte Gastfreiheit noch zu erkennen. Aber oft zeigt sie sich nur als eine gemeinschaftliche Schmauserei, wozu Bekannte, Freünde und Nuchbarn eingeladen werden. Diese Feste sind oft sehr kostspielig. An einem Tage, oder Abende wird zuweilen verzehrt, wovon die ganze Familie Monate lang leben könnte. Manche haben eine wahre Sucht, Schmausereien zu veranstalten, die weit über ihren Vermögensstand gehen. Aber sie darben lieber vor und nach dem Feste, um die thörigte Freüde zu genießen, einen lustigen Tag zu verleben, der sie einem Reichern an die Seite stellt. Sie gasten heüt, um morgen zu fasten.

193. Wer Elefanten beherbergen will, muss große Thüren haben. Vornehme und große Gäste wollen ihrem Stande gemäß bedient sein. Wer sie einladen will, muss sich daher erst fragen, ob er auch im Stande ist, sie zu bewirthen. Mancher, der es gethan, hat dadurch die Thür so groß gemacht, dass ihm das ganze Haus herausgelaufen ist, d. h. dass er dadurch den Grund zur Armuth gelegt hat. Nicht Jeder ist im Stande, Gäste aufzunehmen und zu bewirthen, wie Anton Fugger zu Augsburg, bei dem der deütsche Kaiser Karl V. einkehrte. Er wurde nicht nur kaiserlich bewirthet, sondern Fugger zündete auch noch ein Zimmtfeüer im Kamin an und warf eine Schuldverschreibung des Kaisers auf eine ungeheüre Summe hinein. — Wer sich Gäste bittet, muss sich auch hier nach der Dekke strekken. Es dürfen keine solchen sein, die einen Aufwand zu ihrer anständigen

Bewirthung erfordern, den die Vermögensumstände nicht gestatten.

32. Gebet.

Wer Gott mit dem tiefsten Gefühle der Ehrfurcht seine Gedanken und Wünsche vorträgt, der betet. In der weitesten Bedeütung ist jede Richtung der Seele auf Gott, wenn sie mit frommen Gefühlen verknüpft ist, Gebet; in der engern versteht man darunter ein längeres Verweilen bei frommen Betrachtungen über Gott zu unserer Ermunterung, Tröstung und Beruhigung. Beten heißt aber keinesweges bloß, etwas von Gott haben wollen. Viele glauben zu beten, da sie doch nur betteln.

199. Wer seinen Morgen- und Abendsegen betet, zielt mit der Doppelflinte auf den Teufel.

Dies ist ein Ausspruch Hippels, der sich sehr gut zum Sprichwort eignet. Er schildert die Kraft des Gebets. Wer betet, denkt an Gott. Wer nun oft mit Ehrfurcht seine Seele zu ihm erhebt, seine Allmacht bewundert, seine Güte verehrt, seine Heiligkeit erkennt; der wird dadurch zum Guten gestärkt, zur Erfüllung jeder Pflicht ermuthigt werden. Die Sünde wird sich in seinem Herzen nicht niederlassen können. Alles was uns auf dem Wege zu unserer Vervollkommnung aufhalten oder gar von demselben entfernen kann, ist böse, ist ein Uebel. Die Summe aller dieser Uebel, den Inbegriff alles Bösen bezeichnen wir mit dem Worte Teufel. Nicht einmaliges Beten macht uns stark zum Kampf gegen das Böse; sondern die

häufige Erhebung des Herzens zu Gott. Der Mensch der sich gewöhnt hat, stets an Gott zu denken, ist wie der Jäger mit der Doppelflinte. Wenn der erste Schuss das Unthier nicht erlegt, so sichert ihn der zweite den Sieg.

200. Es beten nicht Alle, welche die Hände falten.

Das Händefalten beim Gebet ist eine alte fromme Sitte; aber nicht das Gebet selbst. Man will dadurch nur andeuten, dass jetzt alle Thätigkeit des Körpers ruhe, weil der Geist sich allein mit Gott beschäftige. Indess ist das Händefalten durchaus nichts Wesentliches beim Beten. Die Seele kann sich zu Gott erheben, ohne dass sich die Hände falten, sowie umgekehrt Jemand die Stellung, die Gebärden eines Betenden angenommen haben kann, ohne dass er betet. Dies will auch nur das Sprichwort sagen. Viele heben die Hände zu Gott, aber ihr Herz ist fern von ihm. Diese sind entweder zerstreut, beten also nicht andächtig, oder sie sind Heuchler und wollen bloß für fromme Menschen gehalten werden. Wer so betet, für den bleibt das Beten segenlos.

201. Ein guter Abendsegen trokknet die Mittagsthränen.

Der Umgang mit Gott ist der beste Trost für das Herz. Man mag noch so traurige Erfahrungen machen, sobald man sie als Schikkungen eines weisen und gütigen Gottes betrachtet, werden sie das Herbe für uns verlieren. Die Beruhigung, die Stärkung, welche uns daraus erwächst, dass wir uns lebhaft daran erinnern, wie Gott aller Geschöpfe Wohl beabsichtige

und wie er auch die traurigen Schicksale, die uns nach dem grossen Plane der Weltregierung treffen müssen, mit Güte und Weisheit zu unserm Segen leiten werde, hebt uns weit über den Schmerz empor. Die Kraft erstarkt. Die Thräne trocknet sich.

202. Abendandacht bringt Morgensegen. Die Menschen verleben ihre Abende auf sehr verschiedene Art. Einige widmen sie sinnlichen Vergnügungen; theuern Lustbarkeiten, die meist mehr anstrengen und ermüden, als die Arbeit des langen Tages. Die Zeit, der Erholung bestimmt, wird zweckwidrig verwandt. In ihr soll Kraft für den folgenden Tag gesammelt werden, um mit Freudigkeit das neue Tagewerk zu beginnen. Wo sollen aber Kraft und Freudigkeit herkommen, wenn der schöne Abend der schwächenden Lust gewidmet wird.

Andere beschliessen auf eine weit edlere Art den Abend mit stillen Betrachtungen über das am Tage Geleistete. Eine fromme Selbstprüfung, welche sich fragt: hast Du Alles gethan, was Du thun konntest? hast Du es so gethan, wie Du es thun solltest? Was und wie wirst Du morgen beginnen, um recht viel Gutes für die Welt zu wirken? beschliesst den Tag; und der Dank gegen den guten Gott, der Kraft zur Thätigkeit verlieh.

Wer so den Tag schloss, wird gewiss auch so beginnen, dass seinem Wirken der Segen nicht fehlen wird.

33. Freude.

Das angenehme Gefühl, das mit dem Anschauen und mit dem Genusse eines Gutes verknüpft ist, nen-

nen wir Freüde. Der Zustand, in welchem sich die Freüde äüßerlich offenbart, heißt Fröhlichkeit.

203. Wer auf dem Markte singt, dem bellt jeder Hund ins Lied.

Der Mensch soll fröhlich auf der Erde sein. Ein fröhliches Gemüth ist zu allem Guten weit aufgelegter als ein mürrischer Kopf. Der Fröhliche sieht alles im Rosenkleide. Es erscheint ihm Jegliches von der bessern Seite. Die Freüde ist der Wundbalsam des Lebens. Aber sie kann sehr verschiedener Art sein. Es gibt stille Freüden, Freüden der Haüslichkeit, die man über die Seinigen oder in ihrer Gesellschaft empfindet; Freüden, die aus der Betrachtung des Schönen und Großen in der Natur entspringen; Freüden, die uns das Fortschreiten unsers Geistes und Herzens auf dem Wege der Bildung gewährt. Sie sind die wahrsten, dauerndsten, edelsten, sichersten. Weit tiefer an Werth, weit unsicherer hinsichtlich des Genusses ist die öffentliche, laute Freüde. Nur zu leicht kann hier aus der Lust eine Unlust werden. Wer kann die unzähligen Möglichkeiten vorhersehen, die uns eine schon lange ersehnte Freüde zu verderben geeignet sind. Darum will dies Sprichwort der stillen haüslichen Freüde den Vorzug geben.

204. Wem's in den Füßen zukkt, der tanzt ohne Musik. Der Grund zur Fröhlichkeit liegt im Menschen. Wem die Stimmung dazu abgeht, den sucht man umsonst von Außen fröhlich zu machen. Nimmt er auch an der allgemeinen Freüde Theil, so wird's immer nur Schein, nicht Wahrheit sein. Wo aber die innere Empfindung des Angenehmen da ist, wird es keiner Aufforderung zur Fröhlichkeit bedürfen.

205. Wo man eine Menuett spielt, kann man nicht walzen. Die Aufforderungen und Anlässe zur Freüde sind nicht stets gleich; darum können es auch unmöglich die Wirkungen sein. Wer sich allein freüt, kann sich äußern wie er will. Oft sind aber unsere Freüden und Vergnügungen öffentliche, d. h. solche, die wir mit Andern in Gesellschaft genießen. Da erfordert es die Pflicht, dass wir in den Ton, vorausgesetzt, dass er an sich ein guter ist, einstimmen und nicht verlangen, dass sich alles nach unserm Wunsche richten solle. Es wäre ein lächerlicher Eigendünkel, wenn wir walzen wollten, wo Alles eine Menuett tanzt. Der Einzelne muss seine Wünsche dem allgemeinen Willen unterordnen, wenn überhaupt eine gesellschaftliche Freude ausführbar sein soll.

34. Geiz, (Sparsamkeit — Verschwendung).

Das unmäßige Bestreben nach Gütern, nicht um sie zu benutzen, sondern nur, um sie zu besitzen, heißt Geiz. Er steht der Verschwendung entgegen. Diese besteht im leichtsinnigen Gebrauch des gegenwärtigen Vermögens ohne Rücksicht auf die Zukunft. Zwischen diesen beiden Äußersten als Ausartungen des Erwerbs und Gebrauchs irdischer Güter liegt in der Mitte die Tugend der Sparsamkeit. Sie ist die gehörige Eintheilung unsers Vermögens und der unsern Umständen angemessene weise Gebrauch desselben.

206. Ein Pfennig zieht den andern aus dem Beütel.

Der Hang zur Verschwendung fängt beim Kleinen an. Oft mag er in der Unkenntniss vom Werthe

irdischer Güter und ihrem Zwekk seine Quellen haben. Wer sie als Mittel betrachtet zur Veredlung seines Herzens, zur Bildung seines Geistes und zur Beglükkung seiner Mitmenschen, wird sein Geld und Gut nicht engherzig verschliessen, wie der Geizhals, aber auch nicht nutzlos wegwerfen, wie der Verschwender. Auch von dem Pfennig wird er einen zwekkmäßigen Gebrauch zu machen wissen. Vom zwekklosen Verwenden eines Pfennigs ist nur ein Schritt bis zum Wegwerfen eines Thalerrs. Der Grundsaz: „Es ist ja nur ein Pfennig" ist der Wegweiser in den Bettlerorden. Die Sparsamkeit zeigt sich schon im Kleinen. Wer das Geringe nicht zu Rathe hält, wird es sicher nicht zum Großen dringen.

207. Der Arme friert, der Geizige erfriert.

Der Arme kann oft die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens nicht befriedigen, weil ihm die Mittel dazu fehlen; der Geizige könnte sie befriedigen, aber da er den Besitz der irdischen Güter für die höchste Glükkseligkeit des Menschen hält, so hungert und friert er lieber, als dass er etwas von dem Seinen wegnehme, um ein Bedürfniss zu befriedigen, um sich einen Genuss zu verschaffen. Da der Arme bloß aus Noth darbt, so reicht bei ihm auch das Entbehren nicht weiter, als es die Noth vorschreibt. Der Geizige aber, welcher aus Grundsaz hungert und friert, ist viel schärfer gegen sich; denn der Wille ist stärker als die Noth von Außen.

208. Wer Einer zusammenzählt, lernt auch Tausende addiren. Dies Sprichwort ist vom Rechnen hergenommen, und zwar von der Addition.

Hier lernt der Schüler erst Einer zusammenzählen. Kann er dies, so wird er auch die Einheiten einer höhern Ordnung — Zehner, Hunderte u. s. w. mit derselben Leichtigkeit zu addiren wissen.

Wer sich gewöhnte im Kleinsten sparsam zu sein, wird auch dann, wenn er mehr zu verwalten hat, einen weisen Gebrauch von seinen Gütern machen. Stets nur so viel ausgebend als nöthig ist, wird er für künftige Bedürfnisse etwas zu erübrigen suchen.

209. Je armer Herz, je reicher Kasten.

Der Geizige hat nur eine Freude. Es ist der Gedanke, sein Gut zu vermehren. Um seine Absicht zu erreichen, ist er auf den kleinsten Gewinn aufmerksam. Er achtet weder Mühe noch Verdruss, wenn er nur gewinnt. Er scheuet jede Ausgabe. Er versagt sich jede Freude. Selbst in den zur Erhaltung des Lebens nöthigen Dingen karget er. Da er sich keine Freude gönnt, wie sollte sein Herz des Vergnügens empfänglich sein, das derjenige genießt, welcher durch sein Wirken der Welt nützlich und seinen Brüdern ein Wohlthäter wird! Je ärmer das Herz an diesen wahren Freuden, an dieser menschlichen Gesinnung, desto reicher kann allerdings der Kasten sein. Aber nur der Thor kann das Herz seiner Würde und seiner Freuden berauben, um Güter als Lebenszweck zu behandeln, die uns Gott nur als Mittel gab, jene desto besser zu erreichen.

210. Wer sein Gold hütet, hat eiserne Zeit.

Die irdischen Güter sind Gaben Gottes, durch welche unser Leben angenehmer und segenreicher wer-

den kann und soll. Der Geizige führt aber ein trauriges Leben. Er versagt sich alle Bequemlichkeiten des Lebens. Sein freüdenleeres Herz ist voll der Sorge, wie er seinen Schatz vermehren und vor Dieben sichern möge. Gott hat ihm die Mittel gegeben, sich und Andern die Erde zum Himmel zu machen. Sehr oft macht er sie denen, mit denen er in näherer Beziehung steht, stets aber sich zur Hölle. Viele andere Sprichwörter schildern den traurigen Zustand des Geizigen. Der Armuth geht wenig ab, dem Geiz alles. Der Geiz macht sich selbst Kreüz. Er ist der Mäuler Stiefvater. Es fällt ihm ein Blutstropfen vom Herzen, so oft er einen Heller ausgibt. Es gibt Alles an ihm, nur die Hände geben nicht. Er sieht gern tanzen, aber mit den Zähnen nicht. Sein Gut heißt ihn nicht Herr. Seine Gulden sind seine Meister, wie sieben Hunde eines Hasen.

211. Wenn man immer schöpft, wird auch der tiefste Brunnen leer.

Auch das größte Vermögen nimmt ab und geht zu Ende, wenn immer davon weggenommen wird, ohne dass auf der andern Seite dazu kommt. Der Verschwender denkt: Es ist Tag und wird niemals Nacht werden; aber immer heraus und nimmer hinein, wird man bald am Boden sein. Er hält heüte Haus, als ob man's ihm geboten hätte, übermorgen zu verderben. Gar schnell war der verlorne Sohn mit seiner Erbschaft fertig.

212. Es ist schwer zu heilen, wer die Geldsucht (Dukatensucht) hat.

Bei den neügebornen Kindern ist die Gelbsucht

eine nicht ungewöhnliche Krankheit. Sie verliert sich aber meist von selbst ohne besondere Arzneimittel nothwendig zu machen. Bei Erwachsenen kann die Krankheit, wenn sie lange dauert und in die Schwarzgelbsucht übergeht, hartnäkkiger und gefährlicher werden. Indess ist sie immer leichter zu heilen als die Geldsucht, oder die Gelbsucht, welche sich als Dukatenliebe offenbart. Hier können keine natürlichen (physischen) Arzneimittel helfen; und die sittlichen (moralischen) schlagen selten an. Wer von dieser Krankheit, welche man unter dem Namen Habsucht kennt, ergriffen ist, wird von der leidenschaftlichen Begierde beherrscht, den Reichthum mit Unersättlichkeit zu suchen. Das einzige Heilmittel für einen Solchen ist, dass man ihn zu überzeügen suche, dass es Güter von höherm Werthe gäbe, zu deren Erlangung die irdischen bloss Mittel seien.

213. Gold trägt im Himmel keine Zinsen

Es ist wahr, das Gold an sich, als Gold, nicht; denn es ist ein rein irdisches Gut. Aber das Gute, was man damit stiftet belohnt sich in seinen Folgen, wie jedes andere. Derjenige also, welcher das meiste Gute mit seinem Gelde stiftet, macht den weisesten Gebrauch davon; ihm wird es die reichsten Zinsen in der fernsten Ewigkeit tragen.

35. Geschikklichkeit

schreibt man Dem zu, welcher die Fertigkeit besitzt, etwas mit Leichtigkeit und dabei gut zu machen.

214. Geschikk hat Glükk. Geschikklichkeit ist ein guter Empfehlungsbrief. Ein altes Sprichwort sagt schon, Den Geschikkten hält man werth, den Un-

geschickten Niemand begehrt. Wenn es nun erwiesen ist, dass Geschicklichkeit der Weg zum Glück ist, so hängt es ja viel von uns ab, ob wir es erreichen oder nicht. Da Geschicklichkeit Fertigkeit in sich schliesst, so setzt sie Uebung in irgend einer Sache voraus. Wer Anlagen zu etwas hat und mit Beharrlichkeit sich übt, d. h. sich bestrebt, die Aufgabe immer vollkommener zu lösen, der wird auch Geschicklichkeit in der Sache erlangen.

215. Eine stumpfe Axt macht die meisten Splitter.

Ein Mensch, welcher ein Geschäft betreibt, wozu ihm die erforderliche Geschicklichkeit fehlt, wird dabei mehr schaden als nützen. Der ungeschickte Schneider verschneidet Tuch und Zeüch, statt zuzuschneiden. Der ungeschickte Tischler, Zimmermann macht viel Späne, aber schlechte Geräthe und schiefe Baue. Der ungeschickte Schreiber verderbt mehr als einen Bogen, ehe die Sache, und oft schlecht genug, fertig ist. Während die Ungeschicklichkeit überall über Misslingen klagt, freüt sich die Geschicklichkeit ihrer wohlgerathenen Unternehmungen.

216. Kunst hat Meeresgrund.

Kunst setzt Geschicklichkeit voraus, und diese führt zu ihr, aber nicht jede Geschicklichkeit ist deshalb selber schon Kunst. Man spricht von einer Bau-, Maler-, Bildhauer-, Rede-, Dicht-, Ton- und Tanzkunst. Man heisst die angeführten schöne Künste. Sie stehen auf einer höhern Stufe als die mechanischen, welche bloss die Befriedigung der gewöhnlichen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens zum Zweck haben.

Die Kunst hat Meeresgrund, d. h. sie ist einer immer tiefern Ausbildung fähig. Indem der Mensch sie weiter führt, steigt er selbst auf eine höhere Bildungsstufe. Darum hat Gott dem Menschen eine Menge Bedürfnisse gegeben, um durch sie ihn zur Wissenschaft und Kunst zu führen und durch diese ihn zu bilden.

217. Wer alletage Knoten lös't, dem ist nichts zu sehr verknüpft.

Es gehört zur Ausführung einer jeden Sache eine gewisse Uebung und Geschicklichkeit. Wem diese fehlt, der wird sich oft umsonst bei den einfachsten abmühen. Jede verwickelte dagegen wird ihm geradezu als unausführbar gelten. Dennoch wird sie der, der die nöthige Geschicklichkeit besitzt, mit Leichtigkeit vollenden. Uebung macht überall den Meister. Das ist's eben, was die Kunst und Kunstfertigkeiten von der Wissenschaft unterscheidet. Diese kann gelernt werden; aber jene ist Geschicklichkeit, die Jemand darum, weil er etwas weiß, noch nicht besitzt, sondern die er erst durch Uebung sich aneignen muß.

36. Gesellschaft — Einsamkeit.

Das Wort Gesellschaft hat verschiedene Bedeütungen, immer bedeütet es aber eine Vereinigung von Menschen, so vorübergehend sie auch sein mag. Gewöhnlich nennt man eine Vereinigung von Menschen, die sich für einen gewissen Zweck verbunden haben, eine Gesellschaft. Der Mensch, welcher sich in einem Zustande befindet, in welchem er keinen Umgang oder Verkehr mit andern Menschen pflegt, lebt in der Einsamkeit. Es kann dies nun geschehen, daß Niemand

da ist, mit dem er verkehren könnte, oder weil er nicht will.

218. Wenn Christus allein ist, versucht ihn der Teufel.

Den Versuchungen zur Sünde ist der Mensch in jedem Zustande, er mag in der beweglichsten und gemischtesten Gesellschaft oder in völliger Abgeschiedenheit in der Welt leben, ausgesetzt. Nicht nur das bunte Gewirr der Welt hat seine Gefahren, auch die Einsamkeit hat die ihrigen. Der Feind, mit dem der Mensch zu kämpfen und den er zu überwinden hat, lebt i n ihm. Daher ist das Mönchs- und Einsiedlerleben aus einer falschen Ansicht hervorgegangen. Selbst Christus, als er sich auf einige Zeit von der Welt zurükkgezogen hatte, entging den Anfechtungen zur Sünde nicht. Das Sprichwort warnt uns daher vor zu großer Sicherheit in der Abgezogenheit vom Weltgeraüsch. In jedem Zustande und Lebensverhältnisse soll der Mensch nach Tugend ringen. Ohne Kampf ist aber keine Tugend denkbar.

219. Wenn sich ein Engel zum Teufel setzt, lernt er lügen.

Das Sprichwort will die Wahrheit anschaulich machen, daſſ der gute Mensch im Umgange mit dem bösen leicht selbst böse werden könne, weil derjenige, welcher Pech angreift, sich besudelt. Einen weitern Umfang darf man aber dem Inhalte des Sprichworts nicht zugestehen. Der Engel muſſ beim Teufel sitzen können, ohne lügen zu lernen. Sein geheiligter Wille muſſ keiner Lüge fähig sein. So saß Jesus bei Zöllnern und Sündern, ohne selbst einer zu werden. Unter

Engeln ein Engel zu sein, gibt noch nicht Zeugniß von der Tugend Kraft; wenn sie unter Teufeln ihre Würde behauptet, feiert sie ihren höchsten Triumph. Daraus folgt aber noch keineswegs, dass der Gute den Umgang des Bösen suchen müsse, um seine Tugend zu prüfen. Gott wird es ihm dazu an Gelegenheit nicht fehlen lassen.

220. Je höher der Ton, je feiner zittert die Saite. Das ganze Wesen (der Charakter) einer Gesellschaft hängt von der Bildung ihrer Mitglieder ab. Je höher diese nach Geist und Sitte, nach Innen und Außen gebildet sind, ein desto edlerer Ton wird in ihr herrschen. Wo der Pöbel versammelt ist, kann man auch nur Rohheit erwarten. Gebildete Menschen zeigen durch ihr Betragen, dass sie gebildet sind.

221. Adler fliegen allein. Es ist natürlich und wird auch durch die Erfahrung bestätigt, dass das Schwache sich gern an das Starke anschließe. So rankt sich der Epheü an der Ulme, die Weinrebe am stützenden Geländer empor. Eine Mükke ist leicht getödtet; aber ein ganzer Schwarm kann Reiter und Roß in Verzweiflung bringen. Denn, sagt Schiller im Wilhelm Tell, „verbunden werden auch die Schwachen mächtig:" aber, spricht derselbe Dichter ebendaselbst: „Der Starke ist am mächtigsten allein." Simson und Herkules brauchten keine Gehilfen; und Tell saß allein hinter dem Hollunderstrauch, als er auf den Tyrannen Geßler lauerte. Die allgemeine Wahrheit, welche in dem Sprichwort liegt, ist: Wer Kraft hat und sie zu gebrauchen ver-

steht, hat nicht nöthig, sich auf Anderer Hilfe zu verlassen. Am sichersten zählt Jeder doch nur auf sich selbst.

222. **Ein guter Vorkräher macht einen guten Nachkräher.**

Wer gute Lehren vorträgt, thut viel; wer sie aber durch sein Beispiel bekräftigt, thut mehr. Gute Beispiele, sagt Jemand, sind zwar stumm, aber mächtige Prediger des Guten. Denn jeder Mensch hat soviel Größe, daß er bei edlen Thaten nicht gleichgiltig bleiben kann. **Plato**, der weise Grieche, bildete sich mehr nach der **Handlungsweise**, als nach der **Tugendlehre** des großen **Sokrates**. Wer gut handelt, reizt Andere zur Nachahmung. Viele trauen sich oft die Kraft dazu nicht zu. Wenn sie aber die Möglichkeit vor ihren Augen sehen, so werden sie zur That begeistert.

223. **Ein hohler Zahn steckt die ganze Reihe an.**

Während im vorigen Sprichwort von der Macht des guten Beispiels die Rede war, spricht dies von der verführerischen Kraft des Bösen. Man kann zwar auch von dem Bösen, was Andere thun, Segen ziehen; aber dies setzt schon eine große Festigkeit im Guten voraus. **Lokman**, ein arabischer Weiser, gab auf die Frage, woher er seine Weisheit und Tugend gelernt hatte, zur Antwort: „Von Denen, die sie nicht haben; denn ich enthielt mich alles dessen, was ich an Andern Böses sah.“ Aber nicht Jeder ist ein Lokman. Es ist daher besser, den Umgang schlechter Menschen

zu fliehen, weil sie durch ihre Gesinnungen und Handlungen die Guten anstecken, wie ein hohler Zahn den andern.

224. **Wo alle hinken, lacht man über gesunde Füße.**

Es gibt Fehler, die so allgemein sind, dass manche gar nicht als solche erkannt und diejenigen, welche sie erkennen und desshalb vermeiden, als Neuerer verschreit. Hierher gehören besonders die unter einem Volke herrschenden bösen Gewohnheiten. Sie gewaltherrschen Geist und Leib, Weise und Thoren. Ihre Macht ist so groß, dass die Menschen oft das Albernste in ihren Verfassungen, Sitten, Religionen ohne eine Miene zu verziehen, ertragen, wenn sie es gebietet, und jeden Vernünftigen, der davon abweichen will, sammt seiner Vernunft, wenn's gut ist verlachen, oft sogar verfolgen. Das Gewohnte untersucht man nicht mehr; daher muss man auf jede Angewöhnung ein wachsames Auge haben, weil, wie Plato sagte, keine eine Kleinigkeit ist.

225. **Wer mit Göttern gesprochen, der kennt Menschen nicht mehr.**

Es gibt Menschen, denen es an eignem Werthe, oder an Gefühl ihrer Menschenwürde fehlt, die sich außerordentlich gehoben und geehrt glauben, wenn sie mit höher stehenden Personen in ein, wenn auch noch so entferntes Verhältniss getreten sind. Wenn auch nun in vielen Fällen wirklich etwas Beehrendes in einem solchen Umgange liegen mag, so verräth es doch sehr viel Schwäche des Geistes, desshalb, wie es häufig geschieht, und wovon das Sprichwort redet, andere

niedrigstehende Personen über die Achsel anzusehen, deßhalb weil man mit Vornehmen gesprochen, mit ihnen entfernt verwandt, oder in irgend einer besondern Beziehung steht.

37. Gesundheit.

Man ist gesund, wenn uns der freieste und ungestörteste Gebrauch aller Körper- und Geisteskräfte ohne Schmerzen möglich ist. Wessen Verstand und Wille nach ihren natürlichen Gesetzen wirken, der hat eine gesunde Seele. Wer sich bestrebt, seinen Körper in den Zustand zu versetzen, oder darin zu erhalten, in welchem der freieste Gebrauch aller Körper- und Geisteskräfte, so weit es nach den allgemeinen Gesetzen der Natur angeht, Statt finden kann, der sorgt für seine Gesundheit. Wer aber bei seinem Betragen auf den brauchbaren Zustand seines Körpers keine Rükksicht nimmt, vernachlässigt sie.

226. **Wer einen Quakksalber ruft, gibt dem Tode Handgeld.**

Ein Quakksalber ist ein Mensch, der sich anmaßt, die Gesundheit Anderer herzustellen, ohne die dazu erforderlichen Kenntnisse zu besitzen. Wer sich nun einem solchen Menschen anvertraut, setzt sich der Gefahr aus, das Uebel durch verkehrte Behandlung aufzuhalten oder zu verschlimmern und dadurch den Grund zu seinem Tode zu legen. Wenn ein Quakksalber oder Afterarzt Jemanden herstellt, so geschieht dies auf dieselbe Weise, auf welcher ein blindes Huhn ein Korn findet. Es ist ein glükklicher Zufall. Die Natur hat geholfen. Sie ist so stark gewesen über

die Verkehrtheiten des Afterarztes zu singen. Jemand schildert sehr witzig das Benehmen eines solchen Arztes so: Er sagt: Der Quacksalber ist ein Blinder, der, wenn Natur und Krankheit mit einander kämpfen, mit einer Keule auf sie losschlägt. Trifft er die Krankheit, so schlägt er die Krankheit, trifft er aber die Natur, so schlägt er die Natur todt. Wer wird sich dieser Gefahr aussetzen!

227. Wo jedes Weib eine Apotheke hat, da kann der Kirchhof nicht begrasen.

Spricht ungefähr denselben Gedanken aus; nur dass hier das Uebel in seiner Ueberhandgenommenheit geschildert werd. Nicht wer Kraüter auskochen, Säftchen zurichten und Tränkchen bereiten kann, ist auch im Stande die oft sehr entfernt und verborgen liegenden Ursachen einer Krankheit aufzusuchen und aus der Menge der vorhandenen Mittel gerade das rechte aufzufinden und auf die rechte Weise anzuwenden. Noch weniger hat der jedesmal das Uebel geheilt, auf dessen Mittel es sich entfernte. In der Regel kommt es wieder und hat sieben unsaubere Geister zu sich genommen, die es an Macht überbieten, um den, der sein Leben einem Pfuscher übergab, auf den Kirchhof zu leiten. Je grösser an einem Orte die Zahl derjenigen ist, welche das Heilhandwerk treiben, desto mehr Personen werden früher als es eigentlich sein sollte, auf den Kirchhof gefördert.

228. Ein böser Zahn knackt keine Nüsse auf. Ein Zahn ist ein kleines Glied, aber er kann grosse Schmerzen machen. Nichts behandeln wir meist nachlässiger als unsere Zähne; und nur zu bald erfah-

ren wir, wie unrecht wir damals gethan haben; allein zu spät. Sobald ihr Verderben begonnen hat, schreitet es sich über alle Erwartung schnell fort. Geschwind genug sind die Zähne nicht nur unfähig zum Aufknacken der Nüsse, sondern zum Zermalmen der Speisen und zum richtigen Bilden der Sprachlaute. Im Besondern will das Sprichwort sagen, daß kranke Zähne ihre Bestimmung nicht erreichen, allgemeiner, daß ein krankes Glied nicht zu dem gebraucht werden kann, wozu es bestimmt ist; überhaupt, daß der Mensch im kranken Zustande das nicht thun kann, was er thun würde, wenn er gesund wäre. Aber die Menschen erkennen den Werth der Gesundheit erst dann recht lebhaft, wenn sie dieselbe bereits verloren haben.

229. Wer an der Rinde frevelt, tödtet auch das Mark.

Wer die Gesundheit und Kräfte seines Körpers durch Leichtsinn, durch Laster und Ausschweifungen aller Art zerstört, der versündigt sich auch an seinem unsterblichen Geiste. Diesem hat Gott den Körper als Wohnung angewiesen, um sich dessen als Mittels bei seiner Ausbildung für die höhere Bestimmung zu bedienen. Der kranke Körper kann aber den Forderungen des Geistes keineswegs im gewünschten Maße entsprechen. Anstatt diesen zu heben, erdrückt er ihn. So wirkt jede Sünde, wodurch der Körper geschwächt wird, auch nachtheilig auf die Fortschritte des Geistes und bestraft den Thäter dadurch, daß sie ihn auf der Bildungsleiter zurücksetzt.

230. Wenn genug daran zerret, zerreißt auch ein hänfenes Seil. Auch die festeste und

dauerhafteste Gesundheit unterliegt, wenn von allen Seiten auf sie eingestürmt wird.

38. Gewissen.

Das Gewissen ist das Vermögen, den innern Werth unserer Grundsätze und Handlungen nach dem Sittengesetz zu bestimmen, d. h. das Bewußtsein, ob die Handlung gut, oder nicht gut sei. Es ist ein unpartheiischer Richter in uns. Es ist das Heiligste im Menschen. Es ist sein bester Freund und eine wahre Gottesstimme.

231. Ein gut Gewissen würzt den Bissen.

Gut ist unser Gewissen dann, wenn es sich beifällig über unsere Handlungen ausspricht. Wer nun so gehandelt hat, daß sein Gewissen mit ihm zufrieden sein kann, dem ist gewiß unbeschreiblich wohl. Wie einfach nun auch sein Mahl sein möge, jeder Bissen wird ihm wohl schmekken. Wem indeß sein Gewissen über seine Handlungsweise Vorwürfe macht, dem wird die beste Speise keinen Wohlgeschmack haben. Das gute Gewissen ist nicht nur die beste Würze für unsere Speisen, sondern für jeden Genuß. Darum sagt schon ein altes Sprichwort: Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Dagegen

232. Wer gestohlen hat, dem singt jede Nachtigall ein Galgenlied.

Das verletzte Gewissen verursacht eine quälende Unruhe. Wer diesen Wurm in der Brust trägt, wird überall auf Spuren der Verfolgungen und Strafe zu stoßen glauben. Das heitere Lied der Nachtigall wird die Seele eines solchen nicht froh stimmen. So schwang

und in seinem Innern aussieht; so schwarz wird ihm Alles von Außen erscheinen. Theoderich, König der Gothen hatte mehre Unschuldige hinrichten lassen. Darüber fühlte er so lebhafte Gewissensbisse, dass er in eine tödtliche Schwermuth verfiel. Dem Strengen Ludwig von Baiern wurden die Haare über Nacht grau, nachdem er seine schuldlose Gemahlin hatte hinrichten lassen. Die Wirkungen des bösen Gewissens sind furchtbar. Der Engländer Cromwell starb an Gewissensangst.

233. **Wer ein eichenes Dach hat, der fürchtet Platzregen nicht.** Was auch über den Guten hereinbrechen möge, er fürchtet es nicht. Selbst sich des Bessten bewusst, ist Ruhe in seinem Innern und der schöne Glaube, dass alles, was ihm begegnen könne, eine Schikkung Gottes sei, der alle seine Kinder mit der Liebe des Vaters umschließt. Ueberall und zu jeder Zeit sieht das böse Gewissen Gegenstände der Furcht, wo das gute Veranlassungen zur Freude entdekkt. Wie der, welcher ein eichenes Dach auf seinem Hause hat, keinen Platzregen fürchtet, so ist für das gute Gewissen auch keine Zukunft, wie drohend sie hereinzubrechen scheinen mag, ein Gegenstand unziemlicher Furcht.

39. Glükk — Unglükk.

Unter **Glükk** verstehen wir die Güter des Lebens, welche zu erlangen, nicht ganz in unserer Macht steht. Es wird keinesweges alle Absicht und Bemühung, das Gut zu erlangen, ausgeschlossen; nur eine nothwendige Verbindung zwischen beiden darf nicht obwalten.

Die Uebel, welche Wirkungen uns unbekannter Ursachen sind, und die man desshalb häufig einem blossen Zufalle zuschreibt, heisst man Unglükk. Unglükklich nennt man den, welcher unangenehme Ereignisse erlebt und sich in einer traurigen Lage befindet; das Gegentheil hiervon ist glükklich.

234. Wer mit Dukaten spielen kann, lässt den Kindern ihre Rechenpfennige. Wer im Besitz grosser Glükksgüter ist, wozu Reichthum, Ehre, Macht und dgl. gehören, wird gewiss Andern ihre kleinern, die für ihn vielleicht wenig oder gar keinen Werth haben, sehr gern lassen. Der Genuss eines grossen Glükks entschädigt hinlänglich für das Entbehren eines kleinern.

235. Das Unglükk darf wol schlagen, aber nicht erschlagen.

Es dürfen uns solche Ereignisse treffen, die uns in eine traurige Lage versetzen, jedoch wacht die Fürsehung darüber, dass es nur in einem solchen Maße geschehe, dem wir nicht zu unterliegen gezwungen sind. Wir heissen oft auch die Schikksale Unglükk, in sofern sie uns unangenehm sind; aber diese sind Erziehungsmittel, die, wenn sie uns für den Augenblikk niederschlagen, doch eine aufrichtende Kraft haben.

236. Wer mit Ehren fällt, kommt bald wieder auf die Beine.

Wen Unglükksfälle treffen, die er nicht verschuldet hat, der wird sich bald wieder aus denselben emporarbeiten. Ihm ist in seinem Innern eine beruhigende, aufrichtende Kraft geblieben. Sie gibt ihm Muth, nicht allein das Unglükk würdig zu tragen, sondern

auch zur Beseitigung seiner unangenehmen Folgen das Zweckmäßigste zu thun. Den Besten können Unglücksfälle treffen. Es liegt in keines Menschen Macht, das Zusammentreffen von Umständen zu verhindern, die seinem Wohle schaden können. Wer von solchen Ereignissen betroffen wird, verdient nicht, hart beurtheilt zu werden.

237. Wo Blei zerrint, da beugt sich noch nicht der Stahl. Nicht ein Mensch weiß das Unglück, das ihn trifft, so zu tragen, wie der andere. Mancher unterliegt den unangenehmen Ereignissen, so leicht ihnen mit einiger Geistes- und Willenskraft ein würdiger Widerstand zu leisten wäre. Einen Andern trifft ein Ungemach über das andere. Dennoch steht er aufrecht; und er lässt sich nach einem alten Sprichwort kein Unglück über's Knie gehen. Bei Unglücksfällen zeigt sich der Mensch von seiner starken oder schwachen Seite.

238. Eine gute Mauer fällt von einem Bolzenschuss nicht um.

Ein Mensch von guten Grundsätzen und einem vernünftigen Glauben an eine Fürsehung, welche jedes Ereigniss in der Welt zur Erziehung der Menschen zu höherer Vollkommenheit benützt, wird durch ein Uebel, das ihn trifft, weder von seinem Wege abgelenkt, noch seinem erprobten Glauben untreu gemacht. Er steht wie ein Fels im Meer, den, wie der Dichter singt, kein Sturm erschüttern und keine Zukunft fallen sehen wird.

239. Auch mit großen Bäumen spielt der Wind.

Niemand kann sich auf die Güter des Glükks verlassen. Die Alten bildeten daher die Glükksgöttin auf einer Kugel stehend ab, bei der es nur der leisesten Bewegung bedarf, um fort zu rollen. Dadurch wollten sie die Unsicherheit und Unzuverlässigkeit der sogenannten **Glükksgüter** andeuten.

Das Glükk legt dem Menschen keinen Werth bei. Oft überhäuft es den Unwürdigsten mit seinen Gaben, während es dem Bessern sie entzieht. Nicht selten stürzt es diejenigen, welche es erhob, tiefer als sie früher standen. Darum sagte **Solon** so richtig: Man darf Niemand vor seinem Tode glükklich preisen; wenn sich dieser Ausspruch dem **Krösus** auch erst später als wahr bewies. Er war ein großer Baum, der König der Lydier; aber der Wind des Schikksals spielte doch mit ihm, und gar hart.

240. **Wem der Wind immer günstig in die Segel bläs't, der glaubt nicht an Klippen und Stürme.**

Nur zu leicht vergisst der Mensch, dem es eine Zeitlang wohl geht, dass es auch wieder anders kommen könne. Mit Recht ruft uns ein Weiser die Worte zu: „Im Glükk lerne aus Unglükk, im Unglükk aus Glükk denken.“ Auch aus dem Munde der Narren vernehmen wir dieselbe Wahrheit. Wem wäre nicht die Lebensgeschichte **Eulenspiegels** bekannt! Er lachte, wenn er bergan und weinte, wenn er bergab ging. Als man ihn um den Grund zu diesem seltsamen Betragen fragte, antwortete er: Wenn ich bergan gehe, so denke ich, dass es bald wieder **bergab** gehen wird; und darauf freue ich mich. Gehe ich aber

vergab," so stimmt mich der Gedanke, dass bald wieder eine Höhe zu ersteigen kommen werde, zur Trauer."

241. Wer einmal im Paradiese gelebt, der sehnt sich nicht nach der arabischen Wüste.

Wir empfinden die Zustände, in denen wir uns befinden erst im Vergleich mit andern. Wer sich stets in traurigen Lagen befand, fühlt dies weit weniger als der, welchem es früher wohl ging, und der plötzlich in ein unangenehmes Verhältniss geräth. Wessen Zunge an Schlehen und Holzäpfel gewöhnt ist, der entbehrt gern die süße Aprikose. Aber wer diese gekostet, wird den Mund gar sehr zusammenziehn, wenn er in jene beißt. An das Angenehme gewöhnen sich die Sinne bald; denn es schmeichelt ihnen. Daher scheuen sie auch Alles, was sie unangenehm berühren könnte.

242. Wenn der Wagen am bessten geht, fährt ein Rad ab.

Das Sprichwort hat den Zwekk, uns misstrauisch gegen das Glükk zu machen. Es will uns sagen: Verlass dich nicht auf seine Gunst. „Wenns Glükk mit uns am bessten meint," sagt ein berühmter Dichter, „so sieht es uns mit drohenden Augen an." Plötzlich umzieht sich der helle Himmel mit Gewittergewölk. Dionys der Jüngere war Herr von Sicilien. Er besaß zahlreiche Heere und Flotten und unermessliche Reichthümer; und zu Korinth starb er als ein armer Schulmeister. Als Napoleons Wagen am bessten zu fahren schien, glitt ein Rad (der Versuch auf Russland) ab und der Weltbezwinger erhielt die elende Felseninsel Helena zur Wohnung. Aus dem Pastetenbäkker-

Lehrling Mentschikoff machte das Glükk einen allmächtigen russischen Fürsten und Minister. Als der Wagen am besten fuhr, als er eben der Schwiegervater des russischen Kaisers zu werden schien, fuhr das Rad ab; und er starb verlassen in der Verbannung.

240. Wer Wermuth mag, dem schmekkt auch Honigseim.

Wer unangenehme Lebensverhältnisse hat ertragen gelernt, dem wird es nicht schwer werden, sich an bessere und angenehmere zu gewöhnen. Das den Sinnen Erfreuliche wird leicht gelernt, weil es gar nicht erst zu lernen ist. Es ist das Natürliche.

241. Wer vorm Unglükk flieht, den jagt es.

Ein altes Sprichwort sagt:

„Es kommt selten ein Unglükk allein."

In der Regel trifft den, der das erste nicht würdig zu tragen weiß, gar leicht noch ein zweites und drittes, das aus dem ersten entspringt. Wer mit dem Unglükk kämpft, hat die Hoffnung auf Sieg. Und sollte er auch nicht siegen, so ist es doch edler und unendlich größer nach würdigem Kampfe, als in träger Unthätigkeit und feiger Flucht zu erliegen. Das Unglükk stellt uns so gut auf die Probe, als das Glükk. Man muss bei diesem eben so viel Klugheit äußern als bei jenem Muth.

40. Gewohnheit.

Wenn eine Handlungsweise durch öftere Wiederholung zur Fertigkeit und zum Bedürfniss geworden ist, dem ward sie zur Gewohnheit. Diese ist mithin eine Fertigkeit in bestimmten Handlungen.

245. Aus Pfennigdieben werden Thalerdiebe.

Man gewöhnt das Gute wie das Böse, das Vernünftige wie das Thörichte. Es ist daher eine Sache von hoher Wichtigkeit, auf Angewöhnungen ein wachsames Auge zu haben. Wenn die Kreter Jemanden etwas recht Böses wünschen wollten, wünschten sie ihm eine böse Gewohnheit. Plato verwies Einem das Würfelspiel. Dieser erklärte es aber für eine unbedeutende Kleinigkeit, worauf der Weise erwiderte: „Eine Angewöhnung ist nie eine Kleinigkeit." Da eine Gewohnheit täglich wächst, erhält sie eine solche Stärke, daß sie kaum wieder ganz vertilgt werden kann. Dies findet nun auch auf das obige Sprichwort Anwendung. Die Achtung vor fremdem Eigenthum muß uns zur Gewohnheit werden. Wer aber schon früh, wenn auch nur bei Kleinigkeiten, diese Achtung außer Augen setzt, wird sich bald angewöhnen, immer größere Sachen zu entwenden. Auch das Stehlen ist bei Vielen nur Gewohnheit. Man hat merkwürdige Beispiele davon. Die größten Diebe haben beim Kleinen angefangen; an Pfennigen lernten sie Thaler stehlen.

246. Gewohheit macht das Hinken schön.

Das Gewohnte untersucht man nicht mehr. Man ist damit bekannt, wie mit einem alten Hausfreunde, dem man ganz trauen darf. Die Chinesen lieben es, daß die Mädchen kleine Füße haben. Ihr Werth wird nach der Kleinheit der Füße bestimmt. Man schnürt daher den kleinen Mädchen die Füße so viel wie möglich zusammen, damit sie ja nicht groß werden

sollen. Die Absicht wird zwar erreicht, aber selten kann eine Chinesin ordentlich gehen. Die Gewohnheit macht aber die kleinen Füße schön. Die Wilden zerschneiden und bemalen sich Gesicht und Körper. Sie finden es schön; wir lachen darüber, ohne unsere lächerlichen Gewohnheiten zu erkennen. Auch hier sieht man nur, wie Jesus sagt, den Splitter in des Bruders Auge, ohne des Balkens in dem eigenen gewahr zu werden.

247. Heut ein Gläschen, morgen ein Mäßchen.

Wie keine Diebe geboren, sondern erst durch falsche Erziehung oder Verführung ꝛc. gezogen werden; so findet dasselbe in Beziehung auf alle übrigen Laster Statt. Niemand wird auf einmal ein Trunkenbold, ein Ausschweifling. Das Sprichwort warnt daher vor jedem unmäßigen Genusse. Viel ist gethan, wenn der erste Schritt geschehen ist. Wenn man der Sinnlichkeit einen Finger reicht, so faßt sie die ganze Hand.

41. Gott.

Der höchste, vollkommenste Geist, der Grund aller Dinge, der Schöpfer des Weltalls.

248. Der Bauer pflügt umsonst die Erde, spricht der Herr nicht: werde.

Alles Gute kommt von Gott. Auch das, was wir durch treuen Gebrauch unserer Kräfte erreichen, ist Segen seiner Güte. Wir können pflügen und säen und einer Ernte aus tausend Gründen hoffen; daß wir aber wirklich eine erhalten, steht nicht bei uns. Das glückliche Zusammentreffen von Umständen, welche die Er-

füllung unserer Hoffnungen begünstigen, erkennen wir nicht veranstalten. Findet es Statt, so heißen wir es Segen von Gott, worunter wir alles Gute verstehn, dessen Grund in den göttlichen Willen gesetzt wird.

249. Ohne Gottes Segen fängt der Fischer mit zwei Netzen nicht einen Hecht. Das soll nicht sagen, unsere Anstrengung, irgend etwas Gutes zu erlangen, sei gar nichts; nein. Es will uns, wie das vorhergehende, nur lehren, dass all unser Streben erst dann zu einem Ziele führt, wenn es mit dem ewigen Plane Gottes übereinstimmt, wenn er daher mit unserer nützlichen Thätigkeit glükkliche, oder vielmehr die für uns erwünschten Folgen verbinden kann.

250. Besser in Gottes Halle gedarbt, als in des Teüfels Küche geschwelgt. Wenn du die Wahl hast, auf dem Wege der Sünde in eine äußerlich recht glükkliche Lebenslage zu kommen, oder auf der Bahn der Rechtschaffenheit der Noth und Verfolgung ausgesetzt zu sein, so ist es besser, das letztere zu wählen. Wer für die Tugend leidet, hat mehr Segen zu erwarten, als der, welcher, ein Söldling des Lasters, schwelgt.

Unter der Halle Gottes kann man auch die Kirche verstehn. Wohl dem, der im Stande ist, der Verehrung seines Gottes und der Bildung seines Geistes eine gute Mahlzeit aufzuopfern!

251. Für den, der den Glauben singt, hat der Tag dreißig Stunden.

Es leüchtet ein, dass dies nicht eigentlich zu verstehen ist. Das Sprichwort redet von dem Segen, der uns aus dem Besuch der öffentlichen Gottesverehrung

erwächst und sagt, daß die Zeit, welche wir dem Besuch der Kirche widmen, uns nicht in dem Betriebe unserer irdischen Geschäfte fehlen werde. Wer seinem Gotte eine Stunde weiht, wird dadurch so heiter und berufskräftig, daß ihm nachher jedes Geschäft schneller von Statten geht und besser gelingt, wodurch der geringe Zeitverlust reichlich ausgeglichen wird; wenn man überhaupt das Zeit verlieren nennen kann, was man für seine Seele thut.

252. Ein Gewitterregen wirkt mehr als tausend Gießkannen.

Daran wird Niemand zweifeln. Wer bei langer Dürre seine paar Gartenbettlein täglich einmal begossen hat, wird wissen, wie unzulänglich menschliche Kräfte sind, sobald es die Erreichung großer Zwekke gilt. Jeder Regen wirkt mehr als Gießkannenkraft; aber die Wirkung des Gewitterregens ist besonders groß, weil hier zugleich der auflokkernde und für den Regen empfänglich machende Donner dazu kommt.

Auch dies Sprichwort führt uns zu der Wahrheit: Was wir auch thun mögen; es verschwindet gegen das, was von Oben geschieht. Wir freuen uns der Güte Gottes und beten seine Allmacht in Demuth an.

253. Wer in der Reichsacht ist, der ist auch in Gottes Acht.

Wer in frühern Zeiten den Landfrieden des deutschen Reichs verletzte oder ein Grundgesetz des Reichs übertrat, wurde zur Strafe in die Reichsacht erklärt, die in Unter- und Oberacht zerfiel. Wer mit der letztern bestraft wurde, konnte von Jedem, mit dem er zusammen kam, getödtet werden. Das Leben eines

füllung unserer Hoffnungen begünstigen, können wir nicht veranstalten. Findet es Statt, so heißen wir es Segen von Gott, worunter wir alles Gute verstehn, dessen Grund in den göttlichen Willen gesetzt wird.

249. Ohne Gottes Segen fängt der Fischer mit zwei Netzen nicht einen Hecht. Das soll nicht sagen, unsere Anstrengung, irgend etwas Gutes zu erlangen, sei gar nichts; nein. Es will uns, wie das vorhergehende, nur lehren, daß all unser Streben erst dann zu einem Ziele führt, wenn es mit dem ewigen Plane Gottes übereinstimmt, wenn er daher mit unserer nützlichen Thätigkeit glükliche, oder vielmehr die für uns erwünschten Folgen verbinden kann.

250. Besser in Gottes Halle gedarbt, als in des Teüfels Küche geschwelgt. Wenn du die Wahl hast, auf dem Wege der Sünde in eine äußerlich recht glükliche Lebenslage zu kommen, oder auf der Bahn der Rechtschaffenheit der Noth und Verfolgung ausgesetzt zu sein, so ist es besser, das leztere zu wählen. Wer für die Tugend leidet, hat mehr Segen zu erwarten, als der, welcher, ein Söldling des Lasters, schwelgt.

Unter der Halle Gottes kann man auch die Kirche verstehn. Wohl dem, der im Stande ist, der Verehrung seines Gottes und der Bildung seines Geistes eine gute Mahlzeit aufzuopfern!

251. Für den, der den Glauben singt, hat der Tag dreißig Stunden.

Es leüchtet ein, daß dies nicht eigentlich zu verstehen ist. Das Sprichwort redet von dem Segen, der uns aus dem Besuch der öffentlichen Gottesverehrung

erwächst und sagt, dass die Zeit, welche wir dem Besuch der Kirche widmen, uns nicht in dem Betriebe unserer irdischen Geschäfte fehlen werde. Wer seinem Gotte eine Stunde weiht, wird dadurch so heiter und berufskräftig, dass ihm nachher jedes Geschäft schneller von Statten geht und besser gelingt, wodurch der geringe Zeitverlust reichlich ausgeglichen wird; wenn man überhaupt das Zeit verlieren nennen kann, was man für seine Seele thut.

252. Ein Gewitterregen wirkt mehr als tausend Gießkannen.

Daran wird Niemand zweifeln. Wer bei langer Dürre seine paar Gartenbettlein täglich einmal begossen hat, wird wissen, wie unzulänglich menschliche Kräfte sind, sobald es die Erreichung großer Zwekke gilt. Jeder Regen wirkt mehr als Gießkannenkraft; aber die Wirkung des Gewitterregens ist besonders groß, weil hier zugleich der auflokkernde und für den Regen empfänglich machende Donner dazu kommt.

Auch dies Sprichwort führt uns zu der Wahrheit: Was wir auch thun mögen; es verschwindet gegen das, was von Oben geschieht. Wir freuen uns der Güte Gottes und beten seine Allmacht in Demuth an.

253. Wer in der Reichsacht ist, der ist auch in Gottes Acht.

Wer in frühern Zeiten den Landfrieden des deutschen Reichs verletzte oder ein Grundgesetz des Reichs übertrat, wurde zur Strafe in die Reichsacht erklärt, die in Unter- und Oberacht zerfiel. Wer mit der letztern bestraft wurde, konnte von Jedem, mit dem er zusammen kam, getödtet werden. Das Leben eines

schien war also ganz außer dem Schutze der Gesetze. Dies Loos traf Luther.

Acht bezeichnet aber auch die Aufmerksamkeit, die Jemand einem Gegenstande widmet. Der Sinn des Sprichworts ist also kurz dieser: Wen auch Menschen ihres Schutzes berauben, über den wacht immer noch das Vaterauge Gottes; und für wen Gott ist, wer sollte wider den sein?

42. Handel (Ein- und Verkauf.)

Unter Handel versteht man den Umtausch von solchen Gegenständen, die zum äußern Eigenthum des Menschen gehören.

254. Wer Nüsse kauft, bekommt auch Schalen.

Kein Einkauf ist so beschaffen, daß wir mit Allem, auch dem Kleinsten, vollkommen befriedigt sein werden. Besonders ist dies stets beim Masseneinkauf der Fall. Oft ist das Schlechtere auch nur die Hülle des Bessern. Das Sprichwort will aber auch in einer höhern Bedeutung sagen, daß der Mensch von Nichts, wonach er strebt, lauter Gutes erwarten möge. Alles hat seine Schale; unter ihr liegt der Kern. Viele werfen beides weg, weil sie die Schale für den Kern halten. Jegliches, was wir in der Welt erstreben, hat seine Rinde, sein Unangenehmes. Der ist verständig, wer stets das Gute herauszufinden und zu nützen weiß.

255. Wenn das Schaf vom Fuchs kauft, so hat es theure Waare.

Nirgend wird mehr gelogen und betrogen als im Handel, beim Ein- und Verkauf; Jeder will gute

Waare haben und jeder rühmt sich auch nur dergleichen auszubieten. Wenn nun auch das erstere wahr ist, so ist es doch keinesweges das Letztere. Es fehlt nicht an schlechter. Sie will auch abgesetzt sein. Der Kenner kauft sie nicht. Es ist daher nothwendig, dass sie der Inhaber an solche Kaüfer verkauft, die leichtglaübig genug sind, sein Lob für baare Münze zu nehmen. Wem der einfältige, kenntnißlose Mensch von Unredlichen seine Waare nimmt, wird er meist zu theüer eingekauft haben. Seine Waare wird nicht so gut sein, als sie zufolge des Preises sein könnte.

256. Es ist nicht Alles aus England, wo London darauf steht.

Gewiss ist's keine vortheilhaft Gewohnheit der Deütschen, alles Ferne, besonders das Ausländische für besser zu halten, nls das in der Nähe Erzeügte. Wenn man von einem Gegenstande sagen will, dass er keinen großen Werth besitze, so thut man dies durch die sprichwörtliche Redensart: „Es ist nicht weit her." Daran thut man aber sehr unrecht, das Nahe kennen wir; und oft ist es wirklich besser, als das, was aus der Ferne kommt. Ueberdies verräth es wenig Vaterlandsliebe, dass wir die Produkte des Auslandes und der Ferne, denen des Inlandes und der Heimath vorziehen. Da nun dieser lächerliche Hang aber da ist, so wird er auch benutzt, natürlich oft zum Schaden derer, die unbedingt an die Güte der ausländischen und fremden Waren glauben. Vorzüglich hat England einen hohen Ruf mit seinen Produkten, den es auch mit Recht verdient. Odher missbauchen viele Künstler und Fabrikanten den Glauben an England, schreiben auf ihre Produkte „London", um ihnen als

englischen bessern Absatz zu verschaffen. Ist die Waare wirklich gut, so ist dies eine unschuldige Täuschung; aber diese Täuschung wird Betrug, wenn der Käufer im Vertrauen auf den Namen eine schlechte erhält.

43. Herrschaften — Dienstboten.

Unter Herrschaft verstehen wir diejenigen Personen, welche zu andern in einem Verhältnisse stehen, das diese nöthigt, ihr Betragen nach dem Willen jener zu richten. Man versteht gewöhnlich den Hausherrn und die Hausfrau darunter. Ihnen entgegengesetzt sind dann Dienerschaft oder Dienstboten. Darunter versteht man solche Personen, die Jemand zur Leistung niedriger Dienste unter Bedingung von Lohn und Kost in seine Gesellschaft aufnimmt. Dabei besteht jedoch die gegenseitige Freiheit, den Vertrag unter gewissen Bedingungen wieder aufzuheben.

257. Was des Herren Schuhe zertreten, wächst hundertfältig wieder.

Was man durch Andere thun läßt, wird nie so gut gethan, als wenn man selbst mitwirkt, oder doch die Aufsicht führt. Mag der Herr immer auf Schleichwegen etwas Gras und Korn auf seinen Wiesen und Feldern zertreten, um eine strenge und unverhoffte Aufsicht über seine Arbeiter zu führen, der Schaden wird vom Nutzen, der dadurch gestiftet wird, bei weitem aufgewogen.

258. Ein einaügiger Herr sieht mehr als ein zweiaügiger Diener.

Der Herr sieht für das Seine, der Diener für fremdes Gut. Wo das Auge des Herrn fehlt, da geht

alles rückwärts. Hundert Augen mögen für ein Geschäft in Thätigkeit sein, erst dann werden sie aber gehörig wirken, wenn das des Herrn mitsieht; sein eines sieht und wirkt soviel wie hundert fremde. Eine Menge alter Sprichwörter sprechen schon die Erfahrung vielfach aus, dass bei jedem Geschäfte die Aufsicht der Herrschaft das Meiste thue. „Selbst ist der „Mann. Des Herren Auge macht das Pferd fett. Des „Herren Auge ist der beste Mist auf dem Akker. Es „dünget kein Mist so gut, als der von des Herrn Fü„ßen darauf fällt. Selbst thun ist bald thun. Wer „da will, dass (es) ihm geling, der sehe selbst zu sei„nem Ding. Graf Ego (Ich, Selbst) baut den Akker „wohl und hat auch schöne Pferde u. s. w."

259. Je blinder der Herr ist, desto mehr Augen der Schaffer.

Dies kann heißen: Je nachlässiger die Aufsicht von Seite der Herrschaft geführt wird, desto strenger und genauer muss die des Schaffers sein, der ja an des Herrn Stelle steht. Aber wenn sich die Herrschaft auf die Treue des Schaffers unbedingt verlässt, so zeigt das wol von eigner Rechtschaffenheit; aber nicht stets von Klugheit. Denn oft hat der Schaffer wol in demselben Maße mehr Augen, als der Herr blind ist, aber er sieht nur zum Nutzen des eignen Beutels.

260. Wenn die Frau nicht singt, ist auch die Magd heiser.

Eine nachlässige, unordentliche Frau wird auch eine eben solche Dienerin haben. Das Beispiel, vorzüglich das böse, steckt an. Der Mensch ist nur zu geneigt, sich gehen zu lassen, wenn er vor sich keine

Antriebe, sich zusammenzuraffen, findet. Daher schließt man von unordentlichen und fahrlässigen Dienstboten auf die gleichen Eigenschaften bei der Herrschaft. Denn: das Wetter kennt man am Winde, den Vater am Kinde und die Herrschaft an ihrem Gesinde.

261. Zwei Scheine machen den Akker fruchtbar: Augenschein und Sonnenschein.

Wenn die Ernte gut sein soll, so muss der Augenschein schon auf dem Akker gewesen sein, ehe der Sonnenschein hinkommt, d. h. der Boden muss vorher gut bestellt worden sein, ehe der Sonnschein etwas darauf erziehen kann. Auch ist der thätige und rüstige Herr mit seinen Augen und Händen oft schon auf dem Akker, ehe Morgens der erste Sonnenstrahl darauf fällt.

262. Je mehr der Herr trinkt, desto mehr dursten die Pferde.

Da die Trunkenheit den Gebrauch der Vernunft und somit die Herrschaft über sich selbst raubt, so ist ein betrunkener Herr untüchtig, seinem Hauswesen gehörig vorzustehen, seine Arbeiter und Dienstboten zu beaufsichtigen und nachzusehen, ob alles geschehen sei, was geschehen solle und so geschehen sei, wie es nothwendig ist. Auch die Thiere verlangen, wenn sie den gewünschten Nutzen schaffen sollen, die gehörige Pflege, worin das Gesinde es häufig genug nicht sehr genau zu nehmen pflegt. Kann es da nicht geschehen, dass untreue Dienstboten sich die Schwäche des Herrn zu Nutze machen, um das Futter den Thieren zu entziehen und es verkaufen. Ja, lässt ein dem Trunk ergebener Herr nicht oft selbst seine Pferde vor einem

Wirthshause, der Kälte und dem Hunger preisgegeben, stehen und verwirkt seinen Verstand.

44. Hoffnung.

Das angenehme Gefühl, welches die Aussicht auf den künftigen Besitz eines Gutes oder den künftigen Genuss einer Freüde in uns hervorbringt, heißt Hoffnung. Sie ist die Gefährtin eines jeden Sterblichen Sie traüfelt auf die schmerzenden Wunden lindernden Balsam. Sie verlässt den Menschen nicht, wenn ihm Alles den Rükken kehrt. Sie erhält, je nach ihren Eigenschaften, verschiedene Benennungen.

Wenn uns die Gründe, warum wir ein zukünftiges Gut erwarten, bewusst sind und wir den Zusammenhang zwischen dem erwarteten Gute und den Gründen einsehen, so ist die Hoffnung eine deütliche, vernünftige. Sind wir uns aber der Gründe, worauf die Hoffnung beruht, nicht bewusst, so ist sie eine dunkle. Sie wird zur leeren, wenn kein Grund vorhanden ist, ein gehofftes Gut zu erwarten. Ist die Erreichung des gehofften Gutes noch sehr ungewiss, so wird sie eine bange. Wird uns irgend ein Gut zu der Zeit und auf die Art zu Theil, wie wir erwarteten, so ist sie eine erfüllte. Wenn uns mehr zu Theil wird, als wir erwarteten, so heißt die Hoffnung eine übertroffene.

263. Geträumter Spekk ist mager.

Magrer Spekk ist eigentlich ein Widerspruch; aber das Sprichwort spricht von leeren Hoffnungen. Manche Menschen glauben: zu hoffen, wenn sie traümen. Sie bauen Luftschlösser und erwarten, dass diese sich

verwirklichen werden. Darum irren sie. Zwischen Träumen und Hoffen ist ein Unterschied. Wer hofft, muss Gründe haben, denen zufolge er mit Recht ein gewisses Gut erwarten kann. Nur solche Hoffnung lässt nicht zu Schanden werden; jedes andere hoffen und harren macht aber gar Manche zu Narren.

264. Ein leerer Magen verdaut keine Hoffnung.

Ein Gut, das man erst in der Zukunft erwartet, kann unmöglich ein gegenwärtiges Bedürfniss befriedigen. Wenn Jemand in Noth ist, so ist ihm damit wenig geholfen, dass wir ihm etwas Gutes versprechen. Die Noth kann nur durch Wirkliches entfernt werden. Wer Hungrige sieht und kennt, soll ihnen nicht Brot verheißen, sondern geben. Wer seinen Nächsten kleiderlos dem Froste preisgegeben sieht, soll ihm nicht nur den warmen Sonnenstrahl des Frühlings versprechen, sondern ihn kleiden und wärmen. Die Hoffnung reicht Schaugerichte, der Hungrige will und bedarf aber Kaugerichte. Und

265. Ein Linsengericht ist mehr werth, als ein ganzes Kochbuch.

Die kleine Gabe, welche ich Jemandem in der Noth wirklich reiche, ist ihm lieber und gilt mehr vor dem Sittengesetze, als das große Gute, was ich ihm bloß verheiße. Aber nur dem Hungrigen, dem, der von dem eisernen Bedürfniss der Sinnlichkeit beherrscht wird, ist ein Linsengericht lieber als ein Kochbuch, die kalte Wirklichkeit angenehmer als die schöne, süße, herrliche Hoffnung, welche den Unglücklichen tröstet, den Glücklichen erhebt, welche dem Geiste stets

vor- und aufwärts zieht und, ihm ankündet, dass er zu etwas Besserm geboren sei.

„Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.“

45. Hunger.

Hunger und Durst sind unangenehme Gefühle. Sie entstehen aus Reizen des Magens, Mundes und Gaumens, wenn es ihnen an Nahrungsmitteln oder Feuchtigkeiten fehlt, welche die reizenden Säfte in sich aufnehmen.

268. Hat die Kuh kein Heu, so frisst sie Spreu.

Der Hunger an sich als ganz gewöhnliche Erscheinung ist ein so unangenehmes Gefühl, das man um so eher zu entfernen sucht, je mehr es selbst sich durch seine Forderungen geltend macht. Aber er kann so heftig werden, dass beinah an keine Auswahl der Mittel, ihn zu befriedigen, gedacht werden kann. Einer der schreklichsten Tode ist der Hungertod. Was haben Menschen nicht gethan, um ihm zu entgehen! Mit Schauder liest man die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems; den Rükzug des grossen französischen Heeres aus Russland und die Schilderung jeder Hungersnoth. Wenn eine Kuh zu gewissen Zeiten auch die Spreu stehen lässt, so wird sie dieselbe gewiss fressen, wenn sie wirklich Hunger hat. Ein Mensch mag noch so in seinen Speisen zu wählen gewohnt sein; wenn er hungrig ist, wird ihm jede gut schmekken. Denn der Hunger ist ein guter Koch. Dem Hungrigen darf man die Speisen nicht erst würzen. Ihm

schmekket alles wohl. Der Hunger kocht ihm selber. Hunger macht rohe Bohnen süß und verwandelt hartes Brot zu Lebkuchen.

267. Ein leerer Bauch wagt mehr, als ein voller Kopf.

Denn der Hunger thut weh, und ein hungriger Magen hat keine Ohren. Der Magen ist ein harter Gläubiger, der nicht über die bestimmte Zeit warten will. In der Noth ist ihm jede Zahlung recht. Und der Hungrige wagt mehr, um das schreiende Bedürfniss zu befriedigen als selbst der gescheidteste Kopf versuchen würde. Daher sagt man auch: die Noth ist die Mutter der Künste. Doch lässt sich der gute Mensch durch den Hunger zu keiner Schlechtigkeit treiben. Wenn es Menschen möglich war, sechszig Tage zu hungern, um den freiwilligen Hungertod zu sterben; so ist doch ein Beispiel gegeben, dass der Wille des Menschen noch stärker ist, als der mächtige Hunger.

268. Was dem Lebmund munkelt, behagt dem Schlingfried.

Man isst, um den Hunger zu stillen und dem Körper seine Kräfte zu erhalten oder zu erhöhen. Die Nahrungsmittel, welche geeignet sind, diesen Zwekk zu erreichen, sind gut. Aber der gute Gott hat, wie er denn überall Freuden bereitet hat, mit dem Genuss der Speisen auch Wohlschmakk verbunden. Viele wählen nun das aus, was gut schmekkt und sind recht erfinderisch in der Zurichtung solcher Speisen, welche einen angenehmen Reiz auf Zunge und Gaumen erzeugen. Sie essen nicht mehr, um satt zu werden, sondern um die Gaumenfreude zu genießen. Das Essen, was

bloß Mittel zum Zwekk ist, haben sie selbst zum Zwekk erhoben. Sie essen nicht, um zu leben, sondern leben, um zu essen. Sie sind Feinzüngler, welchen, da sie in der Regel nur für den Genuss leben und daher ohne jede andere nützliche Beschäftigung sind, die gewöhnliche Speise, die dem fleißigen Arbeiter mundet, nicht schmekkt.

Die Einwohner von Sybaris auf Sizilien hatten ihren Geschmakk so verzärtelt, dass sie zuletzt große Belohnungen für solche Köche aussetzten, welche neüe Gerichte erfanden. Ganz anders die Sparter. Sie genossen stets die einfachsten Speisen, worunter ihre schwarze Suppe damals einen besondern Ruf erlangt hatte. Der König Dionys von Syrakus hatte viel von dieser Suppe gehört. Er ließ sich einen spartischen Koch kommen, der sie ihm bereiten musste. Aber sie wollte ihm gar nicht schmekken. „König," sagte der Koch, „Dir fehlt das Gewürz." „„Und das ist?"" „Rennen und Reiten, Kämpfen und Schwimmen, Fechten und Klettern."

Dies Gewürz fehlt auch noch heüt zu Tage Manchem, der über Mangel an Esslust klagt.

46. Karakter — Grundsätze.

Karakter ist die aus Naturanlagen, blinden Gewöhnungen, selbsterworbenen Fertigkeiten und angenommenen Grundsätzen zusammengebildete eigenthümliche Denkart und Handlungsweise eines Menschen, wenn sie sich mit einer gewissen Beständigkeit in seinem Betragen aüßert.

Ein Grundsatz (in dem in der vorhergehenden Erklärung gebrauchten Sinne) ist ein Satz, den sich ein vernünftiges Wesen in allen gleichen Fällen zur Richtschnur des Handelns gewählt hat.

Ein Mensch, der nach Grundsätzen handelt, welche das Sittengesetz nicht billigt, oder gar verwirft, hat einen bösen Karakter. Wer stets geneigt ist, nach solchen Grundsätzen zu handeln, welche mit dem Sittengesetz übereinstimmen, hat einen guten, tugendhaften, sittlichen Karakter. Wem es an sittlichen Grundsätzen, oder an Kraft zu ihrer Befolgung fehlt, und in dessen Handlungsweise und Gesinnung daher keine Gleichförmigkeit Statt findet, den nennt man karakterlos.

269. Ein schlechter Wagen fällt an jedem Steine um.

Der schlechte Wagen ist hier ein Bild eines karakterlosen Menschen. Er hat kein bestimmtes Ziel seines Handelns. Wie das Rohr in der Wüste, steht er da, das vom Winde hin und her geweht wird. Unzählige Mal nimmt er sich etwas Gutes vor: aber die geringste Veranlassung kann ihn von der Ausführung seines Vorsatzes ablenken. Heüte denkt und urtheilt er über einen Gegenstand so, morgen nach irgend einem ungeprüften Einflusse ganz anders. Man kann sich auf solche Leüte nie verlassen. Sie sind weder kalt, noch warm. Aus einem Menschen mit einem bösen Karakter kann zuweilen noch eher etwas werden, als aus einem karakterlosen. Es bedarf bloß, daß er seine Grundsätze ändert; und es wird aus dem Saul ein Paul.

270. Für die Flaumfeder ist der Athem ein Orkan.

Es gibt so schwache, grundsatzlose Menschen, die ein Irrlicht von dem Wege, den sie eben einschlagen Willens waren, zurükscheuchen kann. Sie sind nicht im Stande, das geringste Hinderniss zu überwinden. Jedes ist ihnen ein Feind, vor dem sie ohne Kampf das Gewehr strekken. Sie sind Flaumfedern, die ein Athemzug verblasen kann. Wie die Kletten hängen sie sich an Jeden an, sind Allermannsfreünd und darum Jedermanns Gekk. Von solchen Leüten ist nichts Großes zu erwarten. Und wer möchte sie zu seinen Freünden wählen! —

271. Ein Knabe kann lange hämmern, eh' eine Felsenwand einfällt.

Wie ein Fels im Meere steht ein Mensch mit Karakter in den Stürmen der Zeit. Ob ein Knabe mit seinem Hämmerlein an die Felsenwand pocht oder die Brandung daran schlägt; — sie steht. So standen alle großen Männer, von denen uns die Geschichte erzählt, dass sie neüe Bahnen brachen, neüe Wahrheiten entdekken, verjährte Irrthümer angriffen. So sehen wir Kolumbo. Die Idee einer neüen Welt war in ihm so fest geworden, dass ihn nichts von der Verfolgung seines Planes abbringen konnte. Mochte man ihn hier als Schwärmer verlachen, ihm dort die erbetenen Hilfsmittel verweigern, ihn an einem dritten Ort jahrelang auf Unterstützung vertrösten; er wankte nicht. Endlich fand er die neüe Welt. Wenn sie noch nicht gewesen wäre, sie hätte werden müssen.

So stand Luther. Ob an dieser Felsenwand Dr.

er hämmerte, Tezel daran pochte, Bannbullen und Reichsacht daran schlugen, ob ganze Reichstage mit Papst und Kaiser dagegen Sturm liefen; sie stand. So mächtig ist der Mensch mit Karakter, besonders wenn er für eine gute Sache kämpft.

47. Kleidung.

Alles, womit wir unsern Leib unmittelbar bedekken und stets mit uns herumtragen, heißt Kleidung.

272. **Die Seidenraupe kann sich in Seide spinnen, — sie bleibt doch nur ein Wurm.**

Der Zwekk der Kleider ist kein anderer, als unsern Körper nach der eingeführten Mode auf eine anständige und gefällige Weise zu bedekken, um unsere Gesundheit auf die jeder Jahreszeit angemessene Weise vor dem nachtheiligen Einfluss der Witterung zu schützen. Der Werth der Kleider besteht in der Erreichung dieses Zwekks. Aber dem Menschen selbst können sie keinen Werth geben; noch vermögen sie den, welchen er bereits besitzt, erhöhen. Sie machen den Menschen weder besser, noch schlechter, erheben ihn auch nicht in einen höhern Stand. Die Seidenraupe, wenn sie sich auch in Seide gesponnen hat, gehört doch nach wie vor in die Klasse der Würmer. Eine Dienstmagd, auch wenn sie ein seidenes Kleid trüge, würde dadurch noch kein Edelfraülein. Sprache und Bildung würden bald genug verrathen, wer sich in die Seide verborgen habe.

Nur sehr unwissende Leüte können ihren Werth durch schöne über ihren Stand gehende Kleider erhöhen. Der Schimmer reizt sie wie Kinder, die das

Bunte lieben. Es sind schön geschmückte Puppen, oder vergoldete Bildsäulen.

273. Es sind nicht Alle Engel, die schöne Kleider tragen.

Da die Kleider den Menschen keinen Werth geben, so muss man auch Andere nicht bloß nach ihrer Kleidung beurtheilen. Der Schein trügt. Es ist unrecht, bloß dem Wohlgekleideten Achtung zu erweisen. Wie Mancher ist für seine Leichtgläubigkeit, dass er sich durch die schöne Kleidung bestechen ließ, recht sehr betrogen worden. Mancher Handwerker arbeitete und mancher Kaufmann lieh nicht sowohl dem Menschen, als dem schönen Rokk, den dieser trug. Wer dem schönen Kleide traut, will das Sprichwort sagen, wird sich gar oft betrogen sehen.

274. Schöne Kleider — große Neider.

Man soll sich allerdings in einer Kleidung aufmerksam nach dem richten, was Vernünftigen gefällt, was von Geschmakk zeigt und angenehm kleidet; aber bessere und kostbarere Kleider zu tragen, als Stand und Vermögen erlauben, ist lächerliche Thorheit. Man erregt dadurch nur den Neid Anderer die so oft vom Kleide aufs Vermögen schließen. Man wird für reicher oder wohlhabender gehalten, als man ist; und dies ist oft kein kleiner Schade für uns. Ueberdies ist es ja höchst unklug, in Andern den Neid gegen uns aufzuregen.

275. Erst zahlen, dann prahlen.

Es verräth einen hohen Grad lächerlicher Eitelkeit, sein Vermögen in Kleidern und Schmukksachen am Leibe zu tragen; aber strafbar ist es, mit fremden Sache.

ein großes Aufsehen zu machen und dadurch Aufmerksamkeit, Achtung und Bewunderung zu erregen. Erst zahlen, womit man sich kleidet und dann nicht prahlen.

276. Schön Gefieder — schlechte Lieder.

Dies Sprichwort erinnert uns an die bekannte Gellertsche Fabel vom Zeisig und der Nachtigall. Wie mancher Mensch urtheilt wie jener Knabe, der auf den Zeisig wies und sprach:

„Der," Vater, „muss der schönste Sänger seyn!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder;
Drum singt er auch so schöne Lieder.
Dem andern sieht man's schon an seinen Federn an,
Dass er nichts Kluges singen kann."

Aber es war die prunklose Nachtigall, welche dies schöne Lied sang. Der Pfau hat ein schön Gefieder, aber Niemand liebt seine Lieder. Die Russen haben ein Sprichwort, das hieher gehört. Es heißt: „Man empfängt den Mann nach dem Rock und entlässt ihn nach seinem Verstande." Oft verbirgt das schönste Kleid einen sehr ungebildeten Menschen, den indess seine Reden gleich als solchen ankündigen.

277. Wenn der Pfau berupft ist, bewundert ihn Niemand.

Derjenige, welcher keinen eigenen, ihm unentreißbaren Werth besitzt, sondern seine Ansprüche auf Achtung bloß auf schöne Kleider gegründet hat, kann sehr leicht um seine Achtung kommen. Ein griechischer Weise der nebst mehren Kaufleuten, mit denen er sich aus dem Schiffbruch gerettet hatte, nackt ans Ufer

sprang, sprach: „Ich habe all' das Meine bei mir." Und nur zu bald bewies es sich, daß Bildung des Geistes die einzigen Schätze sind, die man nicht verlieren kann.

Den Pfau würde Niemand bewundern, wenn er die schönen Federn nicht trüge. Seine Stimme ist ein widerliches Geschrei und sein Fleisch ungenießbar. Wenn wir also wissen wollen, ob Jemand wahre Achtung zufolge seines innern Werthes verdient, so müssen wir ihm im Geiste sein wunderschönes Kleid ausziehen und ihm seinen übrigen Kostbarkeiten nehmen, und untersuchen, ob wir ihn auch dann noch achten würden.

278. Aus Pracht wird Nacht.

Der eine gewisse Größe und Macht ankündigende äußere Glanz heißt Pracht. Wenn der Stand diese Pracht erlaubt, oder gar gebietet, so ist sie nichts Verwerfliches. Aber sie wird als Prunk, welcher durch äußern Glanz den innern Unwerth verbergen und einen falschen Werth erlügen will, verwerflich und schädlich. Da hierzu meist ein Aufwand, der Stand und Vermögen überschreitet, nöthig ist, so kann die falsche Herrlichkeit unmöglich lange dauern. Wer diese ungemessene Pracht liebt, gibt sich dem Spott der Vernünftigen und einer nur zu bald ihn heimsuchenden drückenden Armuth preis; und aus Pracht wird Nacht.

279. Wenn es die Farbe thäte, wäre der Esel eine Nachtigall. Grau sind beide, aber die Nachtigall singt schöne Lieder und der Esel schreit sein einförmiges i—a. Die Sprache gibt ein richtigeres Urtheil über einen Menschen, als seine Kleidung; wenn

auch diese bei seiner Beurtheilung nicht ganz zu übersehen ist. Wie an der Farbe den Mohren, so erkennt man an den Worten den Thoren. Zwei Menschen können gleich gekleidet sein, dennoch werden wir bald erkennen, welcher der gebildetste ist.

280. Viel Schmukk — viel Drukk.

Um liebenswürdig zu sein, bedarfs nicht fremder Zier. Wer auf äußern Schmukk einen zu großen Werth legt, muss sich sehr verdienstarm fühlen. Jeder Schmukk ist etwas Entbehrliches. Und alles, was der Eitelkeit dient, kostet nicht nur viel Geld und übt von dieser Seite einen nachtheiligen Drukk auf uns aus, sondern ist auch meist der Gesundheit nachtheilig. Wie Viele haben sich durch zu enge Schuhe die Füße verdorben! Wenn die Kleidung gut sein soll, so darf sie dem leichten und freien Gebrauch unser Glieder nicht hemmen. Nur die Hoffart mag diesen unnatürlichen Zwang leiden.

281. Wer die Verdienste im Kleide hat, dem fressen sie die Motten.

Nicht die Kleidung des Leibes, weder die prächtigste, noch schlechteste ist der Vorzug des Menschen, sondern die tugendhafte Seele. Vor Gott ist es gleichviel, ob wir uns schlecht oder prächtig kleiden. Nur Geistesvorzüge, Seelenadel und ein tugendhafter, gemeinnütziger Wandel schmükken den Menschen und geben ihm wahre Vorzüge. Wem diese fehlen, der verliert mit dem Glanz seines Kleides seine ungewisse und unsichere Achtung, die er überdies nur von äußerst kurzsichtigen Menschen genießen kann.

48. Leben.

Ein Geschöpf, das da ist und wirkt, lebt. Das Leben des Menschen im höhern Sinne, als vernünftiges Wesen ist ein Handeln nach vernünftigen Zwekken.

382. Besser Schnee zum Dach, als gar keine Dekke.

Das Alter ist oft nicht nur freüden-, sondern auch mittelarm, um seine nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Es muss oft mit Dürftigen zufrieden sein, weil ihm das Bessere und Zwekkmäßigere fehlt. Dies mag eine Bedeütung des Sprichworts sein. Indess kann es auch sagen wollen: Es ist besser weiße Haare im Alter zur Kopfbedekkung zu haben, als gar keine.

283. Ein Mann verlässt seinen Posten nicht eher bis man ihn ruft.

Unser Leben ist ein Geschenk Gottes. Wir sind, also sollen wir sein. Leben ist schon Pflicht. Der Soldat muss so lange auf seinem Posten bleiben, bis er abgerufen wird; so der Mensch. Der, welcher seiner Bestimmung muthig entgegen geht, auch wenn der Weg über Dornen führt, ist gewiss stärker, als der, welcher den langsamen Schritt des Todes beflügelt.

„Das Leben ist der Gottheit schönste Gabe;
es sei mir kindlich werth.“

49. Lebensalter.

Unter Lebensaltern versteht man die verschiedenen Zeitraüme des Lebens, die unter dem Namen: Kindheit, Jugend, männliches und Greisenalter bekannt sind.

284. Hat der Abend keine Sonne, so hat er doch Sterne.

Die Jugend ist eine große zusammenhängende Freüde, wie die Sonne ein großes allerleüchtendes Licht. Der Sternlein stehen viel am Himmel, aber ihr Licht ist nicht so blendend. Dafür ist es aber milder. Ist das Leben eines Alten auch nicht so fröhlich, wie das der Jugend, so fehlt es doch ihm nicht an stillen und süßen Freüden. Während die Jugend in der Hoffnung des kommenden Guten lebt, erfreüt sich das Alter an der Erinnerung des erlebten uud gestifteten. Dass auch Alte glükklich sein können beweist ihre Liebe zum Leben. Wer vierzig Jahre zählt, wünscht vielleicht nur bis sechszig zu leben, wer diese aber erreicht hat, setzt gern noch ein Zig hinzu.

285. Es haben nicht alle Berge Goldadern, die kahl sind.

Man hat gefunden, dass zuweilen in kahlen Bergen Goldadern verborgen sind; aber es ist dies keine Regel. Diese Berge stehen hier als ein Bild von alten Menschen. Graue und kahle Haüpter hat man von jeher als erfahrungsreich verehrt. Das Alter hat einen großen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen gesammelt, welcher der Jugend noch fehlt; daher musste z. B. bei den Persern jeder Staatsrath über fünfzig Jahre zählen. Aber jede Regel hat ihre Ausnahme, und wie nicht in jedem kahlen Berge Gold so wird auch nicht in jedem alten Menschen Erfahrungsreichthum und Weisheit gefunden. Daher sagt ein altes bekanntes Sprichwort: „Alter schützt vor Thorheit nicht."

286. Wer sich des Morgens die Zähne ausbeißt, kann am Abend nicht kauen.

Wer in seiner Jugend die Kräfte durch Ausschweifungen vergeüdet, dem fehlen sie später, wenn er für die Welt nützlich sein wollte. Wer auf seinen Körper losstürmt, verschwendet ein Gut, ohne welches alle Schätze der Erde ihren Werth verlieren. Die Natur theilt ihre Gaben nur sparsam aus. Im Alter muss der darben, wer in der Jugend schwelgte.

„Späte Rosen noch zu pflükken
und des Lebens Winterzeit
mit dem Blumenkranz zu schmükken
ist der Lohn der Mäßigkeit.“

287. Aus einem alten Rokke lässt sich kein neüer Mantel machen.

Die Kunst das Alte zu verjüngen, ist noch nicht erfunden, wird auch nie erfunden werden, weil dies das Geschehene hieße ungeschehen, das Verlebte unverlebt machen. Wer einmal alt geworden ist, kann nie mehr auf dieser Erde jung werden. Es ist möglich, dass er ein jugendliches Alter verlebe, d. h. ein heiteres, frohes freüden- und thatenreiches, je mehr er in seiner Jugend seinen Körper gestärkt und seinen Geist gebildet hat. Aber einem alten seine veralteten und mit seinem Marke verknöcherten Ansichten zu nehmen und und ihm dafür neue, große, kühne Ideen zu geben ist eben so unmöglich, als aus einem alten Rokke einen neüen Mantel machen zu wollen.

288. Ein alter Stahl gibt wenig Funken.

Von abgelebten Menschen muss man nicht Anstrengung und scharfes Nachdenken erfordernde Unter-

nehmungen erwarten. Sie wirken wohl; aber die Erfolge ihrer Thätigkeit können sich mit denen ihrer Jugend nicht mehr messen. Sie lieben das Alte und haben wenig Sinn für neüe Funken. Was sie erlebt und gethan, wiederholen sie gar oft und finden ihre Geschichten stets unterhaltend. Sie loben nur ihre Zeiten und glauben oft nicht einmal an die Funken, welche die jetzige sprüht Sie haben ihr Feüer gegeben; und es wäre Unrecht mit Gewalt die wenigen Lebensfunken, die sie brauchen, um ihre letzten Tage zu wärmen, ihnen zu entlokken.

289. Sind die Kinder fünfzig Jahr, soll man das Schulgeld den Bettlern geben.

Zwar sagt mit ganzem Recht ein anderes Sprichwort: „Man lernt, so lange man lebt," aber Menschen die fünfzig Jahr altgeworden und noch Kinder am Verstande sind, werden es auch bleiben. *) Alle Mühe und Kosten, die man darauf verwenden würde, einen solchen dann noch klug zu machen, würden verloren sein. Und, will das Sprichwort sagen, es wäre besser, einen Dürftigen damit zu unterstützen, als sie so hoffnungs- und erfolglos zu verwenden. Manche haben freilich erst sehr spät angefangen, sich geistig zu entwikkeln und zu bilden; aber wer das Aequinoktium seines Lebens überschritten hat, ist nicht mehr geeignet, sich die Kenntnisse einzusammeln und die Fertigkeiten zu erwerben, wozu die Jugend bestimmt und geeignet ist.

290. Ein altes Pferd sehnt sich nicht nach dem Sattel.

*) „Ein fünfzigjähriger Kopf ist zu jäh fürs Lernen."
Schiller.

Nach einer bekannten Fabel sehnte sich nur das Füllen, bald ein Roß zu sein, um Zaum und Sattel zu tragen, wie dieses. So macht es die Jugend. Ohne zu fühlen, in welch glükklicher Freiheit sie sich befindet, wünscht sie — und dies ist freilich eine sehr schöne und nothwendige Einrichtung in der Natur — Aemter und Würden. Wer diese aber durch eine lange Reihe von Jahren bis in sein Alter getragen hat; wen die Lasten irgend eines Berufs gedrükkt haben; der sehnt sich, wenn er davon befreit worden ist, selten mehr unter sie zurükk.

291. **Wenn die Berge beschneit sind, so ist's auch im Thal kalt.**

Dies ist nur bedingt wahr. Es gibt gar manches Thal, in dem ein schöner Frühling, oder Sommer lebt, während die benachbarten Berge unter dem Schnee und Eise des Winters starren. So gibt es auch Alte, die, wenn ihr Haupt auch Silberhaare trägt, noch ein Herz im Busen haben, das warm für jedes Gute schlägt. Nicht stets pflegt der Wille und das Gefühl mit der Kraft abzuleben. Wie es lebensschwache Jünglinge gibt, so haben wir auch noch thatendurstige und lebensfeurige Greise. Aber meist erstirbt der Sinn und das Gefühl mit den Jahren, d. h. es ist nicht mehr der frühern lebendigen Theilnahme an den Begebenheiten, welche die Zeit bewegen, fähig.

292. **Wer in der Jugend Vogelnester zerstört, zündet im Alter Städte an.**

Die Jugend ist das erste Stokkwerk des Lebens. Wer einen schlechten Grund legte, wird stets unsicher wohnen. Heftige Triebe regen sich in der Jugend.

Es kommt Alles darauf an, ihnen die rechte Richtung zu geben. Sie muss gewöhnt werden, das Wahre, Schöne und Gute hochzuachten. Sie muss ihren Sinn bilden für das Schöne und jede Rohheit verabscheüen lernen. Frevler und Tirannen sind erst nach und nach geworden; sie wurden nicht geboren. Kinder, die ein Vergnügen daran finden Kunstwerke zu zerstören, besonders Thiere zu quälen, können einst furchtbare Menschen werden. Sie werden vor keinem Verbrechen zurükkschaudern. Wessen Gefühl es erträgt, einem Thiere unnöthig Schmerz zu machen, der wird es bald genug mit grosser Ruhe ansehen, wenn man Menschen martert; und vielleicht zu bald werden sie unter seinem eigenen Messer, seiner eigenen Peitsche bluten. Nichts verräth mehr die Grundlage eines bösen Herzens, als an der Qual der Thiere Vergnügen zu finden. Wer als Kind und Jüngling gegen Thiere gut war, wird und kann nicht gegen Menschen böse werden. Drum

„Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt, wie du den Schmerz."

293. **Wer sich auf dem Schulwege verirrt, findet sich durchs ganze Leben nicht zurecht.**

Wer seine Jugend nicht für seine zwekkmässige Ausbildung benutzt, wird so lange er lebt, davon die Folgen fühlen, und nie das Ziel erreichen, was er bei besserer und angemessener Vorbereitung erreicht haben würde.

294. **Wenn die Sohlen abgetanzt, so kratzt die Geige.**

Wer sein Leben mit allen Freüden bis zur Neige

genossen hat, wann die Kräfte schwinden, die Glieder die sich sonst mit Leichtigkeit bewegten steif werden und die Sinne, die Empfänglichkeit für den Genuss verlieren, den ekeln dann die Vergnügungen an, die er früher oft übers Maaß genoss. Für abgetanzte Sohlen kratzt jede Geige. Wer so lange getanzt hat, will sich es nicht zur Schmach anthun, in sich den Mangel an Reiz für die Freüde zu finden; er gibt der äußern Aufforderung dazu Schuld. Daher klagen die Alten stets über schlechte Zeit. Die ihrige war eine goldene. Mit dem Sinn, der ihnen für die Freüde geschwunden, glauben sie, habe sich auch die Freüde selbst von der Erde verloren.

50. Lob und Tadel.

Ein in Worten ausgedrükktes günstiges Urtheil über irgend einen Gegenstand heißt **Lob**. Man kann sich über jeden Gegenstand lobend aussprechen. Sobald man Menschen lobt, so äußert man seinen Beifall meist über ihre Eigenschaften und Handlungen.

Ein in Worten ausgedrükktes missbilligendes Urtheil über einen Gegenstand oder eine Handlung heißt **Tadel**.

295. **Auf den Kern gehört der Stern.**

Da man durch das Lob ein öffentliches Zeügniss über die guten Eigenschaften eines Andern ablegt; so ist es vor Allem nöthig, dass der Andere auch diese Eigenschaften wirklich **habe**. Wer seinen Beifall über etwas ausspricht, das keinen verdient, gibt entweder Zeügniss von seiner Kurzsichtigkeit, oder macht sein

Lob zur Schmeichelei. Wo wirklich etwas Gutes sich kund gibt, da spreche sich unser Beifall aus. Wer zu geizig mit seinem Lobe ist, verräth Neid; wer zu verschwenderisch damit umgeht — Schmeichelei. Der Stern gehört aber nur auf den Kern. Nur große ausgezeichnete Thaten sollen als Beispiel aufgestellt und gerühmt werden. Die Verschwendung des Lobes verringert seinen Werth.

296. Lobhard kommt weiter als Schildfried.

Man kann sehr leicht sowohl im Lobe als im Tadel die Gränze überschreiten. Doch ist es besser, in den ersten als in den letzten Fehler zu fallen; denn, wer geneigt ist, Alles, was Andere thun, für fehlerhaft zu erkennen und an jedem Gegenstande Mängel aufzufinden und diese sogar durch scheinbare Gründe zu unterstützen weiß, ist tadelsüchtig. Unmöglich kann ihn der christliche Geist der Liebe beherrschen.

Mit einem mäßigen Lobe, sagt das Sprichwort, kommt man weiter, richtet man mehr aus, als mit scharfem und zur Gewohnheit gewordenem Tadel. Wer immer tadelt, kann sich zwar leicht verhasst machen; aber seine Worte bleiben in jeder andern Hinsicht wirkungslos. Tadeln sollte nur Der, sagt ein weiser Mann, der zu helfen im Stande ist; jeder andere Tadel gränzt an Grausamkeit. Wer Alles tadelt ist auch ein Feind seiner eigenen Ruhe; denn er beklagt sich immer, ohne daß Jemand auf ihn hört.

297. Wenig Kopf — viel Nasen.

Diejenigen sind dem Tadel am meisten ausgesetzt und verdienen ihn am meisten, welche am unverstän-

sten handeln. Für sie ist er aber eine heilsame Arznei obgleich bitter. Wer sich durch sein Betragen Tadel zugezogen, hat daran Unrecht gethan; aber er würde sich eines neuen schuldig machen, wenn er die verdienten Vorwürfe nicht ertragen wollte. Irren ist menschlich; und es ist der erste Schritt auf den Weg der Weisheit, jede wahre Zurechtweisung anzunehmen.

51. Maß und Unmaß, oder Mäßigkeit und Unmäßigkeit.

Wer sich hütet, die gehörigen Gränzen im Genusse angenehmer Sachen zu überschreiten, ist *mäßig*. *Mäßigkeit* ist die Fertigkeit im Genuss von Speisen, Getränken und Vergnügungen den Begierden durch die Vorschriften der Vernunft stets die richtige Gränze zu setzen. Das rechte Maß im Arbeiten, in der Anstrengung aller Kräfte sowohl der geistigen als körperlichen heißt man besonders — *Mäßigung*.

Wer in sinnlichen Genüssen sowohl als auch im Gebrauch seiner Kräfte nicht Maß hält, ist *unmäßig*. Der Genuss (gewöhnlich von Nahrungsmitteln) welcher das Bedürfniss überschreitet und deßhalb der Gesundheit schadet, ist *Unmäßigkeit*.

298. *Ein Rebentropfen ist besser als ein Rebenguss.*

Schon der weise Sirach sagt, daß der Wein des Menschen Herz erfreüe und stärke; aber unmäßig genossen, wie eine Schlange steche d. h. die nachtheiligsten Wirkungen auf den Menschen hervorbringe. Jedes berauschende Getränk spannt die Lebenskräfte über-

mäßig an und bewirkt eine um so größere Erschlaffung. Am verderblichsten wirkt der Branntwein, besonders auf den Geist. Wenn ihn Kinder genießen, so hält er ihr Wachsthum auf und verdummt die Kräfte des Geistes. Aehnlich wirkt der verfälschte Wein. Der reine hat, in mäßigen Gaben (Rebentropfen) genossen, einen sehr heilsamen Einfluss auf den Menschen.

299. Zu viel — böses Spiel.

Jedes Zuviel schadet. Wo die Vernunft im Menschen nicht das rechte Maß zu erhalten weiß, da entsteht Unordnung. Die Leidenschaften verheeren Alles, so weit sie reichen. Die edle Selbstachtung wird zum verachtenden Hochmuth, der Eifer zur Wuth, die Sparsamkeit artet in Geiz, die Fröhlichkeit in Ausgelassenheit aus; die das Leben erhaltenden Genüsse werden zur Leben verzehrenden Völlerei.

300. Je mehr Magen, je weniger Kopf.

Jemehr sich der Mensch den niedern Genüssen und Freüden der Sinnlichkeit hingibt, desto weniger Sinn wird er für die Bildung seines Geistes haben; desto weniger wird er seine wahre Menschenbestimmung erkennen und Empfänglichkeit besitzen für die stillen und schönern Freüden, welche mit der treüen Erfüllung unserer Berufspflichten verbunden sind. Jeder Magenmensch scheüt das Denken. Ein voller Bauch studirt nicht gern. Wo die Sinnlichkeit vorherrscht, da kann der Geist das Scepter nicht führen.

301. Aus Zukker macht Ueberiss Arsenik.

Der Zukker, wenn er mäßig genossen wird, hat nach allgemeiner Erfahrung eine sehr heilsame Kraft;

aber Diejenigen, welche ihn als Gemüse betrachten und als Näscher und Lekkermaüler mit allerhand Zukkerwaaren dem Gaumen aufwarten, haben nur nachtheilige Wirkungen von ihm zu erwarten. Dies wäre der besondere Inhalt des Sprichworts. Es hat aber eine weit allgemeinere Bedeütung. Auch das Besste kann durch unmäßigen Gebrauch in Gift verwandelt werden. An der gesundesten Speise kann sich der Unmäßige zu Tode essen. Alle Kriege der Erde, sagt Jemand, kosten nicht so viel Menschenleben, als der Missbrauch der Speisen und Getränke wegrafft.

302. Güter sind Wasser, hat sie der Prasser.

Die irdischen Güter sind uns von Gott gegeben, um sie als Mittel zur Veredlung unsers Geistes und Herzens zu gebrauchen. Da der Mensch aber nicht bloß Geist ist, sondern zugleich ein sinnliches Wesen, so darf er sich auch durch sie sinnliche Freüden verschaffen. Wo aber der Sinnengenuß seine Gränze überschreitet, da werden auch die Güter, welche als Mittel dazu gebraucht werden, so in Anspruch genommen werden, dass sie bald auf die Neige gehen. Prassen heißt nicht bloß, sich für Geld eine sinnliche Freüde verschaffen, sondern rauschende, mit großen Kosten und viel Aufwand verknüpfte Vergnügungen besonders grobsinnliche genießen. Der unmäßige Genuss ausgesuchter sinnlicher Vergnügungen, besonders wohlschmekkender Speisen und Getränke, heißt Schwelgerei. Das biblische Gleichniss vom verlorenen Sohne wird übrigens den bessten Beweis für die Wahrheit des Sprichworts „dass Güter Wasser sind, wenn sie der Prasser hat,“ liefern.

303. Abends geschwelgt, Morgens gekelcht.

Was man unter schwelgen versteht, ist aus dem vorigen Sprichwort klar. Kelchen ist ein des Reimes wegen, den das Sprichwort besonders je kürzer es ist, ungemein liebt, neugebildetes Zustandwort von Kelch. Dies ist in der eigentlichen Bedeutung ein Trinkgefäß, steht aber, besonders in der höhern Schreibart, für Leiden. Man sagt Leidenskelch, so wie man von einem Becher der Freude redet. Der Sinn des Sprichworts wird hier noch kurz dieser sein: Wer (Abends) den Genuss sinnlicher Vergnügungen, besonders Gaumen reizender Nahrungsmittel übertreibt, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er (Morgens) von Krankheiten als Folgen derselben heimgesucht wird. Die Freude ist die Würze des Lebens. Wo durch sie nach Gottes Absicht Leben und Kraft aufkeimen sollte, keimen oft durch Unmäßigkeit — Krankheit, Seufzer und Thränen. Es bleibt

des Weisen Wahlspruch drob: „Vermeide,
was Dich nach Lust in Unlust setzt"

304. Wer nur dem Magen opfert, vergisst wo die Sterne stehn.

Unter einem Menschen, der nur dem Magen opfert, ist ein Schwelger zu verstehen. Dieser verlangt mehrere und ausgesuchtetre Speisen und Getränke als das Bedürfniss und der Wohlstand erfordern. Er kennt nur die Annehmlichkeiten des sinnlichen Geschmakks und verachtet darüber alle höhern Freuden, die einen geistigen Genuss gewähren, die Sterne, die den Menschen an seine höhere Bestimmung, auch im Genusse, erinnern. Die Schwelgerei ist eine gar nie-

rige Ausschweifung, indem sie nur die thierische Natur aus- und anspricht und auch die nachtheiligsten Folgen hat. Sie vergeudet nicht nur das Vermögen, gefährdet die Gesundheit und macht den Menschen zu nützlichen Geschäften unfähig; sondern sie raubt ihm auch den Trieb nach Selbstveredlung und die Empfänglichkeit für die schönen Freuden des Geistes.

305. Je voller — je toller.

Die Unmäßigkeit im Genuss der Speisen und Getränke auf ihrer höchsten Stufe, heißt Völlerei. Man versteht darunter thierische Gefräßigkeit und gierige Ueberladung des Magens mit Speise und Trank, besonders den übermäßigen Genuss starker und hitziger Getränke. Auf das Letztere bezieht sich das Sprichwort. Ein betrunkener Mensch ist seiner selbst nicht mächtig. Entweder er kann kein Glied seines Körpers mehr regieren und muss sich fremder Hilfe überlassen; oder die Leidenschaften beherrschen ihn. Er beleidigt, fängt Streitigkeiten an, die zu Schlägereien führen; das Leben ist in seiner Nähe in Gefahr. Wie dem tollen Hunde muss man einem solchen Menschen ausweichen. So tief kann Unmäßigkeit den Menschen stürzen.

306. Wo die Esse immer raucht, schmiedet man Nägel zum Hungerthurme.

Ein stätes Wohlleben führt zur Armuth. Das Rauchen der Esse steht hier anstatt der Bereitung köstlicher Speisen und lekkerer Mahle. Wenn nun auch nicht überall, wo die Esse raucht, gekocht und gebraten wird, so wird es doch überall rauchen, wo man kocht. Das Sprichwort nimmt es nur nicht immer genau mit

seinen Schlüssen; und seine Art zu schließen, kann man nicht für jeden Fall empfehlen. Oft sieht man eine Esse rauchen, welche keine Wegweiserin zur Armuth, sondern zur Wohlhabenheit ist. Ein Schmied, dessen Esse nicht raucht, ist schlimm daran.

Hungerthürme hießen an alten Burgen diejenigen Thürme, worin man früher die Gefangenen den Hungertod sterben ließ. — Ueberall führt Verschwendung, unmäßiger Aufwand, Schwelgerei und Sinnendienerei zum Mangel; man kann, will das Sprichwort sagen, von jenen Wahrnehmungen ziemlich sicher auf diesen schließen.

52. Menschenliebe (Wohlthätigkeit).

Die Menschenliebe besteht in einer wohlwollenden Gesinnung gegen alle Menschen. Sie zeigt sich als Freude über ihre Wohlfahrt und als Bestreben, ihre Glückseligkeit nach äußerstem Vermögen zu befördern. Wenn ich die Menschenliebe, wie es sein soll, auf alle Menschen bezieht, so ist sie allgemein. Sie äußert sich auf verschiedene Art, z. B. als Wohlthätigkeit, worunter man im weitern Sinne die thätige Beförderung fremder Vollkommenheit und Glückseligkeit versteht. Gewöhnlich heißt man Den wohlthätig, welcher geneigt ist, Andere durch einen Theil seines Eigenthums zu unterstützen, wo sie der Unterstützung in irgend einer Hinsicht bedürfen.

307. Wenn die Gans Jedem eine Feder gibt, so muss sie erfrieren.

Wenn auch unsere wohlwollende Theilnahme an dem Schicksale unserer Nebenmenschen eine allgemeine

sein, d. h. sich auf jeden, er sei, wer er wolle, erstrekken soll; so ist es doch unmöglich, dass wir jeder Noth, die uns begegnet, mit unsern Kräften und Gütern abhelfen können. Die Wohlthätigkeit selbst hat eine Gränze. Der Familienvater darf sie z. B. nicht so weit treiben, dass er mit den Seinen selbst zu Grunde geht. Das würde nicht bloß das Elend wechseln heißen. Eine Gans, die Jedem eine Feder gibt, wird zwar selbst bald nakkt sein, aber nie die Freüde haben, irgend einem Unglükklichen ein weiches Lager bereitet zu haben. Gäbe sie aber sämmtliche Federn Einem der hart liegt, so würde Ein Leiden durch sie gemildert. So klagen die Menschen oft mit vielem Unrecht über Undank; sie thaten nicht auf die rechte Weise wohl.

308. **Was man in den Gotteskasten thut, regnet wieder vom Himmel herab.**

Gott lässt nichts Gutes unbelohnt, also kann auch eine edle Aufopferung eines Theils unsers Eigenthums für wohlthätige Zwekke nicht ohne Segen bleiben Nicht jedes Mal gibt der liebe Gott das wieder, was man gab; aber wer dies erwartete, würde auch auf eine sehr eigennützige Art die Pflichten der Menschenliebe ausüben. Das ist nicht Wohlthätigkeit im edlen Sinne geübt, wenn man darreicht, damit uns der Himmel dafür doppelt beschenken möge; das hieße die Wurst nach einer Spekkseite werfen.

Aber dem Geber im Geiste Jesu regnet für jede Gabe, die er dem Nothleidenden reicht, eine schönere von Oben herab, das lohnende Bewusstsein, Gutes gestiftet und sich den Beifall seines himmlischen Vaters erworben zu haben.

309. Milde Gabe mehrt die Habe.

Eine milde Gabe ist eine reichliche auf eine liebenswürdige Weise gereichte Gabe. Dass durch eine solche eben so wenig, wie durch jede andere Gabe, unser Besitzthum wirklich vermehrt werde, versteht sich von selbst. Jedes Wegnehmen von einer Sache mindert sie. Das Sprichwort würde also, wenn man es buchstäblich verstehen wollte, einen Widerspruch enthalten. Aber es will nur sagen, dass eine weise Wohlthätigkeit nicht arm an irdischen Gütern mache, dass uns das, was wir von unserm Vermögen für gute Zwekke geben, durch den Segen Gottes auf irgend eine andere Weise wieder erstattet werde. Das Sprichwort lässt sich aber auch so erklären, dass gar kein Widerspruch übrig bleibt. Der Wohlthätige gibt ein irdisches Gut hin, dafür erwirbt er ein anderes, höheres, das ihn durch eine ganze Ewigkeit begleitende Bewusstsein, Gutes gethan zu haben.

310. Ein guter Barbier hat auch für den Bettler eine Binde.

Es ist an sich schon schlimm krank zu sein, auch wenn man im Stande ist, sich Pflege und ärztliche Hilfe zu verschaffen; aber weit bedauernswürdiger ist der Zustand dess, dem diese Mittel dazu fehlen. Hätte er nicht die Hoffnung auf die Liebe seiner Mitmenschen und den Glauben an ihr fühlendes Herz; so müsste er in seinem Zustande verzweifeln. Aber auch für den, der nicht bezahlen kann, soll sich unsere Hand regen, soll unser Balsam schmerzstillend und heilend sein. Die wahre Liebe verbindet die Wunde, wo sie eine erblikkt, ohne zu fragen: „Was wird mir dafür?“

311. Wie Habe, so Gabe.

Dies Sprichwort wird durch die schönen Worte des Tobias, die er zu seinem Sohne sprach, aufs Beste erklärt. „Hast Du viel," sagte er, „so gib reichlich; hast Du wenig, so gib auch das Wenige mit treüem Herzen." Wohlthätig ist aber nicht schon der, welcher reichlich gibt, sondern der durch sein Geben wirklich wohl und nicht wehe thut. Wohl kann man thun durch die Art und Weise wie man gibt; aber auch dadurch, dass man nur dann gibt, wo ein wirkliches Bedürfniss abzuhelfen ist und man durch seine Gabe nicht leichtsinnige und liederliche Menschen in ihren Fehlern bestärke.

312. An Gottes Tafel essen Alle aus einer Schüssel.

Alle Geschöpfe erhalten von Gott ihre Nahrung. Jedes erhält die, welche seiner Natur am angemessensten ist. Demnach scheint es, als enthielte das vorstehende Sprichwort einen Widerspruch. Aber es will nur sagen, dass Gott alle seine Geschöpfe mit gleicher Liebe liebt, dass er für alle mit derselben Güte sorgt. Es will uns lehren, unsere vernünftigen Mitgeschöpfe mit Bruderliebe zu unterstützen, indem es uns aufmerksam darauf macht, dass wir Alles, was wir besitzen, aus derselben Quelle haben. Gott hat uns für sie mit vorgelegt. Er wollte uns die Freüde machen, die der milde Geber genießt.

313. Wenn der Blinde den Lahmen trägt, fällt keiner in die Grube.

Nicht Allen hat Gott gleiche Kräfte gegeben. Dem Einen verlieh er diese, dem Andern andere und

versagte eben so anderen Kräfte wechselseitig. Dadurch wollte er die Menschen näher an einander schließen. Dadurch, dass Einer den Andern bedurfte, lernte Einer den Andern lieben. So ist's im Einzelnen, so im Ganzen. Wie ein Mensch den andern, so bedarf ein Volk das andere. Alle streben nach einem Ziele, das einzeln schwer, oder gar nicht, vereint aber sehr leicht erreicht werden kann. Dies will das obige Sprichwort im Allgemeinen sagen. Im Besondern: Wenn ein Unglükklicher den andern mit der Kraft, die er besitzt und jenem versagt ist, unterstützt, so fühlen Beide das Traurige ihrer Lage weniger.

314. Ein kalter Ofen macht keine Fliege lebendig.

Aber ein warmer bringt Leben in die scheintodte, wintererstarrte. Es ist ein Vorrecht des warmen, menschenliebenden Herzens, Freüden um sich her zu verbreiten und Leben und Glükkseligkeit. Jeder kann sich diese Freüden verschaffen; denn der gute Mensch ist nur dann wahrhaft froh, wenn er weiß, dass Andere es um ihn auch sind. Um aber segnend für die Welt zu leben, dazu bedarfs nicht großer Güter und Gaben. Jede treüe Pflichterfüllung des Menschen in seinem Kreise ist ein erfreüender Beitrag zum Wohle des Ganzen. Und wenn Jeder nach dem Maße seiner Kräfte zum Bessten der Menschheit mitwirkte, würde die Summe des Guten auf der Erde unzählbar sein. Aber wer nur immer an sich denkt und theilnahmlos bei seinem Mitmenschen vorübergeht, um den ist Alles kalt und freüdenleer. Sich allein leben heißt: gar nicht leben.

316. Wer nicht fühlen will, dem hilft kölnisch Wasser nicht.

Das kölnische Wasser ruft Ohnmächtige wieder ins Bewusstsein zurükk; es gibt ihnen ihr leibliches Gefühl wieder. Aber aufs Herz hat es keinen Einfluss. Wem wahre Menschenliebe fehlt, wessen Herz kalt und nicht voll der Gesinnung ist, dass es Jedem wohl gehe, der kann durch äußere Aufforderungen nicht anders gestimmt werden. Das kalte Herz wird nicht warm, auch wenn die Noth noch so stark daran pocht. Der Hartherzige wird nicht weich, auch wenn sich die Thräne des Unglükklichen noch zu seinem Hilferufe gesellt.

316. Besser ein Pfennig als zwei Achselzukken.

Es ist gut, wenn wir unsere Theilnahme bei den traurigen Schikksalen, die unsere Mitbrüder treffen, ihnen durch unser ganzes Betragen, durch Wort und Gebärde zu erkennen geben. Wo aber Hilfe noth thut, kann diese Theilnahme allein nicht genügen. Sie muss in That übergehen. Es reicht nicht hin, den Unglükklichen zu beklagen, unsere Christenpflicht fordert, dass wir ihm brüderlich die Hand reichen. Wie viel Leiden würden weniger auf der Erde sein, wenn wir, statt mit den Achseln zu zukken mit dem Herzen und mit der Hand zukkten, d. h. hülfen. Die Liebe ist die Priesterin, welche zu jeder Tugend einweiht. Thätige Menschenliebe schafft schon auf Erden Himmelsfreuden.

53. Menschenachtung und Menschenrechte (Gewalt.)

Die Würde des Menschen besteht in Vernunft und freiem Willen. Durch diese Vorzüge ragt er hoch über alle Geschöpfe der Erde hervor. Sie machen es ihm möglich, auf einem unendlichen Wege einer immer höhern Ausbildung entgegen zu gehen.

Wer dieses fühlt, und wen dieses Gefühl von seiner Würde und den Vorzügen seines Wesens bestimmt, alles zu vermeiden, was mit der Würde eines vernünftigen und freien Wesens nicht bestehen kann, der achtet sich selbst. Selbstachtung ist also Anerkennung und Erhaltung der eigenen Würde.

Ich achte Andere, wenn ich die Vorzüge anerkenne, die sie als freie vernünftig handelnde Wesen besitzen. Alles, was ein Mensch, weil er ein vernünftiges und freies Wesen ist, thun darf, ist ein natürliches Recht für ihn. Der Inbegriff aller dieser Rechte heißt: Menschenrechte.

Gewalt ist eine Kraft, die sich andern Kräften als überlegen zeigt. Wer nun durch eine solche Uebermacht die Rechte eines Andern verletzt, von dem sagt man, daß er ihm Gewalt anthue.

317. Auch den schlimmsten Hecht muß man nicht lebendig schuppen.

Der schlechteste Mensch, der durch seine Handlungen vielleicht alle Ansprüche auf unsere Achtung verloren, hat immer noch einen eigenthümlichen Werth, den wir anzuerkennen gezwungen sind, den Werth der

Menschennatur. Ihrer kann sich Niemand entäußern. Wie tief Jemand auch fallen möge, ihr zufolge kann er sich wieder emporheben. Niemand soll verloren gehen. Auch den Tieferirrten will Gott noch zur Erkenntniss und Bessrung führen. Wo wir über ihn zu richten haben, sollen wir uns hüten, ihm Schmerzen zu unserer Ergötzlichkeit zu machen und den Keim des Bessern in ihm vollends zu vernichten. Wer gefehlt hat, verdient Strafe; aber Qual bessert nicht.

318. Ein Schäfer, der die Schafe zu Tode melkt, ist so schlimm als ein Wolf, der sie frisst.

Der Schäfer ist der Heerde zum Beschützer gegeben. Es genügt nun nicht bloß, dass er äußere Feinde (reißende Thiere u. s. w.) von ihr abhalte, er soll auch selbst seine überlegene Kraft nicht zu ihrem Verderben gebrauchen. Menschen, welche den Beruf haben, die Rechte Anderer wahrzunehmen und zu schützen, sind doppelt strafbar, wenn sie selbst jene Rechte verletzen. Ein Vormund, der das Vermögen seiner Mündel gegen alle äußern Verluste sichert, es aber selbst verschwendet, ist so sehr zu fürchten als jeder andere Betrüger. Ein Richter, der das Meine gegen ungerechte Angriffe vertheidigen soll, es aber durch lange hingehaltene Verhandlungen selbst an sich zieht, ist ein Schäfer, der seine Schafe zu Tode melkt.

319. Wo Habichte wohnen, schlagen keine Nachtigallen.

Dort kann das Lied der Freüde nicht laut werden, wo der Drukk eines Tyrannen jedes edle Gefühl er-

stillt. Freude ist eine Tochter der Freiheit und des Glücks. Sie verträgt sich nicht mit Furcht. Wer sich fürchtet, kann sich nicht freuen und wird schlecht singen. Die Nachtigall, sobald sie sich verfolgt glaubt, hört auf zu schlagen. Kunst und Wissenschaft und Bildung ersterben, wo Despoten herrschen. Wo aber der König, wie Preußens Friedrich Wilhelm, ein liebender Vater seines Volks ist, da singen die Nachtigallen der Kunst, da blühen die Blumen der Wissenschaft, da treibt die Bildung des Geistes Blüthe und Frucht.

329. Auch eine umgeworfene Bildsäule muss man nicht mit Koth werfen.

Man soll überhaupt nicht mit Koth werfen, d. h. Jemanden durch Lästerungen und Schmähungen an seiner Ehre angreifen. Nur ungezogene Knaben bewerfen Gebäude und Kunstwerke mit Koth, ungebildete Menschen Andere mit Schimpf- und Schmähreden. Eine umgeworfene Bildsäule ist hier das Bild von einem Menschen, der von einer bedeutenden Höhe in der bürgerlichen Gesellschaft in die Niedrigkeit gestürzt worden ist. Da fehlt es nun nicht an Solchen, die sich, wenn sie auch dem Hochgestellten alle äußere Ehre erwiesen, dann, hat ihn das Schikksal gestürzt, für Alles, was er nach ihrer Meinung gegen sie versehen hat, durch Beleidigungen an ihm zu rächen glauben dürfen. Das ist ein Zeichen der rohen Natur. Wenn der große Mann von seiner Höhe herabgefallen ist, verdient er immer noch unsere Achtung. Und war er durch unendliche Mittel gestiegen, so ist er durch den Sturz schon bestraft genug, da ohne dies das Gesetz ihn strafen wird. Es schändet den Menschen, sich dann

an Jemand zu rächen, wenn dieser keine Kraft mehr hat, sich zu vertheidigen. Einen todten Löwen kann auch ein Kind an der Mähne zupfen.

54. Müßiggang — Trägheit.

Der Müßiggang ist eine Scheu vor nützlichen Geschäften, die Anstrengung fordern. Er kommt unter verschiedenen Namen und Gestalten vor. Eine regellose und meist unnütze Geschäftigkeit heißt geschäftiger Müßiggang. Manche reißen sich von den Geschäften des Lebens unter dem Vorwande los, ihre Zeit Gott und der Sorge für ihre Seele zu widmen. Dies ist frommer Müßiggang. — Die überwiegende Neigung, seine Kräfte nicht anzustrengen, heißt Trägheit.

821. **Wer Bleifüße hat, aus dem machen zehn Frohnvögte keinen Eilefuhr.**

Es hat wenig Erfolg, wenn Jemand durch äußern Zwang zur Arbeit getrieben wird. Der Trieb zu nützlicher Thätigkeit, der von Innen wirkt, thut mehr als zehn Vögte. Manche Menschen haben von Kindheit auf einen Hang zur Ruhe, zur Unthätigkeit, der keine Lust zur Arbeit in ihnen aufkommen läßt. Dieser Hang kann wol durch eine angemessene Erziehung geschwächt werden, aber eine lebendige, rüstige Natur kann sie nicht daraus machen. Äußere Antriebe wirken nur vorübergehend auf den Trägen. Sobald sie aufhören, hört auch die erzwungene Anstrengung auf. Der Eifer für nützliche Thätigkeit kann nicht von Außen aufgedrungen werden; er geht von Innen aus und hat in der Natur des Geistes seine Quelle und Stütze.

322. Wer einen Esel reitet, kommt eher ins todte Meer als in den Teich Bethesda.

Der Esel ist bei uns als ein sehr träges Thier bekannt, obgleich er in wärmern Gegenden bessere Eigenschaften an sich trägt, als bei uns. Das todte Meer ist ein Landsee in Palästina, der die besondere Eigenthümlichkeit hat, daß in seinem Wasser kein Geschöpf leben kann. Bethesda war ein fünfhalliges Krankenhaus unweit Jerusalem, bei welchem eine periodische Heilquelle sprudelte, deren Wasser sich in einen Behälter sammelte.

Sinn: Wer sich der Trägheit, dem Müßiggange ergibt, betritt den Weg, der zum geistigen Tode führt. Nur bei Fleiß und Thätigkeit wird jede Kraft gebildet und mit jeder eine Saat ausgestreut, welche Früchte für die Ewigkeit trägt. Wer sich in der frischsprudelnden Bethesdaquelle badete, ward gesund. Wer rüstig in seinem Berufe wirkt, wird selten krank. Der Müßiggang frisst die Gesundheit, wie Rost das Eisen. In ihm mag Niemand dauern, so wie kein Fisch im todten Meer. Der Müßiggänger hat jährlich dreihundert fünf und sechzig Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Weg daher mit dem Esel der Trägheit, lieber die eignen Füße des Fleißes.

323. Wer im Sommer gesungen, kann im Winter tanzen.

Diesem Sprichwort liegt die bekannte Fabel von der Ameise und Grille zum Grunde. Eine faule Grille hatte den ganzen Sommer gesungen, ohne für den Winter zu sammeln. Als dieser anbrach und die

Noth für die Sängerin mitbrachte, wollte sie bei ihrer Nachbarin, der Ameise, Futter borgen. Aber diese mochte der Bittenden, welche einen ganzen Sommer versingen konnte, nicht leihen. „Hast Du, sprach sie zu ihr, wie Du sagst, gesungen; so tanze nun."

Wahrlich, eine Antwort, die Hörner und Zähne hatte. Es tanzt sich schlecht mit einem hungrigen Magen, wenn die Noth dazu aufspielt. — Wer die Jahre seiner Jugend und seines kräftigen Alters nur für den Genuss leerer Zerstreüungen und Vergnügungen bestimmt; wer alles, was er da erwirbt, auch verbraucht, ohne an ein Zurükklegen für die Tage des Alters zu denken; der hat sich es selbst zuzuschreiben, wenn er in dem Winter seines Lebens darben und bei seinem Hilfesuchen bittere Vorwürfe hören muss.

Das obige Sprichwort geht aber auch die frommen Müßiggänger an, welche sich die lange Weile mit Singen und Beten vertreiben.

„Wohl dem, der seine kurzen Tage
nicht nach Gesängen, nach Gebeten nur,
nein, mehr nach Summen guter Thaten
zählt.

324. Je langsamer die Hand, je flinker die Noth.

Dem Fleißigen weicht die Noth nach Möglichkeit aus. Sie klopft vielleicht bei ihm ans Fenster. Selten darf sie seine Schwelle überschreiten. Der Träge braucht viel und erwirbt wenig. Dies Missverhältniss ist die Mutter der Noth. Sie meldet sich bald unter den verschiedensten Gestalten an. Hier klopft sie als Nahrungssorge, dort als Krankheit, da als Unfriede rc. an. Noth hangt mit dem Müßiggange und der Träg-

heit zusammen, wie die Wirkung mit ihrer Ursach. Es ist unmöglich, jener auszuweichen, wenn diese dagewesen ist.

325. Hang zur Ruhbank schliesst den Brotschrank.

Dies Sprichwort sagt im Allgemeinen dasselbe als das vorige. Durch Hang zur Ruhbank ist die Neigung zur Unthätigkeit bezeichnet. Brotschrank steht überhaupt für Mittel zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse. Gott hat die weise Einrichtung getroffen, uns Alles dasjenige, was wir zur Befriedigung unserer Bedürfnisse bedürfen, nur dann zu geben, wenn wir unsere Kräfte nützlich anwenden. Diese Güter hat er als den irdischen Preis unserer Anstrengungen bestimmt. Wer aber nicht wirkt, kann auch den Segen nicht erwarten, der mit nützlicher Thätigkeit in unzertrennlichem Zusammenhange steht.

326. Bleierne Vögel fliegen nicht, wenn man ihnen auch den Schwanz vergoldet.

Es gibt verschiedene Antriebe zur Thätigkeit. Den Einen treibt die Noth, den Andern Aussicht auf Gewinn und einen Dritten wieder etwas anders. Aber edle Beweggründe sind dies keineswegen. Der Mensch im edlern Sinne ist thätig, weil ihm Gutes wirken leben heißt. Er glaubt nur dann, wahrhaft und für die Zukunft gelebt zu haben, wenn er recht viel Nützliches gewirkt hat. Je seltner die Menschen sind, welche diese Triebfeder für ihr Handeln haben, je häufiger sind die, die durch Noth und Gewinnsucht, Eitelkeit und Eigennutz getrieben werden. Aber es gibt auch solche — und von diesen redet das vorstehende Sprichwort — die sich durch nichts aus ihrer Unthätig-

keit herausreißen lassen. Selbst die Aussicht auf den lokkendsten Gewinn vermag es nicht. Nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als ein solches Leben.

[illegible]. Wer am Tage das Sofa gedrükkt, den drükkt Nachts das Bett.

Viele klagen über Mangel an Schlaf. Es ist hier nur von Gesunden die Rede. Selten flieht er die, welche Ruhe des Gemüths besizen und den Tag angestrengt in ihrem Berufe thätig waren. Aber Manche glauben, viel gethan zu haben, wenn sie recht geschäftig waren. Es gibt, wie oben bereits erwähnt, auch geschäftige Müßiggänger. Diese Leüte beschäftigen sich mit Dingen, die keine Anstrengung kosten. Sie klagen dazu noch oft über Mangel an Zeit. Aufstehen, Ankleiden, Frühstükken, Neuigkeiten hören und verbreiten, Besuche machen und annehmen, essen, trinken, tanzen, spielen u. dgl. sind Beschäftigungen solcher Leüte, die sie zur Abwechselung unternehmen, wenn ihnen das Sofa oder der Stuhl zu hart. Wer seine Tage so verlebt, kann wol zuweilen müde werden; aber die rechte Müdigkeit, welche Gott mit einem süßen erquikkenden Schlafe segnet, folgt nur der anstrengenden nüzlichen Thätigkeit.

[illegible]. Ißt der Faule Salz, hat der Fleißige Schmalz.

Wenn diese Regel, wie jede, ihre Ausnahme hat; so ist's doch im Allgemeinen wahr, daß der Fleißige sich auch in einem äußerlich glükklichern Zustande befindet als der Träge. Der Fleißige hat, was er braucht. Er lebt im Wohlstande. Es belebt ihn das süße Gefühl der Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Andrer Unterstüzung. Ist dies nicht genug Be-

lohnung des Fleißes? Ist es nicht ein belohnendes Gefühl für seine Mühe, die Noth bei sich vorübergehen und nur bei den Trägen anklopfen zu sehen, um sie aus ihrem Schlafe zu rütteln? Aber es gibt für treüe Anwendung unserer Kräfte noch einen schönern Preis, als die Butter, mit der wir unser Brot bestreichen, während der Träge kaum Salz zur Würze hat.

„Der Mühe reifen goldne Saaten und lohnen
einst zur Erntezeit
den Schweiß vollbrachter Edelthaten mit
himmlischer Zufriedenheit!

55. Muth. Tapferkeit, Kühnheit rc.

Wir haben eine Menge Ausdrükke, welche anzeigen, daß Jemand entschlossen in gefahrvollen Unternehmungen bleibt. Wer Gefahr und Widerstand verachtet, weil er sie aus irgend einem Grunde für gering hält, ist kühn. Kühnheit entsteht also aus Verachtung der Gefahr und des Widerstandes. Wer mit Gewißheit hofft, den Widerstand zu überwinden und der Gefahr zu entgehen, weil er Vertrauen auf seine Kräfte besitzt, ist muthig. Der Muth ist demnach das wohlüberlegte und vernünftige Vertrauen auf unsere Kräfte zur Leistung eines Widerstandes.

Wer unvermeidliche Gefahren mit Unerschrokkenheit besteht und sich durch keine Erneüerung der Gefahr vom Widerstande abschrekken läßt, der ist tapfer. Und Tapferkeit ist daher der anhaltende Muth in Gefahren und der fortgesetzte Widerstand bei ihrer Erneüerung. „Der Kühne wagt, der Muthige greift an, der Tapfere weicht nicht.“

Wer sich bei gefährlichen Unternehmungen schnell entschließt und, ohne die Gefahr und das bevorstehende Uebel lange zu bedenken, kräftig handelt und sich durch keine Furcht lähmen lässt, der besitzt Herzhaftigkeit. Man nimmt es meist nicht sehr genau mit diesen Ausdrükken und setzt oft einen für den andern, besonders Muth für die übrigen. Es ist aber gut, auch die Unterscheidungsmerkmale ähnlicher Begriffe zu kennen und darnach sie zu wählen.

329. Grosse Schiffe fürchten kleine Strudel nicht.

Beim Krieger ist der Muth eine wesentliche Eigenschaft, aber er ziert nicht den Krieger allein. Auch im bürgerlichen Leben ist Muth nöthig. Er ist eine vorzügliche Eigenschaft des grossen Mannes, der so wenig kleine Gefahren scheüt, wie das grosse Schiff den kleinen Strudel. Aber die Gefahr nicht fürchten heisst nicht: sie suchen. Auch die kleine Gefahr ist eine Gefahr; und wer nicht mit Klugheit sie bekämpft, dem kann sie seines Muthes ungeachtet gefährlich werden.

330. Ohne Muth — ohne Grossmuth.

Wer Beleidigungen, die keinen Widerstand fordern, verzeiht, und, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, auch dem Feinde wohlthut, den nennt man grossmüthig. Erfahrung und Geschichte bestättigen es hinlänglich, dass diese Eigenschaft nur bei solchen Menschen zu finden ist, die Muth besitzen; überdies geht dies aus der Natur der Sache selbst hervor. Der Muthige im Gefühl seiner Kräfte und gewohnt, Widerstand zu überwinden, verschmäht es, da Rache oder Genugthuung zu fordern, wo es an einer Kraft

fehlt, die ihm Widerstand leisten könnte. Sind dir Beispiele aus der Geschichte bekannt, welche für die Wahrheit des obigen Sprichworts sprechen?

331. Je tapfrer Schwert, je höher Werth.

Die Männer haben vorzüglich Gelegenheit, im Kriege ihren Muth zu offenbaren. Er kann und soll sich als Tapferkeit zeigen, wenn sie von Gefahren umrungen sind. Der tapfre Soldat verliert nicht die Gegenwart des Geistes. Je größer die Gefahr, desto mehr entwikkeln sich seine Streitkräfte. Und kann er der feindlichen Gewalt nicht wehren oder sie besiegen, so wird er ihr den Sieg, oder das Leben doch gewiss theuer verkaufen. Die Besiegten sind oft tapfrer als die Sieger. Der Werth des Soldaten steigt in demselben Verhältniss mit seiner Tapferkeit. Diese hat übrigens mit Grausamkeit gar nichts gemein. Da die Tapferkeit dem Krieger so nothwendig ist, dass ohne sie gar kein echter gedacht werden kann; so ist auch ein Soldat ohne Muth bekanntlich sehr verächtlich. Es galt von jeher dem Krieger für die höchste Ehre, seine Wunden am Vorderkörper zu haben. So sagt der römische Feldherr Marcus in einer Rede, in der er sich gegen die vertheidigt, welche ihn wegen seiner niedern Geburt verachteten: „Hab' ich keine Wappen, so hab' ich Siegeszeichen und Narben, die alle im Vorderleibe sind."

332. Ein Herz ist besser als zehn Bajonnette.

Vom Herzen gehen alle Lebensbewegungen aus. Beim Erschrokkenen erstarren sie plötzlich. Es scheint daher, als habe er das Herz verloren. Man sagt sonach von Jemand, er habe ein Herz gefasst, wenn er von sei-

ner Furcht zurükk kommt, die Gefahr genauer ins Auge fasst und das Uebel richtiger beurtheilt. Herz ist also Furchtlosigkeit und Besonnenheit, aus welcher Quelle sie entstehen mögen. Es kann weder Tapferkeit, noch Kühnheit und Muth ohne Herz gedacht werden. Darnach wird das obige Sprichwort sich selbst erklären. Es will sagen: Äußere Waffen und Schutzmittel können den fehlenden Muth nicht ersetzen, und sie sind wirkungsarm ohne diesen. Das Herz gibt der Waffe erst eine Seele. Dem Simson mit Kraft und Herz genügt ein Eselskinnbakken, um die Philister zu besiegen.

333. Ein Pfefferkorn schmekkt schärfer als hundert Mohnkörner.

Dies Sprichwort wird theils durch das erklärt, was über das ziemlich gleiche unter 143 gesagt ist; daher nur ein paar Worte über dieses besonders, insofern es den Einfluss eines Muthigen auf eine verzagte Schar schildern will. So wie ein Pfefferkorn, will es sagen, vielen hundert von Mohnkörnern den Pfeffergeschmakk mittheilt, so kann eine Heldenseele eine ganze schon fliehende Schaar zu bewundernswürdiger Tapferkeit begeistern. Wie viel Beispiele aus der Geschichte bestättigen es, dass der Muth, welcher aus dem Feldherrn sprach, die Muthlosen ergriff und zum Siege fuhrte. Wie aber auch ein Pfefferkorn schärfer als hundert Mohnkörner schmekkt, so setzt ein Muthiger mehr im Leben durch als eine Schaar Muthloser und Verzagter.

334. Ein Adler fürchtet sich nicht, wenn auch hundert Stare um ihn schreien.

Wo ein ausgezeichneter Mann auftritt und für

irgend ein Wissensfach eine neüe Bahn bricht, für irgend ein Lebens- oder Berufsverhältniss neüe Ansichten aufstellt; da fehlt es auch nicht an kleinen Seelen, welche ihm sein Wirken erschweren, die ihn schmähen und wo möglich verfolgen. Aber er lässt wie der Adler die Stare um sich schreien und geht unverändert seine Bahn. Wer auf dem Sinne beharret, der bildet die Welt sich. Wie schrie man um Sokrates, Christus, Luther, Kolombo, Kopernikus u. s. w.; aber die Edeln gingen muthig die Bahn, welche zu dem Ziel führte, das sie für das rechte erkannt hatten. Nicht Schierlingssaft konnte jenen, nicht das Kreüzige diesen, nicht Reichstäge, Bannbulle und Höflingsgespötte konnte die Andern davon ablenken. Der Adler hört die Stare schreien; aber seine Schwingen leitet ihr Geschrei nicht. Der Weise und Held lässt die Thoren reden und die Spötter lachen und thut furchtlos, was die innere Stimme spricht.

335. Wer Berge erstiegen, fürchtet Hügel nicht.

Wer grosse Gefahren überwunden hat, der erschrikkt vor kleinen nicht mehr; Ein Berg ist schwerer zu ersteigen als ein Hügel. Hat sich die Kraft in Besiegung und Ertragung des Schweren bewährt; so kann man auch mit Grund annehmen, dass sie das Leichtere leisten werde. Indess kann es allerdings Fälle geben, wo Jemand, der früher Berge erstieg, jezt das Ersteigen von Hügeln fürchtet. Seine Kraft ist nicht mehr die alte.

336. Alte Soldaten können das Pulver vertragen.

Die Macht der Gewohnheit ist ausserordentlich gross.

Der Vogel im Käfig stößt sich anfangs den Kopf wund; nach einigen Tagen fängt er an zu singen. Der an den Karren geschmiedete Missethäter verfährt auf ähnliche Weise. Wenn Mithridates seinen Magen sogar an Gift gewöhnen konnte, das er täglich in größern Gaben nahm; so ist es auch wol zu begreifen, wie alte Krieger in die Schlacht mit derselben Ruhe gehen, als ging es zum Tanz. Wir erschrekken mehr vor summenden Mükken, als sie vor summenden Kugeln. Sie sehen die Gefahr wie eine zahme Schlange um sich spielen, ohne zu zittern. Sie sind ganz Soldaten; der Furcht haben sie die Wohnung gekündigt. Was kann der tüchtige Feldherr mit solchen Kriegern thun! Was that Leonidas bei Thermopylä, was Gustav Adolf mit seiner Heldenschaar, Friedrich der Große mit der verspotteten berliner Wachtparade, Napoleon mit seiner Garde! Der Wahlspruch der letztern war ihrer ganz würdig: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht."

Wie alte Soldaten nicht vor Pulver und Schwert erbeben, so verliert überhaupt der Mensch, welcher sich sein ganzes Leben durch unzählige Gefahren hat durchkämpfen müssen, die Besinnung nicht wenn ihm eine neue entgegentritt.

56. Natur, Naturgaben und Stärke.

Unter Natur versteht man den Inbegriff aller sinnlichen Gegenstände und der damit gesetzlich verknüpften Erscheinungen. Unter Natur eines Gegenstandes begreift man die sämmtlichen nothwendigen Eigenschaften, welche diesen Gegenstand eben zu die-

sem machen. Natur des Menschen ist nun der Inbegriff aller der nothwendigen Eigenschaften, die den Menschen zum Menschen machen. Da der Mensch ein sinnlich-vernünftiges Wesen ist, so hat er auch eine sittliche (moralische) Natur. Man versteht darunter alles Dasjenige zusammen, worin die Möglichkeit, tugendhaft zu werden, begründet ist.

Diejenigen Vollkommenheiten, die sich der Mensch nicht selbst erworben hat, sondern die in seinem Wesen gegründet sind, heißen Naturanlagen oder Naturgaben.

„Das, was die Natur eines Dinges ausmacht, kann ohne das Ding selbst in ein anderes zu verwandeln, durch keine Kraft geändert, unterdrückt, ihm entrissen werden. Darin besteht die Stärke der Natur.

337. Meerwasser bleibt salzig, wenn es auch Zuckerwasser regnet.

Die Salzigkeit ist bekanntlich eine wesentliche Eigenschaft des Meerwassers, die es eben vom süßen, oder Flusswasser unterscheidet. Ohne diese Eigenschaft würde es kein Meerwasser sein. Seit Jahrtausenden haben die Wolken ihren Süßwassergehalt ins Meer geregnet und alle Ströme der Erde ihm ihr Süßwasser zugeführt; aber noch ist das Meer so salzig wie zuvor, und würde so geblieben sein, wenn alle die ihm zugeführten Wassermassen auch Zuckerwasser gewesen wären.

„So gibt es auch scharfe, strenge Menschennaturen, deren Wesen durch keinen äußern Einfluss zu ändern ist. Wenn sie veredelt sind, so können sie viel Gutes wirken. Sie sind durch kein Zuckerwasser der Schmeichelei von Wahrheit und Recht abzulenken.

338. Gib dem Schafe Rosinen, es trägt doch nur Wolle.

Was zum Munde eingeht, ändert im Allgemeinen die Natur des Menschen nicht. Es ist wahr, die Bildung hat einen außerordentlichen Einfluss auf den Menschen. Sie kann die rohe Natur beinah bis zur Unkenntlichkeit veredeln; aber dann müssen auch Eigenschaften zu ihrem Wesen gehören, welche eine solche Veredlung zulassen. Man kann mit aller Kunst nicht weiter gehen, als die Natur die Gränze gezogen hat. Wenn man das Schaf auf die Weide treibt und Gras fressen lässt, so trägt es Wolle; es würde aber auch keine Seide tragen, wenn man es mit Rosinen fütterte. Die Natur hat einem Knaben Anlagen verliehen, um einst nach deren angemessener Ausbildung in einem engen und niedern Berufskreise thätig zu sein und Gutes zu stiften. Man schikke nun immerhin diesen Knaben auf gelehrte Schulen und speise ihn mit Kunst und Wissenschaft, er wird doch weder ein Künstler, noch ein Gelehrter werden, vielleicht ein unnützer Bürger. Die Natur lässt sich nichts abzwingen. Sie lässt sich nicht nach menschlichen Einfällen modeln.

339. Was krumm geboren ist, macht kein Winkelmas grade.

Angeborne Gebrechen und Mängel lassen sich durch Kunst selten ganz oder auch nur einigermaßen beseitigen. Wohl dem, dem Mutter Natur die rechte Gestalt gab. Das krumme Baümchen lässt sich grade ziehen; aber wer stumpfsinnig geboren ist, wer soll den grade richten!

340. Aus einem Holzapfel wird kein Ananas.

Hier ist von der Natur der Handlungen und deren Folgen die Rede. Der Gärtner, welcher die Kerne der Holzäpfel säet, darf nicht das Gewächs der Ananas erwarten. Jede unserer Handlungen ist ein Saamenkorn, das wir der Zeit anvertrauen, in der es keimte und als Gewächs sich entwikkelt. War das, was wir thaten, gut, so wird es auch schöne Früchte tragen. Säten wir aber Holzäpfel der Sünde, so dürfen wir nicht Ernten erwarten, welche nur die Tugend für ihre Saaten halten und hoffen kann. Auch im Reiche der Handlungen und Folgen herrschen strenge Gesetze.

341. Der Esel behält seine Ohren, auch wenn er griechische Disteln frisst.

Wer wahrhaft bilden will, richtet sich nach den vorhandenen Kräften. Bilden heißt, diese naturgemäß entwikkeln. Alle die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche gelehrt werden, haben nur insoweit auf Gedeihen zu rechnen, als sie innerhalb der Gränzen der vorhandenen Kraft fallen. Was drüber hinausfällt, ist verloren. Wer nicht auf guten Grund und Boden säet, sondern seinen Saamen ins Blaue streüt, muss keine Ernte hoffen.

Der Schüler muss Empfänglichkeit für die Weisheit haben, die er in sich aufnehmen soll. An nassen Zunder haftet kein Funken. Nicht aus jedem Klotze lässt sich eine Bildsaüle schnitzen. Nicht aus jedem Schüler, den man auf die gelehrte Schule schikkt und griechisch und lateinisch lernen lässt, wird ein Gelehrter. Er wird viele Sachen verschlukken, aber nicht verdauen können. Wo der Geist fehlt, ist alles Aufschütten von gelehrten Kenntnissen eitel. Man

führt einen Esel nach Mekka und wenn es der Esel des Messias wäre; man wird niemals was anders zurükkbringen als einen Esel.

342. **Wer zum Schwamme geboren ist, der glaubt an keine Ewigkeit.**

Schwämme schießen in einer Nacht empor; aber kurz ist ihr Leben und niedrig die Stufe, die sie in den Reihen organisirter Geschöpfe einnehmen. Sie sind ein Bild von solchen Menschen, die nicht an das Große, Hohe, Herrliche, nicht an eine ewige Aus- und Fortbildung des Geistes, an ein unendliches Fortschreiten des menschlichen Geschlechts zur Vollkommenheit, an eine ewige Belohnung der Tugend u. s. w. glauben, weil sie dieselbe nicht fassen; weil sie jenseits dem engen Kreise ihrer Magenbegriffe liegen. Dem Guten strahlt ein hohes Ziel von Himmelsglanz umgeben. Eine sanfte Ahnung hebt ihm Herz und Blikk über den Staub empor. Jeder Gute ist sich selbst der stärkste Beweis, daß er ewig lebt, weil er Kräfte in sich fühlt, die einer ewigen Entwikklung fähig sind.

57. Neid (Missgunst, Eifersucht).

Der **Neid** ist der Verdruss über das Gute, das Andern zu Theil geworden ist, wenn er aus der Begierde entsteht oder damit verbunden ist, es **selber** zu besitzen. Der Verdruss, den Jemand über Güter eines Andern empfindet, weil er ihn deren nicht für werth hält, heißt **Missgunst**. Den Verdruss, den wir in der Meinung empfinden, daß sich Jemand Eingriffe in unsere Rechte auf eine geliebte Person erlaubt habe, heißt man **Eifersucht**. So kann der Freund

eifersüchtig sein, wenn er glaubt, daß sein Freund das Zutrauen und die Liebe, worauf jener allein ein Recht zu haben glaubt, auch einem Andern zuwendet. Eifersüchtig ist man wegen solcher Güter, deren Werth im Alleinbesitz besteht. Der Eifersüchtige will irgend einen geliebten Gegenstand allein besitzen. Wenn er sieht oder glaubt, noch einen Mitbevorrechteten zu haben, so empfindet er Verdruß darüber, der oft sehr leidenschaftlich sich äußern kann.

343. An Haß und Neid stirbt Heiterkeit.

Die Heiterkeit ist derjenige Zustand des Gemüths, wo man von allen trüben Gedanken und unangenehmen Gefühlen und unangenehmen Gefühlen befreit ist. Es ist klar, daß sie ihrer Natur zufolge nicht mit Haß und Neid bestehen kann, da diese die Seele mit unangenehmen Gefühlen füllen.

Sokrates nennt den Neid ein Geschwür der Seele. Er ist das Mißvergnügen über das Glükk Anderer, das sich äußerlich zeigt, weil sich der Mensch, dessen schämt. Der Neid zehrt von den Kräften des Lebens, indem er sich sein eignes Glükk verbittert und ungenießbar macht.

„Wehe dem grämlichen Neide! Wie starret von stechenden Dornen, welche zur Qual er sich pflanzt, um ihn ein wuchernder Wald! Aengstlich zählt er die Blümchen auf fremden Gefilden und pflanzet ängstlich, wenn eines entsprießt, Dornen aufs eigne Gebiet."

344. Wo das Glükk einkehrt, da klopft auch der Neid an.

Es liegt in der Natur des Neides, vom Glükk erregt zu werden. Der Unglükkliche hat den Vorzug,

daß es nicht beneidet wird. Wem aber seine Unternehmungen gelingen, wer in angenehmen Verhältnissen lebt, wer im Besiz einer Menge irdischer Güter ist oder dazu gelangt, oder zu einem Amte, der wird auch den Neid erregen. Der Neidische will nicht, daß Jemand mehr besize oder höher geachtet werde, als er.

Der Römer Cajus Junius besaß nur einen Morgen Akker; aber bezog mehr Früchte davon, als seine Nachbaren von ihren vielen Morgen. Dies zog ihm ihren Neid zu. Dieser stieg so hoch, daß sie sich nicht schämten, ihn der Zauberei anzuklagen. Junius erschien vor den Richtern mit seiner starken Tochter, seinem Akkergeräthe und seinem paar Ochsen. Hier, meine Herren, sagte er, sehet ihr einige Stükke von meiner Zauberei. Mein frühes Aufstehen und mein spätes Niederlegen kann ich nicht vorzeigen, sonst hättet ihr alle meine Zauberkünste vor euch. Die neidischen Kläger wurden mit Schimpf und Schande abgewiesen. Wer den Glüklichen nicht beneidet, wird um Vieles glüklicher sein. Wer sich vorm Neide einigermaßen bewahren will, frage sich nur stets, wenn er einen Glüklichen sieht: Was mag dem fehlen? Jeder trägt seine Bürde.

58. Neues.

385. Im neuen Gleise geht der Wagen wohl.

Das Neue hat in mancher Hinsicht Vorzüge vorm Alten, wenn es nämlich überhaupt die Eigenschaften besizt, die es, soll es den Zwekk, für den es da ist, er-

füllen, besitzen muss. Es hat durch den Gebrauch, der Alles abnutzt, noch nichts von seiner Kraft verloren. Im Menschen liegt auch ein Streben nach Veränderung und Abwechslung. Dasselbe Geschäft ununterbrochen betrieben langweilt ihn; ein neües, sollte es auch schwieriger und anstrengender sein, belebt ihn auf's Neüe. Er greift rüstiger an, fährt ämsiger fort und fühlt sich wohler dabei. Daher sind auch neüe Diener anfänglich so thätig, dass man von ihnen im Sprichwort sagt: „Neüe Besen kehren gut." Das Neüe empfiehlt sich unserm Auge auch schon oft durch sein angenehmes Äüßere.

346. Auch ein Pfennig ist blank, wenn er aus der Münze kommt.

Neües und Altes haben gleich oberflächliche Freünde und Feinde. Die Einen lieben das Neüe, weil es neü ist und schön aussieht, weil es für den ersten Augenblikk gefällt; sie hassen das Alte, weil es alt ist, ohne seinen Werth oder Unwerth zu untersuchen. Andere lieben das Alte, weil es immer so gewesen ist, weil das Neüe ihren Gewohnheiten zu nahe tritt 2c., ohne zu fragen, ob es für seinen Zwekk gut ist, und wenn es gut war, ob es jetzt noch genügt. Die Jugend liebt vorzüglich das Neüe, das Alter hält es mit dem Alten. Die Jugend liebt Thätigkeit, die ihnen das Gewöhnte nicht gewährt; das Alter zieht Ruhe vor, worin sie durch Neüerungen gestört würden. Aber weder Neüheit, noch Alter sind Kennzeichen der Wahrheit. Beide machen sich aber oft als gut geltend. Das Alte, weil es die Gewohnheit, das Neüe, weil es einen gewissen Glanz für sich hat, durch den sich auch oft das Werthloseste empfiehlt. Je weniger die Menschen den

wahren Werth einer Sache erkennen, desto mehr lassen sie sich durch den Schein verführen. Kleine Kinder meinen sich hinter den Athem, wenn man ihnen einen Rechenpfennig nimmt.

59. Obrigkeit.

Der Inbegriff derjenigen Personen, welchen die Pflicht obliegt, Gesetze zu geben und für die Befolgung derselben zu sorgen, heißt Obrigkeit.

347. Je besser Rath, je besser Stadt.

Je vortrefflicher die Obrigkeit eines Ortes (Dorf Stadt, Kreis, Provinz, Staat) ist, desto besser wird, es mit dem Wohle der Bewohner desselben stehen. Jede gesellschaftliche Verbindung beruht auf Gesetzen. Wo keine Gesetze sind, da ist auch keine bürgerliche Freiheit. Darum verdienen alle die Personen von der niedrigsten bis zur höchsten, die sich mit der Abfassung weiser Gesetze und mit deren strengen Befolgung beschäftigen, unsere ihrer verschiedenen Würde entsprechende Achtung. Ihr Amt ist ein beschwerliches. Wir können sie nicht besser ehren und ihnen dieses nicht mehr erleichtern, als durch einen pünktlichen Gehorsam gegen das Gesetz.

348. Ohne klugen Steüermann scheitert das besste Schiff.

Wo nicht ein kräftiger Mann an der Spitze steht, da kann weder die Wohlfahrt einer Gemeine, noch viel weniger die eines Staates gedeihen. Schon ein kleines Hauswesen geht meist zu Grunde, wenn der Hausvater fehlt. An Leüten, die gern an der Spitze stehen möchten, fehlt es nicht; aber an solchen, die Einsicht und Festigkeit des Willens genug dazu haben,

ist kein Ueberfluss. Daher ist ein weiser Fürst das größte Geschenk Gottes, das er einem Lande machen kann. Durch welche Klippen führten Friedrich d. Gr. und Friedrich Wilhelm III. das preußische Staatsschiff! Glücklich zu machen ihr Volk, war stets der Edeln Gedanke. Ein weiser Fürst, in der Geschichte als ausgezeichnet berühmt, war auch der König Minos von Kreta. Er glaubte, daß er nicht seinet-, sondern seines Volkes wegen auf dem Throne sitze. Er opferte alle seine Kräfte und Zeit dem gemeinen Wohl. Er gab treffliche Gesetze, wobei so viel Freiheit herrschte, als nur immer mit dem Wohle seiner Unterthanen bestehen konnte. Die Dichter haben ihn daher wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeit mit unter die Höllenrichter versetzt.

60. Pflicht.

Unter Pflicht versteht man jede durch das Sittengesetz gebotene Handlung und die Verbindlichkeit, diesem Gesetz zu folgen. Oder alles, was ich thun oder lassen soll, weil es das Sittengesetz von mir fordert. Eine Pflicht, die sich auf alle Menschen bezieht, heißt allgemein; bezieht sie sich nicht auf alle, sondern hangt von gewissen Bedingungen ab, so heißt sie eine besondere. Die Art des Verhaltens, nach der man etwas zu thun hat, heißt eine bejahende, die, nach der man etwas zu unterlassen hat, eine verneinende Pflicht. Diejenige, welche von mir fordert, die Würde Anderer zu achten, heißt eine äußerliche Pflicht (Pflicht der Gerechtigkeit), die, welche mir von meiner innern Würde vorgeschrieben wird, eine in-

nere (Pflicht der Ehre). Jede Verbindlichkeit, welche dem Menschen von seiner eigenen Vernunft auferlegt wird, nennt man natürliche, die, welche in der geoffenbarten Religion ihren Grund haben, positive Pflicht. Unbedingt nennt man Pflichten, die keine Einschränkung zulassen; bedingt, wenn dies der Fall ist. Eine Pflicht, zu deren Erfüllung ich von Niemand gezwungen werden kann, heißt unvollständig bestimmt *) (unvollkommne Pflicht); eine solche, zu deren Erfüllung man mich zwingen kann, vollständig bestimmt (vollkommne Pflicht).

349. Wo Ketten rasseln, gibt es keine Pflichten.

Dies Sprichwort sagt, dass ohne Freiheit nicht von Pflicht die Rede sein kann. Nur wer so handelt, dass er bloß durch ein verbindliches Gesetz und durch keinen äußern Zwang, welcher Art er sei, dazu bestimmt wird, handelt pflichtmäßig im edeln Sinne des Worts. Wen ein Frohnvogt treiben muss, der hat es noch nicht gelernt, der Stimme des Sittengesetzes zu folgen.

Wenn man aber das Sprichwort anders verstehen wollte, als dass es sagen will, zur Erfüllung der Pflichten ist Freiheit des Geistes nöthig, würde man es falsch verstehen. Es ist nicht dem Buchstaben nach zu deuten. Die Pflicht verlässt den Menschen nie. Auch wer in irgend einem Zwangszustande ist, dem blieb noch die Freiheit des Willens. Hat er gefehlt, so ist es seine Pflicht, sich dem Urtheil des Gesetzes zu un-

*) z. B. Pflichten der Liebe, Wohlthätigkeit u. dgl.

terwerfen. Wenn er dies ohne Widerstreben thut und seinen Willen unter das Gesetz beugt, weil er erkennt, diese Behandlung verdient zu haben, oder den Männern, die so mit ihm verfahren, Gehorsam schuldig zu sein; so handelt er pflichtmäßig. Auch wo Ketten rasseln, gibt es daher Pflichten, sowohl für den, der damit rasselt, als für die, welche ihn rasseln sehen oder rasseln machen.

350. Wer den steinernen Tafeln nicht folgt, der muss den steinernen Säulen folgen.

Unter den steinernen Tafeln sind die Zehngebote, welche Moses für die Israeliten auf ganz steinerne Tafeln schrieb, zu verstehen. Die steinernen Säulen bezeichnen den Galgen. Wer sich nicht von Jugend an gewöhnt, den Gesetzen zu gehorchen, geht einen Weg, der zu seinem eignen Verderben führt. Die Stimme des Gesetzes ist die Stimme Gottes. Wer vor ihr keine Achtung hat, ist für die Menschen ein Gegenstand der Furcht. Er wird ihre Rechte durch Gewalt und Frevelthaten verletzen, sogar ihr Leben bedrohen. Es kann nicht anders kommen, als dass er dem Arm der irdischen Gerechtigkeit verfällt, und gezwungen wird, das zu thun, was er freiwillig nicht mochte, und zu lassen, was er zufolge seines bösen Willens gern thun möchte. Wehe denen, die ihre Menschenwürde so weit verleugnen, dass man Kerker und Galgen für sie bauen muss!

351. Wenn der Wassereimer spritzt, brennt das Haus ab.

Dass der Wassereimer nicht spritzen kann, versteht sich von selbst. Er hat nicht diese Bestimmung; er

soll das Wasser für die Spritze herbeischaffen. Wenn er dies thut, hat er das seine gethan, das Uebrige ist Sache der Spritze. Unter diesem Bilde fordert das Sprichwort von den Menschen, dass Jeder auf dem Platze, auf dem er steht und in dem Berufe, den er erwählt hat, treülich das Seine thun und sich nicht um Sachen bekümmere, die außer seinem Wirkungskreis liegen, wenigstens nicht in dem Grade, dass das ihm Anvertraute einen erweislichen Schaden erleide. Jeder soll denken, wie der römische Kaiser Mark-Aurel, welcher sagte: „Ich erfülle meine Pflicht, alles Andere kümmert mich nicht." Wie würde es in der Welt aussehen, wenn Jeder so dächte und nach diesem Grundsatze — handelte!

352. Wer ruft: Es brennt! hat halb gelöscht.

Wer zur rechten Zeit auf eine Gefahr aufmerksam macht, hat etwas Wichtiges zu ihrer Beseitigung oder Ueberwindung beigetragen. Nicht Jeder kann selbst entgegenwirken; es fehlt ihm Zeit, Kraft, Gelegenheit, Befugniss; aber sie anzeigen und vor ihr warnen kann er. Der Wächter hat bloß die Pflicht, das Feüer auszurufen; aber er muss auf seinem Posten bleiben. Löschen werden Andere. Aber er hat dennoch das Seine gethan.

353. Dickohr muss dem Seiler folgen.

Dies Sprichwort hat eine ähnliche Bedeütung wie 350. Vieles geschieht in der Welt, weil diejenigen, welche es thun, es thun müssen. Aber Zwang ist eine Pflicht. Beim Zwange ist ein Müssen

bei der Pflicht ein Sollen. Zwang und Pflicht sind Nothwendigkeiten; jene des Zwanges entspringt aus dem Naturgesetze, diese der Pflicht aus einem Gesetze der Freiheit, dem man zuwider handeln kann.

Wer nun das, wozu ihn das Sittengesez verpflichtet, nicht thut, sondern dessen Forderungen entgegen handelt, wer nicht aus innerm freien Entschlusse das Gute, was er thun soll, thut, sondern das Böse, was er nicht soll, der wird bald einem äußern Zwange gehorchen müssen. Sein Ohr ist taub für die Mahnungen seiner Vernunft. Die sinnlich-thierische Natur herrscht in ihm vor. Daher wird von Außen auf sie eingewirkt werden müssen.

354. Wer keine Goldstükke hat, gibt Scheidemünze.

Wem Gott viel Kräfte gegeben hat, von dem wird er auch viel fordern. Nicht Alle können gleich viel thun. Jeder soll aber fürs allgemeine Beste nach dem Maße seiner Kraft mitwirken. Nicht Jeder kann Welttheile entdekken und Königreiche regieren, aber im stillen häuslichen Kreise Saamenkörner des Guten ausstreuen, Thränen trokknen, ein gutes Beispiel geben, Frieden stiften ꝛc. Dies kann Jeder. Wohl ihm, wenn ers thut. Der Mensch kann nicht mehr, als den Raum seines Daseins mit Thätigkeit ausfüllen. Wer nicht Tausende beglükken kann, beglükke Zwei oder Drei. Wer nicht hoch gestellt ist mit seiner Kraft und seinem Wirken, der sei im Kleinen treu. So ist auch er etwas. Die

schönste Saat aller Thaten sprosst im Verborgenen, aber einst wird sie herrliche Früchte tragen.

Sei dem kleinen Veilchen gleich,
das im Verborgenen blüht,
sei immer fromm und gut
auch wenn dich Niemand sieht.

61. Prahlerei.

Wer seine wahren und eingebildeten Vorzüge Andern auf alle mögliche Art bemerklich zu machen sucht, prahlt, ist ein Prahler. Und dies Bestreben, die eigenen Vorzüge zur Bewunderung aufzustellen, heißt Prahlerei.

355. Je seltner ein Ei, je mehr Geschrei.

Diejenigen, welche am seltensten etwas Gutes thun, reden am meisten davon und mehr als Andere, die gewohnt sind, stets gut zu sammeln. Der, welcher mit dem Guten prahlt, ist nur halb gut. Durch seine Prahlerei erklärt er überdies, daß das Guthandeln bei ihm zur Seltenheit gehört, weil er sich sonst nicht selbst darüber wundern würde. Die Tugend, welche man ausposaunt, verdient den Namen nicht.

„Wer sich zu sehr erhebt, wird durch sich selbst erniedrigt;
Beschämung ist des Prahlers Loos.
Der ist stets klein, wer seinen Stolz befriedigt;
Wer ihn besiegt, ist groß."

356. Windmühlen und Prahler machen viel Geräusch.

Nur mit dem Unterschiede, daß die Windmühle durch ihr Geräusch nahrhaftes Mehl und der Prahler

nichts macht. Jene macht das Geräusch und thut etwas dabei, dieser macht es oft, ohne jetzt zu thun, noch gethan zu haben. Die Windmühle muss es naturgesetzlich machen, der Prahler soll es als Mensch vernunftgesetzlich nicht. Bei der Windmühle ist die Ursache des Geräusches außen, beim Prahler kommt der Wind von Innen; er besteht in dem Bestreben, mit Vorzügen, die er gar nicht, oder doch nicht in dem Maße besitzt, Aufmerksamkeit und Bewunderung zu erregen. Sobald die Windmühle nichts thut, schweigt sie. Der Prahler spricht meist um so mehr von Vorzügen, je weniger er derselben hat. Wahre Vorzüge haben nicht nöthig sich selbst anzukündigen. Das Veilchen verräth sich durch seinen süßen Geruch eine bescheidene Meinung von seinen Vorzügen ist ein großer Vorzug, sagt ein weiser Mann.

357. Eine Bassgeige überschreit zehn Harfen.

Eitle verdienstlose Menschen drängen sich meist mit Ungestüm vor, während der Bescheidene mit seinen wirklichen Verdiensten ungesehen und ungekannt im Verborgenen wirkt, weil er seinen Platz lieber mit stillen Thaten als prahlerischer Eitelkeit ausfüllen will. Der sanfte Flötenton kann sich freilich nicht mit dem Schnurren einer Bassgeige messen; aber er ist desshalb doch ein Ton und gefällt auch, allein vernommen.

„Je minder sich der Weise selbst gefällt,
um desto mehr schätzt ihn die Welt.“

358. Mancher will die Pest heilen und stirbt selbst am Aussatz.

Alle, die Außerordentliches von sich versprechen,

erregen unser Misstrauen. Die Erfahrung hat schon zu oft bewiesen, dass Prahler und Marktschreier selten eine auch nur billige Erwartung befriedigen. Dies Vielversprechen und Wenighalten ist vorzugsweise Sache der Afterärzte und Quacksalber. Sie können alle Krankheiten heilen, ohne von einer eine gründliche Kenntniss zu haben; sie können dies sogar mit einem einzigen Mittel. Zuweilen unterstützt solche Wunderärzte die Natur, und die Anwendung ihrer Mittel scheint zu helfen. Aber darum werde ihnen unser Vertrauen keinesweges. Wer Sachen verspricht, die er zufolge seiner Bildung nicht leisten kann, verdient es nicht.

62. Ruhe.

Ruhe ist im Allgemeinen der Zustand eines Körpers, in dem er sich nicht bewegt, beim Menschen, worin er nicht thätig ist.

359. Erst schulen, dann stuhlen.

Die Ruhe ist ein Zustand der Erholung bei lebendigen Geschöpfen. Wir reden hier bloss vom Menschen. Jede Thätigkeit spannt unsere Kräfte an. Auf Anspannung folgt aber stets Abspannung oder Erschlaffung. Die verlorenen Kräfte müssen wieder ersetzt werden. Die Zeit, welche man dazu bestimmt, heisst Erholung oder Ruhe. Es liegt in der Natur der Ruhe, dass sie ohne vorhergegangene Anstrengung nicht statt finden kann, ohne den Titel Müssiggang zu verdienen. Auch ist sie nur dann süss, wenn man das Seine redlich erfüllt hat. Schon ein altes Sprichwort sagt: Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.

63. Schönheit.

Was in der Anschauung gefällt, was wir mit Wohlgefallen bemerken, weil es durch seine Form unsere Einbildungskraft und unsern Verstand auf eine angenehme und leichte Weise beschäftigt, nennen wir schön.

Man spricht von Schönheit des Leibes und der Seele. Eine schöne Seele nennt man die, welche uns durch ihre sittlich-religiöse Bildung gefällt. Unter der Schönheit des menschlichen Leibes versteht man den regelmäßigen Bau der Gliedmaßen und eine solche Beschaffenheit seiner Gesichtszüge, daſſ dadurch bei dem Anschauenden Wohlgefallen und Zuneignng erwekkt wird. In den folgenden Sprichwörtern über diesen Gegenstand ist von der letztern die Rede.

360. Wenn Jenner nicht hilft, nützt auch Osterwasser nichts.

Jeder Mensch hat eine gewisse Empfänglichkeit für das Wohlgefallen am Schönen; damit ist nothwendig ein Missfallen am Häſſlichen verbunden. Dieser Sinn für Schönheit verdient unsere volle Berükksichtigung, denn er ist die Knospe der Tugend. Wenn nun auch die Schönheit der Seele nur bleibenden Werth hat; so ist es doch auch unsere Pflicht für die Erhaltung der leiblichen Schönheit zu sorgen. Nur muſſ dies Streben nicht in Putzsucht ausarten. Die Schönheit des Körpers wurde früher durch nichts mehr gefährdet als durch die Menschenblattern. Der Erfinder der Schutzpokken, Dr. Jenner, hat sich ein unschätzba-

res Verdienst um die Menschen erworben. Er hat mehr für die Erhaltung der leiblichen Schönheit gethan, als alle andere Mittel, welche Kunst und Aberglauben bieten, thun können. Zu den Letztern gehört das Waschen mit Osterwasser, das, vor Sonnenaufgang geschöpft, die Schönheit mächtig befördern soll. Sobald man seine Schönheit, will das Sprichwort sagen, nicht auf naturgesetzlichem Wege zu erhalten im Stande ist, wird auch gewiss die Anwendung abergläubischer Mittel fruchtlos sein.

361. Auch schöne Aepfel sticht der Wurm.

Das Ebenmaaß aller Glieder, besonders das Gefallen der Gesichtszüge, machen die wesentliche Schönheit des menschlichlichen Leibes aus. Aber diese Schönheit ist nach dem Geschmakk der verschiedenen Völker sehr verschieden. Bei den alten Griechen galten große Augen für eine Schönheit die Frauen bestrichen daher ihre Augenlieder mit zusammenziehenden Salben, damit ihre Augen groß scheinen möchten. Die römischen liebten rothe Haare, welche sie aus Deutschland als Handelsartikel bezogen. Bei den Chinesen gelten kleine Füße als eine vorzügliche Schönheit beim weiblichen Geschlechte. Diese Sonderbarkeiten unterliegen dem Wechsel. Aber die Schönheit, welche davon unabhängig ist, macht auf jeden Menswen einen siegenden Eindrukk. Ein schönes Menschengesicht ist das Meisterstükk der Schöpfung.

Uebrigens ist die Schönheit des Leibes — und dies ist der Sinn des genannten Sprichworts — ein gar hinfälliges Ding. Sie schützt nicht vor den Uebeln, denen die Gesundheit des Menschen unterworfen ist. Die Rosen blühen nur kurze Zeit. Ein Sturmwind

entblättert sie, oder sie verwelken selbst. Aber es gibt eine höhere Schönheit als ein glattes Gesicht und ein schlanker Wuchs sind; Güte des Herzens.

64. Schulden

hat Derjenige, welcher von Andern etwas empfing, ohne ihm dafür etwas Gleichwerthiges nach einem gewissen Uebereinkommen gegeben zu haben, sondern es noch geben soll, besonders Geld, das ihm Jemand auf einige Zeit gegeben hat und das er wiedererstatten muss. Eine Hauptbedeütung des Wortes Schuld gehört der Sittenlehre an und daher nicht hierher.

362. Ein bezahlter Kittel ist wärmer als ein geborgter Pelz.

Hüte dich vorm Schuldenmachen, ruft das Sprichwort: Lieber unter einer bezahlten Hülle etwas frieren, als einen Pelz tragen, der noch im Schuldbuche steht. Es liegt schon etwas Wärmendes in dem Gefühl: Was mich kleidet, ist mein. Wem dabei sein Blut nicht schneller rollt, dem fehlt es an der echten Ehre. Nicht bloss vor geborgten Kleidern, sondern vor jeglicher Schuld will uns das Sprichwort warnen. Ein anderes sagt: Lieber ohne Abendbrot schlafen gehn, als mit Schulden aufstehen.

363. Grosse Schuldner — grosse Duldner.

Jeder Schuldner ist von seinen Gläubigern abhängig. Schon dies muss ein drückendes Gefühl sein. Es gibt allerdings eine grosse Menge solcher, die viel zu leichtsinnig sind, um dies zu fühlen. Aber diese

stoßen die obige Wahrheit nicht um. Wer Andern schuldig ist, wird daran durch sich selbst täglich erinnert. Der Zahltag kommt heran und ist in der Regel da, wenn die wenigsten Mittel vorhanden sind, seine Forderungen zu befriedigen. Die Sorge steigert sich in Kummer. Mahnbriefe des Gläubigers gesellen sich dazu, vielleicht gar die Drohung mit einer gerichtlichen Klage und die Wahrscheinlichkeit der Erfüllung dieser Drohung. Lebt der fühlende Schuldner nicht in einer stäten Angst? Muss er nicht bei jedem Klopfen an der Thür zusammenfahren vor Schrek? Gewiss, ist ein Schuldner ein Duldner, auch in sittlicher Hinsicht. Man denke an die Vorwürfe von Innen!

364. Wer nichts hält vom Rathhurm, kommt in den Schuldthurm.

Schulden müssen allemal entstehen, wenn man mehr verbraucht, als man besitzt. Dies kann in einzelnen Fällen durch außerordentliche Verhältnisse nöthig gemacht werden; kann aber nie Regel sein. Es gibt indess eine Menge Leichtsinniger, die in den Tag hinein leben und gewissenlos genug sind, Schulden zu machen, ohne zu wissen, wovon sie dieselben bezahlen können. Sie hören nicht auf den Rath guter Freünde. Sie denken, der Zahltag ist fern. Aber er kommt pünktlich und eher als das Brot ins Haus. Wir schlafen oder wachen, so schlafen die Zinsen nicht. Gegen leichtsinnige Schuldenmacher sind die Gesetze mit Recht streng. Andere könnten arbeiten, sorgen und sparen und das mühsam Erworbene ihnen hingeben. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn Gläubiger gegen sie die Gesetze geltend machen, und denen die Freiheit auf eine

Zeitlang entziehen, welche ihnen ihr Eigenthum entzogen.

65. Schwachheit

ist der Mangel eines bestimmten höhern Grades von Kraft, sowohl im physischen als moralischen Sinne des Worts.

365. Knaben reißen keine Eichen aus.

Man muss von Kindern und überhaupt von Niemandem Arbeiten verlangen, die weit über seine Kraft gehen. Wenn Gott Außerordentliches ausführen will, so erscheinen außerordentliche Geister. Jede Kraft kann nur das ihr Angemessene leisten. Um eine sittlich verdorbene Welt zu erlösen, schikkt Gott einen Christus. Gewöhnliche Kräfte konnten die tiefgesunkene Menschheit aus ihrer Verdorbenheit nicht empor ziehen, so wenig als Knaben eine Eiche entwurzeln.

366. Wo Schnee dauert, zerfließt auch Butter nicht.

Wo das Schwächere sich hält, da kann auch das Schwache bestehn. Was die geringere Kraft leistet, das muss auch die geringe im Stande sein. Jeder Mensch ist Anfechtungen ausgesetzt. Da kommt es oft genug vor, dass so Mancher seine Kraft nicht kennt oder zu brauchen weiß. Wir sehen, wie Einer mit geringer Kraft einen herrlichen Sieg erringt, während ein Anderer, der nicht viel Kraft, aber mehr als jener besitzt, unterliegt. So soll es nicht sein. Wo der Schnee dauert, da kann auch die Butter fest bleiben.

66. Selbstbeherrschung.

Wer seinen Willen in jedem Falle unter die Gesetze der Vernunft beugt, beherrscht sich selbst; und Selbstbeherrschung ist die Unterwerfung der sinnlichen Triebe unter die Herrschaft der Vernunft.

367. Auf Krieg folgt Sieg.

Unsere sinnliche Natur lebt in einem fortwährenden Kampfe mit der geistigen. Dieser Kampf findet beim Thiere nicht Statt, und kann bei ihm nicht Statt finden, weil dies ein rein sinnliches Geschöpf ist. Der Mensch ist ein sinnlich-vernünftiges. Durch diesen Kampf soll aber die sittliche Natur des Menschen erstarken und über die thierische den Sieg erringen. Jeder Widerstreit zwischen Sinnlichkeit und Vernunft muss zum Siege der Letztern führen. Hausmagd sei die Begier, Herrin die freie Vernunft. Niemand glaube, dass wir zur Herrschaft über unsere Neigungen zu schwach sind. Die Leidenschaften haben nicht mehr Stärke als wir ihnen erlauben. Wer sie überwindet, der hat Alles überwunden. Der Sieg über die eigene Sinnlichkeit ist schwer, aber nicht unmöglich und unter allen Siegen der schönste.

368. Was man nicht lassen kann, muss man nicht thun.

Dies Sprichwort scheint, wie viele andere, einen Widerspruch zu enthalten; aber es scheint nur so. Es will sagen: Thue das nicht, wozu dich deine Leidenschaften, Begierden und Neigungen mit einer scheinbar unwiderstehlichen Gewalt hinzureißen scheinen; du würdest ihnen dadurch die Oberherrlichkeit über die

Vernunft einräumen und dich freiwillig unter ihre Tyrannei begeben. Und sein eigner Sklave sein ist unter allen die härteste Sklaverei. Je stärker die Begierde ist und je mehr sie das Recht auf ihre Seite zu ziehen sucht, desto mehr müssen wir auf unserer Hut sein. Wer sich zu schwach glaubt, der ist verloren. Der Mensch kann Alles, was er will, wenn er nur das Vernünftige will.

369. Warmes Blut will strenge Hut.

Dem einen wird der Kampf mit den Begierden schwerer, dem Andern leichter. Hier kommt viel auf das Temperament der Menschen an. Daher muss sich Jeder kennen lernen. Je mehr Reizungen nun Jemand von Seite seines Körpers und dessen Beschaffenheit ausgesetzt ist, je mehr muss er auf seiner Hut sein. Jede Sinnenlust auch die unschuldigste hat gewisse Gefahren für das Herz. Sie zu verhüten erfordert die sorgfältigste Wachsamkeit. Wer glaubt, die Sinnlichkeit zu ewiger Ruhe verwiesen zu haben, wenn er einen Sieg über sie errang, lebt in einer gefährlichen Sicherheit. Sie bricht alle Friedensverträge und öfter als Karl der Große gegen die Sachsen, muss die Vernunft gegen sie zu Felde ziehen. Und

„wer sich stark glaubt überall,
der ist nahe seinem Fall."

370. Wenn's am schönsten klingt, zupft die Vernunft am Ohr.

Ein Glück, wenn sie das thut. Sie ist dann auf ihrem Posten. Wachsamkeit auf das Treiben der Begierden ist ihr Beruf. Wenn ein Vergnügen den höchsten Reiz für uns hat, ist es Zeit dem Genusse desselben Ein-

haft zu thun. Es ist wenigstens unsere Pflicht, die Vernunft von früh an daran zu gewöhnen, jeder Lust und jeder Freüde eine angemessene Gränze zu setzen, damit sie nicht ausarten. Wer dies gethan hat, wird nicht so leicht vom Strudel wilder Ausschweifungen ergriffen werden.

Wir dürfen sinnliche Freüden genießen; aber mitten im Genuss erinnert uns die Vernunft daran, wenn sie nicht bereits eine Sklavin der Begierden geworden ist, dass es noch edlere Freüden gibt, als sinnliche Genüsse. Das Herz ist nicht bestimmt, Sklave des Vergnügens zu sein: es steht unter den Gesetzen der Pflicht. Und überdies ist für Den, der bei der Freüde verweilt, ihr Werth verloren. Wer einen Tag ihr widmet, hat einen Abend voll Trägheit zu erwarten. Sie ist die Würze, aber nicht die Nahrung des Lebens.

371. Wenn das Herz brennt, muss der Kopf Wasser holen.

Je heftigere Leidenschaften und Begierden sich in uns geltend machen wollen, je fester und beharrlicher muss die Vernunft sie in ihre Gränzen weisen und ihr Feuer dämpfen. Nicht dann zeigt der Mensch, dass er nur dem Gesetze der Sittlichkeit gehorcht, wenn keine sündliche Begierde in ihm sich regt, sondern dann, wenn sie mit der Vernunft um Herrschaft zu ringen Miene machen. Da findet er Gelegenheit, Gebrauch von seiner sittlichen Freiheit zu machen und zu zeigen, dass keine Leidenschaft und keine Macht seinen Willen zwingen kann; dass in ihr eine hohe göttliche Kraft lebt, welche in jedem Kampfe zu siegen im Stande ist. Aber dann ist es nothwendig,

dass die Vernunft zu rechter Zeit Wasser holt d. h. die Begierden nicht eine Stärke erlangen lässt, welche ihnen die Oberherrschaft sichert.

„Wenn nicht wahrer Geist sie gehorchen heißt, werden sie Gebieter.“

67. Selbstkenntniss

ist die Kenntniss seiner selbst, nach der man sich selbst richtig zu beurtheilen versteht und seinen eignen Werth oder Unwerth kennt.

372. Wenn sich der Blinde für blind hält, fängt er an zu sehen.

Unter allen Pflichten, die wir gegen uns selbst zu erfüllen haben, ist Selbstkenntniss und Selbstprüfung die erste. Ohne sie ist keine Besserung denkbar. Dem Blinden kann nicht eher geholfen werden, bis er überzeugt ist, dass er nicht sieht. Dann wird er sich an einen Arzt wenden und dessen Anordnungen sich fügen.

Die Quelle unserer Handlungen ist unser Herz. Jeder muss wissen, ob die Quelle lauter oder unlauter, ob das Herz gut oder böse ist. Wer sein Herz kennt, wird, wenn er anders den Willen hat, ein guter Mensch zu werden, sehr leicht den richtigen Weg finden und sich dem Ziele nähern. Die Selbstkenntniss kann nicht auf einmal erlangt werden. Sie ist das Werk einer lange fortgesetzten Reihe von strengen Selbstbeobachtungen und unpartheiischen Selbstprüfungen. Ein Weiser des Alterthums schon gibt darüber folgende schöne Regeln:

„Nie empfange den Schlaf mit deinen ermüdeten Augen; eh' du jegliches Werk des Tages hast wieder erwogen. Worin fehlt' ich? Was that ich? Und welche der Pflichten versäumt' ich? Geh, von der ersten an, alle sie durch, und thatest du Böses, dann, so tadle dich selbst; doch ergötze dich über das Gute. Dieses nur übe und dieses besorge, und dies sollst du nur lieben. Dieses nur wird dich zum Pfade der göttlichen Tugend geleiten."

373. Mancher sucht den Teufel auf dem Brokken und hat ihn über den Sokken.

Die Versuchungen zum Bösen kommen mehr von Innen als von Außen. Daher sagt der Dichter:

„Selig, wem es gelang, die Stürme des Innern zu dämpfen!
Stürme von Draußen, ihr krümmt nimmer dem Tapfern ein Haar."

Eine große Unkenntniß seiner selbst und sehr unvollkommen rohe Vorstellungen von Gott verräth Derjenige, welcher glaubt, es gäbe ein böses Wesen neben Gott, das die Menschen zum Bösen verführe. Ein Jeglicher wird versucht, wie Jakobus sagt, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelokket wird. Alle Diejenigen, welche zu träge sind, ihre eigenen Begierden zu zügeln und ihre Neigungen und Leidenschaften unter die Herrschaft der Vernunft zu stellen, glauben fest an die versuchende Kraft des Teüfels. Wenn sie gesündigt haben, schieben sie die Schuld auf den Teüfel. Aber es ist durchaus nothwendig, daß dieser Wahnglaube ausgerottet werde. Er erschwert die sittliche Bildung, ja er macht sie in vielen Fällen

gar unmöglich. Er erschwert sie; denn viele suchen den Teufel, d. h. die Reizungen zum Bösen auf dem Rücken, nehmen äußere Versuchungen an und richten auf sie ihre Aufmerksamkeit, unterdess der Teufel in ihnen, d. h. ihre Sinnlichkeit Zeit gewinnt ihre Streitkräfte zu sammeln, zu stärken, damit anzugreifen und zu siegen. Er macht sie aber auch gewissermaßen unmöglich; denn viele thun das Gute aus Furcht vor Teüfel und Hölle und handeln daher nicht frei.

374. Ein großer Maler, der sich selber trifft.

Andere zu malen ist leichter als sich selbst zu zeichnen. So lernt man in vieler Hinsicht Andere eher kennen als sich. Unsere Eigenliebe ist zu groß und macht uns gar zu oft einen falschen Glanz um unser Herz. Dass die Selbstkenntniss eine sehr schwere Aufgabe ist, erkannten schon die Weisen der Vorzeit. „Erkenne Dich selbst, Mensch!" Dies war einer ihrer goldenen Sprüche. Wer Andere erforscht, ohne sich selber zu kennen, ist im Auslande bekannter als zu Hause. Wer es weiß, wie viel er vermag, der treibt seine trefflichsten Anlagen zu dem höchsten Grade der Bildung.

„Was ist des Menschen Ruhm, des Weisen wahre
Größe?
Die Kenntniss seiner selbst, die Kenntniss seiner
Blöße."

68. Selbstliebe. Selbstachtung. Selbstvertrauen.

Wer Wohlgefallen an seiner eigenen Vollkommenheit hat, und sich bestrebt, sie zu erhalten und zu ver-

[illegible], liebt sich selbst. Oder: Selbstliebe ist das natürliche Bestreben, durch Befriedigung aller unserer Bedürfnisse unser Wohl zu befördern. Diese Selbstliebe ist eine edle, wenn sie in dem Bestreben nach Demjenigen besteht, was den Menschen vollkommen macht und seine Würde erhöht. Sie ist eine verkehrte, wenn sie in der unordentlichen Begierde nach sinnlichen Genüssen und sinnlichem Wohlbefinden besteht und die Güter dieser Welt zum Nachtheil der Tugend gebraucht. Selbstachtung siehe 53. (Menschenachtung.)

Selbstvertrauen ist der Glaube an die eigene uns inwohnende Kraft. Es ist das Gefühl, mit unsern Kräften und Anlagen ohne fremden Beistand irgend etwas leisten zu können.

375. Wer sich selbst wegwirft, den heben auch Andere nicht auf.

Wer so handelt, dass seine Handlungen mit der Würde eines vernünftigen Wesens streiten; wer die Vorzüge, die ihm die Achtung als Menschen sichern sollen, durch sein eigenes unsittliches Treiben wegläugnet, den werden auch Andere nicht schätzen können. Jeder Mensch gilt nur so viel, als wie hoch er sich selber anschlägt. Erniedrige Dich zum Fußlappen und Andere werden sich die Füße daran wischen. Wälze Dich, ein Sklave Deiner niedern Lüste, im Kothe, es wird dann nicht an Solchen fehlen, die Dich mit Füßen treten. Eigene Achtung muss man verdienen.

„Du bist ein Mensch, das wiss', und denke stets daran!"

376. Wer sich das Pulver selbst mahlt, dem springen die Minen leicht.

Es geht alles besser, rascher und leichter von Statten, wenn man die Sache selbst angreift, vorausgesetzt, dass man sie versteht. Wer's selbst angreift, der hat's in Händen, sagt ein alter Dichter. Und eine Menge Sprichwörter empfehlen dies Selberthun. Selbst ist der Mann. Wenn man selbst geht, betrügt Einen der Bote nicht. Selbstthun ist Baldthun. Wo man nicht selbst kommt, da wird Einem der Kopf nicht gewaschen. Keine Bestellung sicherer, als zu der man die Füße und den Mund hergibt. Man bestellt sein eigenes Gewerbe besser als zehn Abgeordnete.

Der Herr befiehlt oft dem Knecht, das Pferd zu füttern, den Akker zu düngen und anderes zu verrichten; der Knecht sagt allezeit, er habe es gethan. Sieht aber der Herr nicht selbst zu, so bleibt wol oft das Pferd ungefüttert, der Akker ungedüngt.

377. Besser gut geschritten, als schlecht geritten.

Für den, der gesunde Füße hat, ist es vorzuziehen zu gehen, als schlecht zu reiten; Viele werden das Gegentheil annehmen und lieber schlecht reiten, als gut schreiten. Im buchstäblichen Sinne ist dies aber schon zu tadeln. Wer reitet, ist von seinem Pferde abhängig; er kann abgeworfen werden, es kann stürzen, er muss warten, bis es seine lange Mahlzeit gehalten; er kann nicht jeden Schriemweg einschlagen. Diesen Hindernissen und Gefahren ist der Fußgänger nicht ausgesetzt.

Aber das Sprichwort hat auch noch eine andere Bedeütung, wo es stets recht hat. Wer an geistiger Vollkommenheit weiter kommen will, der muss selber sein Herz reinigen und bessern, muss selber gut handeln und sich nicht auf die Verdienste Anderer berufen und verlassen. Der Weg in den Himmel ist nur zum Schreiten. Fremde Tugend ist ein Pass, der an allen Thüren auf der Erde gelten kann, nur an der Himmelsthür gilt er nicht.

378. Jede Biene hat ihren Stachel; und sie weiß ihn auch zu gebrauchen. Jedem lebendigen Geschöpfe, dem Gott Liebe zum Leben einflößte, gab er auch Kraft und Waffen, es gegen Gefahren zu vertheidigen und zu schützen. Wie die Bienen ihren Stachel, so kennt die Katze ihre Krallen, das Pferd seinen Huf, der Stier seine Hörner, der Hund seine Zähne, selbst der Hahn die Schnelligkeit seiner Laufe. Und der Mensch, der die Erde beherrschen soll, sollte waffenlos da stehn? Nein, hat er nicht die Hauer des Ebers, die Stärke des Löwen und die Schnelligkeit des Hasen, so hat er mehr als sie alle — Verstand. Mit ihm erschafft er sich alle Mittel der Kunst. Seine Haüser schützen ihn vor den Angriffen von Außen und sein Feüerrohr erlegt den Feind, eh' er sich nähert. So kann er sein außeres Leben sichern; aber auch die Würde seines innern vor erniedrigenden Angriffen sicher stellen. Mag die Sünde ihre Schlingen legen, seine Vernunft wird sie erkennen. Mag man ihm eine Schlechtigkeit mit glänzenden Versprechungen zumuthen; er wird mit dem Stachel eines edlen Selbstgefühls diese Zumuthung zurückweisen.

379. Wer sich seine Tonne auf den Markt wälzt, dem tritt Jeder in die Sonne.

In jedem Menschen liegt das Bestreben, sich glücklich zu machen, einen angenehmen Zustand für sich herbei zu führen. Es ist dies eine Wirkung der Selbstliebe. Aber Viele wählen unangemessene Mittel dazu, es fehlt ihnen die wahre Lebensweisheit. Wer glücklich sein will, wird, wenn er das Glück mitten in ein geräuschvolles Leben baut, selten sich befriedigt finden. Die Ansprüche Anderer werden ihm zu bald hindernd in den Weg treten. Nur im stillen Kreise der ruhigen Häuslichkeit sind wahre Freuden zu finden. Eingezogenheit befördert sie. Die Ruhe hört auf, wenn der Kampf beginnt. Wenn wir uns glücklich fühlen sollen, muss Niemand unser Glück hindern. Diogenes konnte es selbst nicht leiden, dass ihm Alexander d. Gr. in die Sonne trat. Er bat es sich als eine Gunst von demselben aus, ihm aus der Sonne zu treten.

380. Je größer der Planet, je weiter von der Sonne.

Die Selbstachtung führt zur Selbstständigkeit; ja sie setzt schon eine gewisse voraus. Wer sich achtet, muss seine Menschenwürde fühlen; und diese besteht ja wesentlich in der Freiheit des Menschen. Je abhängiger aber Jemand in seinem Handeln von seinen eigenen Begierden, oder von fremder Willkür ist und zwar desshalb, weil ihm die Kraft fehlt, sich nur von seinem vernünftigen Willen bestimmen zu lassen, desto unfreier ist er und desto niedriger ist sein sittlicher Werth. Das obige Sprichwort will nun sagen, je hö-

her ein Mensch in seiner sittlichen Bildung steht, desto selbstständiger muss er sein. Selbstständig ist man aber, wenn man in seinem Wirkungskreise seine ganze Handlungsweise von äussern Einflüssen unabhängig erhält und dabei bloss durch sich selbst, d. h. die Gesetze der eigenen Vernunft bestimmt wird. Das Schwache rankt sich, das Stärke steht.

69. Sinne.

Unter Sinnen verstehen wir in dieser Bedeutung die Empfänglichkeit der Seele, Anschauungen von eben gegenwärtigen Gegenständen zu erhalten, oder die Fähigkeit, Erkenntniss zu erhalten.

381. Wem Gott das Licht nimmt, dem gibt er zarte Finger.

Jeder gesunde Mensch hat fünf Sinne, welche seiner Seele Vorstellungen von der Aussenwelt zuführen. Diese Vorstellungen sind um so richtiger und zahlreicher, je schärfer die Werkzeuge der Sinnenthätigkeit sind. Wer einen Sinn weniger hat, als der vollkommene Mensch, muss auch die Anschauungen und die aus ihnen gebildeten Vorstellungen entbehren, welche jener Sinn zuführt. Es ist daher ein grosses Unglück, einen oder ein paar Sinne zu verlieren oder zu entbehren. Besonders wird der des Gesichts schmerzlich vermisst, weil er uns die meisten Vorstellungen liefert und unter allen der edelste ist. Der Blinde ist in mehr als einer Beziehung arm.

Aber während Gott hier Jemanden den Sinn des Gesichtes versagt, gibt er ihm einen andern desto schärfer, der zwar jenen nie ersetzen, aber [illegible] Verlust

weniger schmerzlich machen kann. Blind gebornen oder blindgewordenen ersetzt das Gefühl, besonders der in den Fingerspitzen wohnende Tastsinn einen Theil der Mängel, welche aus der Abwesenheit des Gesichts entstehen. Die Menschen sind außer den Affen die einzigen lebendigen Geschöpfe, welche in den Fingerspitzen die Werkzeüge zur Erforschung der Körper besitzen. Bei allen andern sind die Spitzen der Zehen mit einer harten Haut überzogen. Thieren, die keine, oder nur schwache Augen haben, gab Gott zarte Fühlfäden zur Erforschung des Weges. Vom Thiere bis zum Menschen sorgt Gott als liebender Vater.

382. Augenschein ist Schein.

Wir halten gewöhnlich dann etwas für wahr, wenn wir es mit unsern Augen gesehen haben. Aber unser Auge ist bei weitem nicht die besste Probe von der Wahrheit einer Sache. Augenschein ist Schein. Was unsern Augen erscheint, ist oft nur Taüschung. Wir glauben vieles zu sehen, was wir eigentlich gar nicht sehen. Das Auge gibt Vorstellungen, die es der Seele von Dingen in der Außenwelt zuführt, für eigne aus, die es von andern Sinnen entlehnt hat. Gar haüfig wird das eine Gefühl unterstützt. Diese Taüschungen durchs Auge machten auch den sogenannten unglaübigen, eigentlich aber nur vorsichtigen Thomas bestimmen, erst dann an die Auferstehung Jesu zu glauben, wenn er in dessen Händen sähe die Nägelmale und seine Finger in sie und seine Hand in die Seite des Auferstandenen legen könne.

Wir sehen eigentlich nicht, dass ein Körper rund oder ekkig, weich oder hart, nahe oder fern, ja nicht

einmal, ob er ein wirklicher Körper, oder nur eine Fläche ist; wir schließen es und glauben es zu sehen. Blindgeborne, denen man die Augen erst geöffnet hat, halten alle Bildnisse für die Personen selbst. Doch genug, um uns vor der Gefahr zu sichern, dem Auge zu viel zu trauen. Erst, wenn seine Beobachtungen von andern Sinnen bestätigt werden, verdienen sie vollen Glauben.

70. Sinnlichkeit

ist der gemeinsame Name für alle Neigungen, die auf sinnliches Vergnügen gehen; oder alles, was durch den Sinn gewirkt wird, alle Empfindungen und Gefühle nebst ihrem Einfluss auf das Begehrungsvermögen.

383. Wenn der Bratenwender spricht, hört man die Harfe nicht.

Dies Sprichwort ist nicht allgemein wahr; denn es würde, buchstäblich genommen, behaupten, dass die Menschen über einem niedern Genusse den höhern vergäßen. Essen und Trinken sind doch niedere Genüsse als die Freuden, welche uns die Tonkunst gewährt. Es ist aber keineswegs allgemein wahr, dass die Menschen einen Braten dem Spiel eines schönen Tonstükks vorziehen. Im Gegentheil vergisst Mancher Essen und Trinken und Schlaf, und horcht dem Zauber der Töne und überlässt sich ihrem Reiz.

Indess gibt es Naturen, deren Sinnlichkeit mehr eine thierische ist. Sie leben nur für den grobsinnlichen Genuss; sie betrachten lieber, auch wenn kein Hunger sie dazu zwingt und entschuldigt, eine fette Butterschnitte als eine Butterblume, lieber ein Glas

Korn als ein Kornfeld. Sie werden daher auch den Brakenwender lieber hören als eine Harfe. Doch hat dies Sprichwort auch einen allgemeinern Sinn. Es will sagen, daſſ die Menschen gar zu geneigt sind den Forderungen der Sinnlichkeit mehr zu gehorchen als dem Rufe der Vernunft und ihrer thierischen Natur leichter Folge leisten als ihrer geistigen. Dies Uebergewicht des Thierischen in uns entschuldigt uns aber keinesweges, wenn wir nicht Herr unserer selbst sind. Wir sollen unsere Kraft gebrauchen, die in der Vernunft besteht. Wer nun gleich anfangs ungeregelten Leidenschaften widersteht, wird fähig werden, den Ungestüm der rasendsten zu zügeln.

384. Besser ohne Fest, als ohne Nest.

Manche Menschen haben eine wahre Sucht, großen Festen d. h. hier Schmausereien beizuwohnen und dergleichen zu veranstalten; auch wenn beides ihre Vermögensumstände weit übersteigt und sie in Schulden geraten. Da meint denn das vorstehende Sprichwort, es sei vernünftiger gehandelt, dergleichen Schmausereien, welche doch bloß Opferfeste zu Ehren der Sinnlichkeit sind, ganz zu vermeiden, als sich der Gefahr auszusetzen, später gezwungen zu werden Haus und Hof zu verkaufen und nicht nur kein Fest, sondern auch kein eigenes Nest zu haben. Schon Mancher hat sein Nest verfestet d. h. verschmaust.

385. Süßen Wein behält man lange im Munde.

Was einen angenehmen Eindruck auf uns gemacht hat, vergisst man nicht bald. Und dies ist auch gut. Zuweilen sind die Freuden selten. Man freut sich dann

in der Erinnerung. Wir verstehen nur nicht zu genießen; unser Leben würde sonst viel freudenreicher sein. Es ist besser die Freüden noch einmal im Andenken zu genießen, die wir in der Wirklichkeit schon genossen haben, als beständig in der Zukunft herumzuschweifen und über ihren ungewissen Genüssen die der Gegenwart zu verlieren.

886. Ein Stekkenpferd frisst mehr als zehn Akkergaüle.

Manche Menschen haben neben ihren Berufsgeschäften noch ein Nebengeschäft, das sie aus besonderer Vorliebe oft mit Zurükksetzung ihrer Berufsarbeiten und oft mit bedeütenden Aufopferungen ihres Vermögens treiben. Man nennt dergleichen Lieblingsgeschäfte Stekkenpferde, weil sie für die Erwachsenen gerade das sind, was die hölzernen Stekkenpferde für die Knaben. Sie reiten darauf zu ihrem Vergnügen und es kostet ihnen wie diesen ihre Beine, so ihr Geld. Oft zeigen diese Stekkenpferde auffallende Sonderbarkeiten in den Neigungen der Menschen. Da die Befriedigung solcher Lieblingsneigungen meist mit großem Aufwande verbunden sind, so wird dadurch das obige Sprichwort erklärt. Eine große Anzahl Jagdhunde, gleichfarbige Pferde und Tauben, ganze Mustersammlungen von Tabakkspfeifen und Dosen und dgl. sind Stekkenpferde. Es ist nichts als ein Stekkenpferd von dem Engländer Wilson, wenn er sich bereits eine Sammlung von mehr als 2500 Schnupftabakkdosen angelegt hat.

887. Je fetter der Boden, je mehr Unkraut.

Je wohler es dem Menschen geht, desto stärker sind die Regungen der Sinnlichkeit. Hier ist nun ein Doppeltes nöthig, eine ununterbrochene Thätigkeit, besondere Anstrengung des Körpers und stete Wachsamkeit der Vernunft auf die Begierden so wie frühe Gewöhnung, diese dem Wollen der Vernunft unterzuordnen. Es ist nichts so schwer, sagte schon der weise Römer Seneka, was nicht die menschliche Vernunft überwinden und anhaltende Uebung leicht machen könnte. Je mächtiger der Feind in uns ist, der uns bedroht, desto rühmlicher ist der Sieg. Zwei Mittel gibt es, ihn über eine mächtige Sinnlichkeit zu erringen. Stärkung der sittlichen Kraft und Dämpfung der Begierden.

388. Wer dem Feüer zusieht, den frisst es.

Wer seine Begierden und Leidenschaften nicht in ihrem Entstehen leitet und in ihre Grenzen zurükkweist, dem wachsen sie bald zu Kopfe. Wer mit ihnen in Unterhandlung tritt, wie Eva, der verliert wie sie. Die Vernunft will und soll die Leidenschaften nicht ausrotten. Es wäre dies weder möglich noch heilsam. Sie soll ihnen nur Grenzen und Schranken setzen. So wird die Tugend hervorgebracht, die bei gänzlicher Beraubung der Leidenschaften nicht denkbar ist. Das Feüer frisst Haüser; aber wäre der nicht ein Thor, der es deßhalb weg wissen wollte? Wer es in angemessenen Schranken hält, dem ist es eine der wohlthätigsten Naturkräfte. Ueberschreitet es seine Grenzen, dann nüzt müßiges Zuschauen nicts. Man weise es zurükk, da es noch Zeit ist. Aehnlich haben wir mit unsern Neigungen und Begierden, mit unsern

Leidenschaften zu verfahren. Es ist genug sie zu mildern. Wir können und sollen das nicht zerstören, woraus wir bestehen. Wir thun das Unsere, wenn wir auf dem Wege der Vernunft d. h. dem der Natur bleiben, die Leidenschaften zügeln und ordnen.

71. Sprache.

Das Wort „Sprache" hat eine doppelte Bedeütung. Sagt man: der Mensch hat Sprache, das Thier nicht; so bedeütet es das Vermögen, Andern seine Vorstellungen und Empfindungen auf eine sinnlich wahrnehmbare Weise mitzutheilen. Spricht man von einer Sprache, so versteht man darunter den Inbegriff sämmtlicher Bezeichnungsmittel, welche zu dieser Mittheilung nöthig sind. Die mündliche Sprache bedient sich der Laute, der schriftlich sichtbaren Zeichen, für diese zu ihrer Gedankendarstellung, oder zur Bezeichnung des Innern durch Äußeres.

389. Wo die Nachtigall singt, hört man die Krähe nicht.

Man hört sie wol, will sie aber nicht hören. Der angenehme Gesang der Nachtigall ist uns lieber als das einförmige und widerliche Schreien der Krähe. So zieht der gebildete Mensch den Umgang mit solchen vor, deren Sprache der Ausdrukk eines gebildeten Geistes ist. Die Sprache ist der Maßstab der Bildung. Wie man den Vogel am Gesange, den gesunden Topf am Klange, so erkennt man den Menschen an dem, was er spricht. Die liederreiche Nachtigall kann nicht krähen wie die Krähe; das edle Gemüth

kann nicht Gemeinheiten über die Zunge gehen lassen. Wie es jener physisch, so ist es diesem sittlich unmöglich. Die Nachtigall hat nur die erhebende Melodie; der Gute nur den edlen Gedanken, die reine Empfindung. Aber nur der, welcher selber rein ist, mag nicht hören, wie und wozu die Sprache, die mit Vernunft verschwisterte Himmelsgabe gemissbraucht wird. Wo die Zunge des Tugendhaften den kostbaren Schaz zu seinem reichen und reinen Innern aufschliesst, dahin — meint das Sprichwort, — wendet sich der gute Mensch und leiht nie sein Ohr den Fluch- und Schimpfreden derer, die sie zur eignen Schande aussprechen.

390. Wie der Esel i—at, so trägt er auch seine Säkke.

Im Spiegel erkennt man die Gestalt des Körpers; aber durch Worte wird die Gestalt der Seele sichtbar. „Viel und gut sprechen," sagt ein weiser Mann, „ist das Talent eines wizigen Kopfes, wenig und gut der Charakter des Denkers, viel und schlecht die Wuth des Dünklings, wenig und schlecht das Unglükk des Tropfes."

Man kann von der Art und Weise eines Menschen zu sprechen mit ziemlicher Gewissheit auch auf sein Handeln schliessen. Das rasche lebendige Wort verbürgt uns die kräftige That. Das langsame Herausdrükken und Zerren des armen Gedankens ist uns eine üble Vorbedeutung eines schnekkenartigen Handelns. Langsam schreit der Esel sein eintöniges I—a, langsam trägt er seine Last. Rasch wiehert das rü-

flige Ross, und mit Blitzschnelle fährt es seinen Reiter vor unsern Blikken vorüber.

391. Wort ohne Sinn ist schnell dahin.

Darum rede nicht, ohne auch etwas zu sagen. Gott hat uns das Vermögen zu sprechen nicht verliehen um zu schwatzen. Alles was wir reden, muss auch einen vernünftigen Sinn haben. Vernunft und Sprache sind zwei sich gegenseitig unterstützende Vermögen, Keins ohne das andere! Gott hat sie zusammengefügt, Und das von ihm Zusammengefügte soll der Mensch nicht scheiden. Es muss nicht gesprochen sein, Wer nichts Vernünftiges zu sagen hat, der schweige. Denn nicht bloss im Reden zeigt sich die Weisheit, sie kündigt sich auch im Schweigen an. Selten ist es ein Vergehen zu schweigen; aber oft wird das Nichtsprechen zur Tugend.

Der Zwekk der Sprache wird recht schön in folgenden Zeilen ausgesprochen:

„Zum Band des Umgangs gabst du, Herr, uns Stimm' und Sprache.
Durch sie vernehmen wir des Bruders Freüd' und Klage;
Durch sie erleichtert sich das schwer beklommne Herz;
Sie kürzt des Lebens Pfad' oft durch Gesang und Scherz.
Durch sie veredelt sich der Mensch zu deinem Bilde.
Gefühl für Tugend strömt in voller Kraft und Milde
Aus des Gerechten Mund, der auch für Tugend lebt
Und weisheitsvoll zu ihr auch Andere gern erhebt,

72. Stände.

Die Ordnung der Bürger eines Staates, ihre verschiedene Abtheilung durch Stellung, Bildung, Verdienst um die Gesellschaft nennt man Stände. Man spricht gewöhnlich von einem Nährstande, wozu die akkerbau- und gewerbtreibenden Klassen eines Volkes gehören; von einem Lehrstande, der alle die in sich begreift, welche sich mit der Bildung des Volkes beschäftigen; von einem Wehrstande, welcher die Krieger in sich fasst. Diese Eintheilung ist alt, aber ungenügend. Das Leben geht in seinen Eintheilungen noch mehr ins Einzelne; es zählt einen Bauernstand, Kaufmanns-, Künstler- und Gelehrtenstand, einen Beamtenstand und Adel, der wieder in hohen, mittlern, niedern, erblichen und persönlichen zerfällt.

392. Kleine Räder müssen sich öfter drehen, als große.

Die Mitglieder der niedern Stände haben eine anhaltendere Thätigkeit nöthig, um die Pflichten ihres Berufs zu erfüllen und die Bedürfnisse des Lebens sich zu erwerben, als die höhern; aber während bei jenen mehr die Körperkraft in Anspruch genommen wird, muss bei diesen der Geist mehr thätig sein. Beide sollen indess eine Aufgabe lösen, nämlich den Zwekk ihres Daseins, jeder in seinem Kreise erfüllen. Wenn sich auch die kleinen Räder am Wagen öfter drehen müssen als die großen, so sind sie eben so nothwendig als diese und kommen eben so weit. Das kleine Rad hasst das große nicht; und das große trägt keine Verachtung gegen das kleine. Sie sind Räder eines Wagens.

393. Kleine Haüser haben auch Fenster.

In Europa wird es bald allgemein anerkannt sein, dass die Mitglieder der niedern Stände dieselben Rechte als Menschen haben wie die der höhern; weil sie dieselben Anlagen besitzen und dieselbe Bestimmung zu verfolgen berufen sind. Jene Zeit wird bald verschwunden sein, in der Vornehme ihre ärmern Mitbrüder als Sklaven und Leibeigene behandelten. Man bekennt frei und froh: Kleine Haüser haben auch Fenster. Auch sie sind zur Erkenntniss der Wahrheit berufen; auch für ihre Bildung muss gesorgt werden; auch sie sind Kinder Gottes. Was die Bildung des Volks betrifft; so ist wol nirgend mehr für dasselbe gethan worden als in Deutschland und in den vereinigten Staaten Amerikas, ohne das zu übersehen, was auch anderwärts geschah. Man lässt bei uns, besonders in Preußen, das Licht nicht nur zu den Fenstern hinein, sondern man sorgt auch noch dafür, dass die Haüser, die ihre kleinen Fenster nicht öffnen mögen, gesetzlich gelichtet werden. Dess freüt sich jeder Edle.

394. Stürme halten sich an Thürme.

Wenn die Personen, welche eine hohe Stelle in der Gesellschaft einnehmen, viele Vorzüge vor den Niedriggestellten haben; so sind sie auch dafür einer Menge Gefahren ausgesetzt, welche diese nicht kennen und treffen. Dies Sprichwort empfiehlt ein eingezogenes, unbekanntes Leben der Menschen. Verborgener Schatz liegt sicher. Wo man ihn aber ausspürt, gräbt und scharrt Jedermann darnach. Der Sturm trifft die Thürme mehr als die niedern Hütten. Die,

welche Höhere, Vornehmere, Reichere wegen ihrer Vorzüge beneiden, betrachten deren Lage nur von der vortheilhaftern Seite und die eigene sehen sie mit den Schattenaugen der Unzufriedenheit. Das wahre Glück wird nicht vom Stand entschieden, es quillt aus eigener Brust.

„Ein jeder Stand hat seine Freuden,
Ein jeder Stand hat seine Last."

395. Wie Stand, so Land.

Unsere Kleidung richtet sich nach dem Stande, dem wir angehören. Das Gefühl unserer Würde gebietet, uns nicht unter, die Liebe gegen Andere uns nicht über unsern Stand zu kleiden. Es ist gut, sich weder durch eine zu altväterische, noch zu neumodische Kleidung auszuzeichnen. Die Moden sind veränderlich. Wer jeder folgen will, wird zur wandelnden Modenzeitung werden und seine Kasse sehr bald geldleer machen. Indessen ist es auch nicht gut, der Letzte in einer vernünftigen Mode zu sein. Bei Vielen erfordert es ihr Amt, mehr auf die Kleidung zu verwenden, als sie ohne dies nöthig haben würden. Das Band richte sich nach dem Stande. Der Kluge nimmt bei Befriedigung der Bedürfnisse stets auf die Umstände, in denen er lebt, Rücksicht; der neueste Geschmack, besonders, wenn er seinen Stand überschreitet, bestimmt ihn nicht allein.

396. Ein Zaunkönig kann seinen Schnabel so lange gebrauchen als ein Storch.

Nämlich so lange er lebt; aber er braucht ihn auch nur zu Zaunkönig- und nicht zu Storchgeschäften. In welchen Verhältnissen der Mensch auch

leben möge. Gott hat ihm so viel gegeben, daß er, wenn er die Grenzen derselben nicht überschreitet, wohl bestehen kann. Der Zaunkönig lebt glücklich, weil er nichts mehr sein will als er ist, nämlich Zaunkönig. Wenn er aber mit seinem Schnabel Frösche fangen und verschlingen wollte, so würde er sich sogleich unglücklich fühlen. So der Mensch. Bleibt er in seinem Kreise, so hat er genug, und seine Kräfte und Güter genügen ihm. Schweifen seine Wünsche weiter, so langen die Mittel zu ihrer Befriedigung nicht zu. Der Zaunkönig erreicht trotz seines kleinern Schnabels seine Zaunkönigbestimmung so gut wie der Storch mit seinem längern seine Storchbestimmung. Aehnlich der Mensch. Wie tief er, den äußern Verhältnissen nach, stehen mag; er kann in jedem die Zwekke erreichen, die ihm als Mensch gestellt sind.

73. Sünde.

Jede mit Freiheit geschehene Uebertretung des Sittengesetzes ist Sünde. Dem Wesen nach kann es nur eine geben, nämlich Mangel an Achtung vor dem göttlichen Gesetz; aber ihre Benennung ist verschieden. Man spricht von äußerer und innerer Sünde. Unter jener versteht man jede mit dem Gesetz streitende Handlung, es sei dies nun eine böse Rede, That, Miene oder Gebärde; alles was Gleichgültigkeit gegen das Gute zu erkennen gibt. Diese, die innere besteht in unerlaubten Gedanken, Gesinnungen und Entschlüssen. Eine böse Handlung, die von allen Menschen anerkannt und begangen wird, heißt eine allgemeine; eine solche freie Abweichung vom Sittengesetz, deren

sich nur Einzelne schuldig machen, eine besondere Sünde. Eine unerlaubte Handlung, welche Jemand aus eignem freien Willen beschlossen und ausgeübt hat, nennt man eine eigne Sünde. Die fremde (oder Theilnahmssünde) entsteht dadurch, dass man an Gesetzwidrigkeiten Anderer auf irgend eine Weise Theil nimmt. Eine Sünde, die mit Vorsatz und Ueberlegung begangen wird, heißt eine vorsätzliche; die, bei der sich der Handelnde des Gesetzwidrigen seiner Handlung nicht bewusst ist, eine unvorsätzliche. Die letztern beiden Formen der Sünde kommen auch unter dem Namen wissentliche und unwissentliche Sünden vor. Jede Sünde, deren Unsittlichkeit einen solchen Grad erreicht hat, dass sie das natürliche Gefühl empört, nennt man eine himmelschreiende. Die Sünde wider den heiligen Geist besteht in von Grund aus verderbter Gesinnung, da man das Gute um seiner selbst willen hasst und aus allgemeinem Vorsatz böse handelt. Schwachheitssünden sind Unsittlichkeiten aus Leichtsinn oder Uebereilung. Wer eine Pflicht, die er erfüllen kann, nicht erfüllt; eine nützliche Kraft, die er hat, nicht gebraucht, eine Gelegenheit, Gutes zu thun, nicht benützt, macht sich einer Unterlassungssünde schuldig. Eine unsittliche Handlung, durch welche etwas Verbotenes, was nicht geschehen sollte, gethan wird, heißt gewöhnlich eine Begehungssünde.

397. **Wer die Sünde im Ei erdrükken kann, muss sie nicht erst ausbrüten lassen.**

Es ist besser, das Böse schon im Aufkeimen zu unterdrükken, als es zur Handlung werden zu lassen und es nachher bereuen. Reue ist ein hinkender Bote,

der nimmer das Geschehene ungeschehen machen kann. Leise Regungen zu bekämpfen ist leichter als gegen herangewachsene Leidenschaften in die Schranken zu treten. Begirrden unterdrükkt man am besten, wenn man des Gegenstandes, der sie nährt, so wenig als möglich gedenkt. Je mehr man sich mit ihm beschäftigt, desto stärker wird die Begierde.

398. Wo der Teufel einkehrt, kann St. Paulus nicht wohnen.

Wo die Neigung zur Sünde in einem Menschen vorherrschend wird, da kann die Tugend nicht gedeihen. Der Teüfel kehrt ein bei Jemand, wenn er Wohlgefallen am Bösen findet. Wir sündigen Alle; aber meist aus Schwachheit und Beschränktheit unserer Kräfte. Das Böse jedoch, was man mit Wissen thut und das man ungethan lassen könnte, ist keine Schwachheitssünde. Geschieht sie vielleicht auch nicht aus Hass, selbst nicht einmal aus Abneigung gegen das Gute; so verräth sie doch offenbar Gleichgiltigkeit gegen dasselbe. Gegen das Gute gleichgiltig sein ist aber der erste Schritt zum sittlichen Verderben als dessen Urheber in der heiligen Schrift der Teufel bezeichnet wird. Wer eine überwiegende Neigung fürs Böse hat, der kann keine fürs Gute haben; oder wo der Teufel einkehrt, kann der heilige Paulus nicht wohnen.

399. Hat der Teüfel die Schwelle, so hat er auch die Zelle.

Wer einer bösen Begierde erlaubt, sich in seinem Herzen frei zu bewegen, der wird ihr bald das ganze Herz als Besitzthum abtreten müssen. Jeder muss sich

sich hüten, solche Dinge anzuschauen, welche unerlaubte Begierden in ihm erregen. Die Sinne sind die Eingangspforten ins Herz. Findet das Böse dort eine Niederlassung, so wird es auch bald im Innern sein. Hat der Feind einen Wall erstiegen, ein Thor erobert, so wird er die Festung bald sein nennen. Wer einen Schritt im Bösen vorwärts thut, der wird auch bald zu andern Muth haben, und wird am Ende, ohne es beinah zu ahnen, zum schrecklichsten Verbrechen fortgerissen werden. Darum

Erzittre vor dem ersten Tritte,
Mit ihm sind auch die andern Schritte
Zu einem nahen Fall gethan.

400. Jede Sünde hat ihren eigenen Stachel.

Die ewige Gerechtigkeit Gottes hat mit jeder Handlung die ihrer Natur angemessenen Folgen verbunden. Wie jegliches Gute, das der Mensch thut, eine Saat ist, die er ausstreut für eine segenreiche Ernte, so ist jedes Böse, das er sich erlaubt, ein Samenkorn, das ihm in seinen Folgen stets herbe Früchte tragen wird. Durch ihre Folgen straft sich jede böse That. Und das größte Unglück ist es, Unglück verdient zu haben.

401. Auf Disteln wachsen keine Feigen.

Die Sünde hat keine segnende Kraft. Sie kann nur strafen. Nicht stets reißen ihre Stacheln gleich. Oft stechen sie erst spät durch der Reue und des Schmerzes Vorwürfe. Ihre innern Wirkungen können jedoch nicht einen Augenblick ausbleiben. Sie bringt uns zurück im Guten, macht uns vollkommen und

raubt uns daher den höhern Grad an Empfänglichkeit für die Freüden, womit Gott so gern jedes seiner vernünftigen Geschöpfe beglükken möchte.

„Der Gute sieht ein blühendes Gestade,
wo Lasterhafte Dornen sehen.

402. Wer Lolch sät, erntet Tollkorn.

Lolch und Tollkorn sind nur verschiedene Namen für ein und dieselbe Sache. Wie Handlung, so Folge. Wer Böses thut, dem widerfährt Böses. Womit Jemand sündigt, damit wird er gestraft.

403. Rost und Feile werden nie Freünde.

Wie die Feile eine Gegnerin des Rostes ist und dieser sich gar zu gern wieder an die von ihr gescheüerten Flächen ansetzt, so kann sich die Tugend nicht mit einer sündhaften Neigung vertragen. Jener oder dieser nur kann das Herz gehören, nicht beiden zugleich. Wahre Lebensbesserung sucht alles Böse aus dem Herzen zu entfernen. Aber das gebesserte Herz wird nur zu leicht aufs Neüe wieder von der Sünde berükkt, daher zwei Kräfte sind es, die sich in uns wie Rost und Feile feindlich gegenüberstehen; eine bessernde, erhebende und eine den Geist unterdrükkende, erniedrigende.

74. Thiere.

Alle unvernünftigen Geschöpfe auf der Erde, welche leben, empfinden und sich willkürlich bewegen, begreift man unter dem Namen Thier.

404. Ohne Futter bleibt das besste Pferd stehn.

405. Aus Luft wird kein Spekk.

406. Aus einer leeren Krippe säuft die Kuh keine Milch.

Die allgemeine Wahrheit, welche in diesem Sprichwort liegt, ist die, dass wir von den Thieren, die wir zu unserm Nutzen als Hausthiere halten, nur dann Vortheil zu erwarten haben, wenn wir ihnen das zur Erhaltung ihres Lebens und ihrer Kräfte nöthige Futter geben. Das Pferd sei noch so gut; wenn man ihm die erforderliche Nahrung entzieht, so wird es weder große Lasten ziehen, noch schnell gehen. Eine Kuh mag alle Eigenschaften zur guten Nutzung besitzen; versagt man ihr das gehörige Futter, so wird sie doch keine, oder nur sehr wenig Milch geben. Auch werden die, welche Schweine mästen wollen, ihnen aber nur so viel vorlegen, dass kaum das Leben nothdürftig gefristet wird, wenig Speck erhalten.

Es ist unsere Pflicht, den Thieren, welchen wir die Freiheit entzogen haben, das erforderliche Futter zu geben; da sie sich dasselbe selbst nicht mehr suchen können. Wir würden dazu verpflichtet sein, wenn die Thiere gar keinen Nutzen für uns hätten, um so mehr, wenn sie uns in einer oder anderer Hinsicht Dienste gewähren. Die Geschichte erzählt uns manch schönes Beispiel von der Dankbarkeit der Thiere gegen die Menschen. Sie waren es gegen diese oft für recht kleine Dienste, die ihnen von denselben erwiesen wurden. Gewiss geziemt es den Menschen dankbar gegen Thiere zu sein, die ihnen weit mehr und größere erweisen. Wie wenig vermöchte der Mensch ohne das Pferd, den Ochsen, die Kuh, den Esel! Wie viel Vortheile gewährt ihm das Schaf, die Ziege, das Fe-

derwacht! Welch ein guter Wächter seines Hauses ist der Hund!

Die Indier stifteten für alte Thiere Spitäler, die Agrigentiner errichteten lieben Thieren z. B. Pferden, Hunden u. dgl. Grabmäler. — Fern sei von uns Thierquälerei.

75. Thorheit.

Den, welcher in seinem Betragen Mangel an Verstand verräth, nennen wir einen Thoren. Wir sagen von Jemandem, welcher zur Erreichung seiner Zwecke unpassende Mittel wählt, dass er thöricht handle. Jede Vernachlässigung dessen, was die Klugheit räth, heißt Thorheit.

407. Aus Märzthörchen werden Aprilnarren.

Die Thorheiten wachsen mit den Menschen. Wer sich jung an thörichtes Handeln gewöhnt, der wird in der Folge selten genug gescheidt handeln. Aus einem Betragen, das einzelne Klugheitsregeln vernachlässigt, wird gar bald ein solches werden, das durch Mangel an Verstand lächerlich wird. Einen Menschen, der so handelt, nennt man im gewöhnlichen Leben einen Narren. Aus kleinen Thorheiten, will das Sprichwort sagen, werden große, aus zu belächelnden Handlungen — lächerliche.

408. Ein Narr sperrt öfter den Mund auf als den Kopf.

Viel reden und wenig denken, soll hiermit gesagt werden, ist das Zeichen, dass einem Menschen kein hoher Grad von Geist innewohnt. Was kann er sagen

als nutzlose oder lächerliche Sachen. Der Verständige öffnet seinen Mund zum Sprechen nicht eher, bis er etwas Nützliches zu sagen hat. Zuerst macht er den Kopf auf, d. h. er denkt; dann den Mund, d. h. er spricht. Die Zunge muss niemals schneller als der Gedanke sein. Nicht bloß im Reden, auch im Schweigen zeigt sich die Weisheit. Ein Narr, sagt ein altes Wort, kann mehr fragen als zehn Kluge antworten. Wer aber immer fragt und niemals hört, ist keiner klugen Antwort werth.

109. Wer der Thorheit die Hand gegeben, dem lässt sich Weisheit nicht antrauen.

Weisheit besteht in der Kenntniss der besten Zwekke und in dem Bestreben, sie durch die besten Mittel zu erreichen. Der Thor kümmert sich theils nicht um die Zwekke seines Lebens, theils nicht um die zu ihrer Erreichung dienlichen Mittel. Wer sich nun gewöhnt hat, in den Tag hinein zu leben, dem wird es sehr schwer werden, die echte Lebensweisheit zu erlangen, die allein nur den Menschen glüklich machen kann. Nur Nachdenken und Erfahrung lehren den Werth der Dinge richtig zu beurtheilen; aber selten denkt der Thor nach, und darum wird er auch nicht viel Erfahrungen sammeln. Die Weisheit wird ihm fern bleiben.

76. Thränen

nennt man die Tropfen, welche die Augen, durch heftige Gemüthsbewegungen veranlasst, absondern. Es gibt Thränen der Freude und des Schmerzes, der Falschheit und Heuchelei (Krokodil-Thränen).

410. Eine Thräne macht das ganze Gesicht trübe.

Ein einziger unangenehmer Vorfall ist genug, um das ganz heitere Gemüth in eine trübe Stimmung zu versetzen. Es ist oft nur ein einziges Wölklein, das bald den ganzen klaren Himmel umwölkt. Aber oft entwikkelt sich aus dem eingehüllten Himmel ein schöner Tag, so wie ihn uns der Tropfen, den wir früh im Kelch des Veilchens sehn, verheißt.

Macht die Thräne auch das Gesicht trübe, so soll sie doch die Seele nie trüben. Zwar entweiht sie kein Auge: denn es ist eine Ehre für den Menschen, dass er fühlt, aber er soll dem Schmerz nicht unterliegen. Untröstlicher Jammer geziemt unsterblichen Seelen nicht. Nur der Thor grämt sich in Widerwärtigkeiten bleich und mager: der Weise sucht sie zu nützen. Die traurigen Erfahrungen sind gewöhnlich die lehrreichsten.

411. Wenn das Herz weint, sind die Thränen echt. Denn

412. Oft scheint, wer weint.

Nicht jede Thräne ist Zeugniss von wahrer Betrübniss oder wirklicher Theilnahme. Es gibt Gewohnheitsthränen und Modethränen. Da die Thräne ein Zeichen des Schmerzes ist, so glauben Manche da, wo der Schmerz für sie gleichsam Pflicht wäre, durch das Zeichen die Sache zu ersetzen. Ihre Thränen sind bloßes Wasser, unter welches sich das kalte oder lachende Herz verbirgt. Oft scheint nur betrübt, wie das obige Sprichwort sagt, wer weint. Aber die Thräne ist dann nur echt, wenn das Herz den Schmerz fühlt, wovon jene zeügt. Die Thränen der Freüde

sich wol nie ermittelt. — Man spricht aber auch von Krokodilsthränen und versteht darunter erheuchelte Thränen besonders zu dem Zweck, arglose Menschen damit zu täuschen und schlechte gewinnsüchtige Absichten zu erreichen. Den Namen haben diese Thränen von einer früher dem Krokodil angedichteten Fabel: Man erzählte nämlich von ihm, dass er, wenn er auf Raub ausginge, die Stimme eines weinenden Kindes nachmache, um dadurch Menschen zur Hilfe herbeizulokken und sie dann in seinem Rachen zu begraben.

77. Tod.

Der (physische) Tod ist die Trennung der Seele vom Leibe, oder der Zustand, in welchem die Seele auf immer außer Stand gesetzt wird, auf die bisher von ihr belebten Lebenswerkzeuge zu wirken. Einen Menschen, dessen sittliches Gefühl so sehr abgestumpft ist, dass ihm Gutes und Böses gleichgiltig zu sein scheint, nennt man sittlich oder moralisch todt.

218. Wenn der Lein alt ist, muss er reisen.

Es ist eine allgemein bekannte und landwirthschaftliche Erfahrung, dass der Lein, wenn er mehrmal in einer bestimmten Gegend gesät worden ist, immer schlechtere Flachshalmen gibt. Daher lässt man ihn entweder eine Reihe von Jahren ruhen d. h. ungesät stehen, oder man versendet ihn in andere Gegenden, wo andere Erde ihn aufs Neue belebt. Diese naturgeschichtliche Erfahrung ist auf den Menschen und seinen Zustand auf der Erde angewandt worden. Auch

seine Wirksamkeit wird, je länger er auf der Erde lebt, immer schwächer, obgleich in ihm eine Kraft ist, die eine Ewigkeit als Raum ihrer Wirksamkeit und Bildung fordert und bedarf. Daher wird der sterbende Mensch eigentlich nur auf andern Boden verpflanzt, Tod ist nur Veredlung sterblicher Natur. Ohne ihn würde kein Leben sein. Am Grabe tagt seine Dämmerung. Wir sterben hier nur, um zu einem hellern und bessern Leben geboren zu werden.

414. Wie die Früchte oben sind, fallen sie herunter.

In demselben Zustande, in den sich ein Mensch durch sein Leben versetzt hat, tritt er auch aus demselben ab und in ein anderes ein. Jenes ist nur die Fortsetzung von diesem; und keins ist ein besonderes Bruchstükk für sich. Wer den Zwekk seines Lebens erkannt hat, wird stets das Erdenleben im Zusammenhange mit einem andern denken. Da aber die Früchte nur so abfallen können, wie sie oben sind und man sie nur so genießen kann, wie sie abfallen; so geht daraus hervor, daß ein Mensch in jenem Leben, nur den Grad der Glükkseligkeit wird genießen können, den er sich hier durch sein Handeln vorbereitet hat. Nur was man gesät hat, kann man ernten.

„Einst reift der guten Werke Saat,
die wir hier ausgestreüt;
und jede schöne Erdenthat
vergilt die Ewigkeit.“

415. Wenn der Tod anklopft, ruft Niemand herein.

Der Mensch hat eine außerordentliche Liebe zum

Leben. Er hat diese mit allen übrigen lebendigen Geschöpfen gemein. Jedes sucht dem Tode zu entrinnen. Vielen Menschen ist der Gedanke an den Tod ein schreklicher. So weit soll die Liebe zum irdischen Leben aber nicht gehen. Der Gedanke an den Tod soll die Furcht vorm Tode vernichten.

Selbst dann, wenn Einzelne sich aus Verzweiflung den Tod wünschen, ist es ihr Ernst nicht. Dies will uns die bekannte Fabel von dem Bettelmann lehren, der aus bitterm Unmuthe über das Leben seine Krükke in den Rhein warf und den Tod bat, ihn von seiner Pein zu erlösen. Als dieser erschien und sich nach dem Begehr des Rufenden erkundigte, antwortete dieser: „die Krükke fiel mir in den Fluss; geh', schwimm ihr nach und hole sie."

Nur wenige Unglükkliche rufen den Tod eigenmächtig herein. Im Allgemeinen sucht Jeder sein Leben so lange als möglich zu erhalten. Der Mensch würde in der Luft nach dem Bliz und im Wasser nach einem Strohhalm greifen, um es zu fristen.

416. **Der Tod bläst das Ade nicht stets auf der Flöte.**

Der Tod selbst ist nicht schmerzhaft. Er ist das plözliche Aufhören der bestandenen Verbindung zwischen Geist und Körper. Nur die oft ihm vorangehenden Leiden und Kämpfe machen ihn zuweilen furchtbar. Daher spricht man von leichtem und schwerem Tode. Wer dem Tode ins Antliz sieht, entwöhnt sich bald vor ihm zu schaudern. Aber nur dem Frommen steht das rührende Bild des Todes nicht als Schrekken, nicht als Ende. Der Sünder zittert vor ihm.

Und nichts macht den Abschied von diesem Leben schwerer als ein böses Gewissen, das uns mit Vorwürfen quält, nicht gut gelebt zu haben. Ein gutes Gewissen ist nicht nur ein gutes Ruhe- sondern auch ein gutes Sterbekissen. Wenn dann der Tod von außen schwer wird, so wird er durch ein ruhiges Innere erleichtert.

76. Tugend.

Tugend ist die Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit, oder die herrschende Gesinnung eines Menschen, das Sittengesetz aus reiner Achtung gegen dasselbe zu befolgen. Der Mensch kann Tugenden haben, ohne die Tugend zu haben. Jene Tugenden sind Fertigkeiten des Willens übereinstimmend mit gewissen allgemeinen Geboten des Sittengesetzes zu handeln. Allgemein heißt die Tugend welche man bei allen Menschen findet; besonders, wenn sie nur bei einzelnen Ständen der Gesellschaft gefunden wird. Christliche Tugend heißt die Fertigkeit, das durch das Christenthum gelehrte Sittengesetz zu befolgen. Wer aus Liebe zum Guten das Gute immer thut, heißt tugendhaft.

417, Wo sich die Tugend anbaut, da ist immer Frühling.

Unter den Jahreszeiten ist der Frühling unstreitig die angenehmste, Ueberall bietet er Leben und Freude. Jede Blume sieht uns freundlich an. Jede Quelle begrüßt uns mit ihrem muntern Geplätscher. Es ist uns wohl. So wohl ist dem tugendhaften Menschen d. h. Dem, der alles liebt, was recht und gut ist, und stets darnach strebt, besser zu werden. Er will nur

das Gute. Er kennt nur die Freüden, mit dem die treüe Erfüllung der Pflichten segnet. Der Frühling hat Sommerwärme ohne Schwüle, Herbstblumen ohne Stürme, Winterruhe ohne Kälte. So ist die Tugend der nächste und einzige Weg zu wahrem Glükk. Jede gute That ist eine Rose in dem Garten Gottes, wo die Menschheit in tausend verschiedenen Gestalten der Vollkommenheit entgegenreift. Sie ist Saat der Freüde für die Zukunft. Ein Herz, das die Tugend belebt, dem wird die Freüde zur Natur. Jede gute That wird Keim in uns zu neüen Thaten. Jede wirkt zehnfache Lust am Guten. Und ist auch die Tugend nicht immer äußerlich glükklich, so hat sie doch das götliche Vergnügen, was jeder Lasterhafte, wär' er auch äußerlich noch so glükklich, ewig entbehren muss, dass sie sich ihrer Unschuld bewusst ist und eine heilige ungestörte Ruhe in ihrem Herzen wohnt

„Tugend macht den Lebenslauf noch einmal so munter,
Heller geht die Sonne auf, schöner geht sie unter.“

418. Besser sterben als verderben.

Wenn die Wahl vor dir liegt zwischen Sünde und irdischem Glükk auf der einen und Tugend und Tod auf der andern Seite; so wähle irdisches Ungemach und zeitlichen Tod, um nicht ewig zu verderben. Wer den Giftbecher wie Sokrates für die Tugend trinkt, der ist für ein höheres Leben genesen. Die Tugend, will das Sprichwort sagen, fordert freilich oft große Opfer, Vermögen, Gesundheit, guten Namen und selbst das Leben; allein es ist vernünftig, alle Güter

von geringerm Werth aufzuopfern, um das höchste Gut zu retten.

419. Im Dukatenlande muss die Tugend betteln gehen.

Dies Sprichwort kann nur sagen wollen, dass sich der Tugendhafte selten da, wo nur Reichthum gilt und äußerer Glanz, belohnt finde. Aber die Tugend wenn ihr auch menschliche Anerkennung fehlt, hat ihren innern Werth. Sie hat nicht nöthig, bei dem Geldmenschen um eine Gabe, um ein beifälliges Kopfnikken zu betteln. Sie würde dann aufhören Tugend zu sein; denn nur Das verdient diesen ehrwürdigen Namen, was aus Achtung gegen das Gesetz geschieht. Der Tugendhafte thut, was des Lohnes werth ist — und begehrt keinen. Nicht Vergeltung, sondern der Reiz des Guten selbst ist der Sporn, der ihn zum Guten treibt.

„Uneigennützig muss die wahre Tugend sein,
sich ohne Lohnsucht, wo sie handelt, zeigen;
sonst wäre sie ein leerer Schein
und auch dem ärgsten Heuchler eigen."

420. Die Tugend, welche bewacht werden muss, ist der Wächter nicht werth.

Denn sie ist gar keine Tugend. Wer das Gute nur thut, weil er muss, und das Böse lässt, weil er es nicht thun kann, weil eine Menge Augen auf ihn sehen und er nicht gern seinen äußern guten Ruf verlieren möchte, ist nicht tugendhaft. Nur Der ist's, wie ein alter Weise sagt, der nicht allein nichts Böses thut, sondern auch nicht will. Der Tugendhafte bedarf keiner äußern Antriebe zur Tugend. Hofear-

beiten, durch egyptische Frohndienste erzwungen, kann man nicht Tugend nennen. Sie hat nur eine und zwar innere Quelle — Achtung vorm Gesetz — Liebe zum Guten. Die Tugend ist die unwandelbare Anhänglichkeit an die Vernunft. Was die Vernunft als recht und gut erkennt, das liebt und übt der Tugendhafte. Nicht Der ist gerecht, der Niemand Unrecht thut. Der ists, der Unrecht thun kann, aber nicht will. Nicht der ist ehrlich, der Kleinigkeiten nicht nimmt; der ist's, der großen Raub mit Muth verschmäht, wenn er ihn haben und behalten kann.

421. Wie Kampf, so Sieg.

Da die Tugend in der Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit besteht, so ist sie ohne Kampf nicht denkbar; denn die Sinnlichkeit will sich nicht willig und unbedingt der Gesetzgebung der Vernunft unterwerfen. Der Friede kann aber nur durch gänzliche Unterwerfung der Sinnlichkeit hergestellt werden. Nie wird diese zwar ein williger Unterthan, sondern muß immer unter Zucht gehalten werden; aber sie gewöhnt sich doch immer mehr an Gehorsam und erleichtert dadurch der Vernunft ihre Beherrschung. Der Kampf ist schwer, denn er ist ein unaufhörlicher, aber es ist ein immerwährendes Siegen.

422. Tugend ist der beste Adelsbrief.

Der bürgerliche Adel besteht in gewissen Rechten, welche der Staat einzelnen Staatsbürgern oder ganzen Familien und ihren Nachkommen vor andern Bürgern zugesteht. Der Adelsbrief ist das öffentliche Beglaubigungsschreiben, was der Staat darüber ausgestellt hat. Nur denen, die sich durch edle Hand-

lungen ausgezeichnet haben, soll dies Vorrecht als Anerkennung zu Theil werden. Allein oft muss man mit dem Dichter sagen: „Dich adeln konnt ein Federstrich, doch edeln kann kein Kaiser dich." Denn edel macht das Gemüth, nicht das Geblüt, noch ein Staatsbrief (Adelsdiplom.) Daher sagt das Sprichwort richtig „Tugend ist der beste Adelsbrief." Sie macht edel und erhebt über das Gemeine. Mit diesen Worten stimmen Aussprüche alter Weisen überein. „Ein guter Mensch," sagt Euripides, hat in meinen Augen den größten Adel. Ein böser hingegen, wenn auch Jupiter sein Vater wäre, ist unedel. Und ein anderer spricht sich in demselben Sinne so darüber aus: Außer der Tugend erkenn' ich keinen wahren Adel. Alles Andere kommt vom Glükke her." Nichts in der Welt hat einen wahren Werth als die Tugend; alles Andere hat seinen Werth nur in unserer Einbildung

79. Unwissenheit — Dummheit.

Unwissenheit ist Mangel an Kenntnissen. Diese können nun entweder ganz fehlen, oder nur in einem gewissen Umfange, für ein bestimmtes Fach. In einem Zustande der Unwissenheit des erstern Falls leben neugebornen Kinder, die des andern Falls ist allen Menschen eigen. Niemand außer Gott, kann alles wissen. Unwissenheit, ist nicht mit Dummheit zu verwechseln. Jene ist bloßer Kenntnissmangel, der durch Mangel an Gelegenheit zum Lernen veranlasst sein kann; diese ist Geistesschwäche, die sich im Mangel der Beurtheilungskraft zeigt und dass es daher in vielen Fäl-

len unmöglich ist, sich gründliche Kenntnisse zu erwerben.

423. Schafe zu stechen, braucht die Biene lange Stachel.

Einem dikkbewollten Schafe möchte der Bienenstachel kaum bis auf den fühlenden Nerv dringen. So wird der Unwissende und im gesteigerten Maße der Dumme selten den treffenden Witz eines geistreichen Ausspruchs, die schönen Stellen eines Buches u. dergl. erkennen und fühlen. Es fehlt ihnen theils an Kenntnissen, theils an Beurtheilskraft. Diese ist unentbehrlich, um die verborgenliegende Spitze, die feine Anspielung zu finden; auch jene sind unentbehrlich. Witz setzt Kenntnisse voraus, auch kommt Witz von Wissen.

424. Wer keine Pfennige hat, lästert am meisten die Dukaten.

Die Menschen machen es wie der Fuchs in der Fabel, worin sie ja abgespiegelt werden. Als er die Trauben nicht erreichen konnte, sagte er: „Ach sie sind sauer und taugen nichts, wesswegen sich erst ihretwegen große Mühe geben." Aehnlich wie er sagen die, welche zu träge sind, sich Eigenthum zu erwerben, oder zu verschwenderisch, um es sich zu erhalten: „Geld und Gut sind vergänglich, warum sich ihres Erwerbs und Erhalts wegen viel plagen." So schmält der Unwissende auf Bildung des Geistes durch Kenntnisse, weil er zu träge, oder zu anlagenarm ist, um sich ihrer einen bedeütenden Schatz zu erwerben. Der Geistesarme liebt einfältige Mährchen, weil er geistreiche Sachen nicht versteht und sich auch nicht anstrengen mag, um sie verstehen zu lernen. Es ist ihm überspannter

Kram, mit dem er sich seinen guten Kopf nicht verderben mag.

425. Aus leerem Stroh lässt sich kein Weizen dreschen.

Es wäre thöricht, Dinge zu verlangen, oder zu erwarten, welche Kenntnissreichthum und hohe Bildung des Geistes voraussetzen. Einen geistesschwachen Menschen muss man nicht zur Abgabe eines scharfsinnigen Urtheils auffordern. Es kann von ihm so wenig kommen, als Weizenkörner aus leerem Stroh.

Es ist keine Schande, Manches nicht zu verstehen. Wenn man sich aber dessungeachtet über dergleichen Dinge Urtheile erlaubt; so muss man es sich gefallen lassen, dass man ausgelacht wird. Nicht Alles kann der Mensch wissen. Wenn ihm aber die Kenntnisse fehlen, die sein Beruf und Stand fordert, so trifft ihn billig Verachtung. Eben so den, der so unwissend und ungebildet ist, dass ihm sogar der Verstandesgebrauch, den man bei jedem Menschen voraussetzen muss und die Kenntnisse, die keinem gebildeten Menschen abgehen dürfen, fehlen. Wie schlimm ist es, da nur Stroh zu finden, wo man Weizen erwartet. Bei einer öffentlichen Schulprüfung will man sehen, wie körnerreich der Weizen ist. Ist es nicht höchst unangenehm, bloss Weizenstroh zu finden, das keine Körner gibt?

426. Leere Schiffe vertreibt der Wind.

„Kenntniss," sagt der berühmte Engländer Kanning, „ist Macht." Wie leere Schiffe vom Winde vertrieben werden, so wird ein Mensch ohne Kenntnisse, ohne geistige Bildung bald da, bald dorthin geworfen. Nirgend steht er fest. Er hat den Zweck seines

Lebens nicht erkannt. Da er ein bestimmtes Ziel nicht verfolgt, so ist er jedem Verführer preis gegeben. Hierhin leitet ihn der Eine, dorthin der Andere; aber er kann nicht beurtheilen, welches das Rechte sei. Stände ihm Kenntnissreichthum zu Gebote, so würde er damit Jedem, welcher ihn von dem Wege zu seiner Bestimmung ablenken wollte, widerstehen können. Aber die innere Macht der Kenntnisse, welche jede Kraft des Geistes, wenn auch nicht in gleichem Maße durchdringt, fehlt ihm. Er ist nie das leere Schiff, das Spiel fremder Kräfte.

427. In des Esels Sprache giebt's kein Nein.

Das Geschrei des Esels ist nämlich ein einförmiges I — a, das ungefähr wie ein schlechtes Ja klingt. Das Urtheil unwissender, geistesarmer Menschen ist oft auch weiter nichts als ein nichtssagendes Ja. Es ist zuweilen gar nicht so leicht, nein zu sagen. Es erfordert eine scharfe Beurtheitungskraft, eine genaue Einsicht in das Wesen der Sache und eine feste Willenskraft, die, hat Vernunft einmal das Rechte erkannt, ohne auf die Einflüsterungen fürs Gegentheil zu achten, sich entschieden dafür erklärt. Nein sagen, verweigern ist in den meisten Fällen schwieriger als ja sagen d. h. gewähren. Oft spricht die Gutherzigkeit, welche richtiger Schwäche heißen würde, ja, wo der Verstand, wenn man ihn zu Rathe zöge, nein sagen würde. — Auch will das Sprichwort sagen, dass unwissende und schwachköpfige Menschen überhaupt wenig außer ihrem Ja und Nein zu sagen haben, weil ihre innere Armuth es nicht gestattet.

428. Leere Haüser geben keine Steuern.

Anerkannt unwissende Menschen werden nicht mit Angelegenheiten behelligt, wozu Verstand und Kenntnisse gehören. Man fordert nichts von ihnen. Der Verständige und Kenntnissreiche wird überall und stets in Anspruch genommen. Jede Gemeine wählt sie zur Besorgung ihrer Geschäfte. Dies kostet ihnen viel Zeitopferr, ohne dass sie belohnt werden. Oft ist Undank die Münze, mit Denen man sie bezahlt. Wo sie mit Kraft und Anstrengung handeln, bleibt dem Hans Dummkopf das Zusehen. Es scheint beinahe, als wär es ein Glükk, unwissend und dumm zu sein, weil man dann von seinem geistigen Vermögen nichts zur öffentlichen Wohlfahrt zu steüern brauche; aber es scheint nur so.

Bildung gibt Licht auf den Lebensweg; und welcher Vernünftige wird nicht lieber im Lichte als in der Finsterniss wandeln?

80. Vaterland.

Dasjenige Land, in dem Jemand geboren ist, und wo zugleich der Wohnsitz seines Vaters war, heisst sein Vaterland. Der vernünftige Eifer, das Besste seiner Mitbürger auf alle nur mögliche Art zu befördern heisst Vaterlandsliebe.

429. Gilt's den Herd, so zukkt das Schwert.

Von jeher hat die Vertheidigung des Vaterlandes als eine der ersten Pflichten für jeden seiner Bürger gegolten, der dieser Vertheidigung fähig war und dazu

berufen ward. Jeder hat die Pflicht, zum Wohl der Gesellschaft dessen Mitglied er ist, so viel mitzuwirken, als er in seiner Lage kann. Und wann kann die Auffoderung dazu dringender sein, als dann, wenn das Land, das uns erzog und nährte, von äußern Feinden bedroht wird.

Die Vaterlandsliebe hat zu allen Zeiten die bewundernswürdigsten Thaten erzeügt. Aus Liebe zu seinem Vaterlande riss sich der Redner Hipperides auf der Folter die Zunge ab, um durch die Heftigkeit des Schmerzes nicht verleitet zu werden, es an den Antichator zu verrathen. Der Römer Horatius Cocles vertheidigte ganz allein den Brükkenkopf an der Tiber, um seinen Landsleüten Zeit zum Rükkzuge zu verschaffen. Von den vielen aus der alten Zeit, die noch hier zu nennen wären, erwähne ich bloß noch die Griechen: Aristides, Lykurg und die Römer: Regulus, Kato von Utika.

430. Englisches Blei kauft man für Stahl.

Dies Sprichwort rügt den Fehler der Deütschen für alle Erzeügnisse des Auslandes eine ungebührliche Vorliebe fürs Ausländische hat unserm Vaterlande schon oft tiefe Wunden geschlagen. Millionen werden noch immer ins Ausland für Waaren gesandt, welche der deutsche Kunstfleiß eben so gut, oder noch besser liefern kann. Es ist eine lächerliche Ausländerei, alles für gut zu halten, wovor das Wort französisch oder englisch steht. Das Ausland erkennt unsere Thorheit nur zu gut und überschwemmt uns mit dem ganzen Narrenmarkte seiner Entbehrlichkeiten. Und unsere

Fremdsucht greift mit beiden Händen darnach. Ein ganzes Heer von Bedürfnissen hat sich geltend gemacht, die wir sonst gar nicht kennen würden. Lasst uns davon zurükk kommen! Lasst uns dem Vaterland Geist und Kraft weisen und stolz den eiteln Tand verschmähen, den fremde Mode uns aufdringen will.

„Ans Vaterland," singt Schiller, „ans theüre schliess dich an;
das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
Dort in der fremden Welt stehst du allein."

81. Verleümdung, Lästerung, Splitterrichterei.

Wir haben eine Menge Wörter, mit welchen wir bezeichnen, dass Jemand wider Wahrheit durch Reden an seiner Ehre angegriffen wird. Wer mit Unrecht Böses von Andern redet, von dem sagt man, dass er afterrede, splitterrichtere, verungimpfe, verleümde, anschwärze, lästere. Wahrhaftig eine böse Gesellschaft, die in der Hauptsache eins ist, sich aber in ihren einzelnen Gliedern von einander unterscheiden lässt.

Wer kleine unbedeütende Fehler anderer Menschen aufsucht und mit Strenge beurtheilt, den nennt man einen Splitterrichter.

Wer die Eigenschaften oder Handlungen Anderer hart, unbillig und gehässig beurtheilt, verunglimpft. Christus wurde verunglimpft, dass er mit Heiden

und Sündern umging. Die Thatsache war gewiss. Er leügnete es auch keineswegs. Aber seine Feinde beurtheilten ihn desshalb gehässig. Der höchste Grad des Verunglimpfens ist das Lästern. Man lästert, wenn man etwas Unwahres gegen Jemandes Ehre redet, besonders in der Absicht, um ihm dieselbe zu nehmen. Es ist Lästerung, über die guten Handlungen und Eigenschaften einer Person bei ihren anerkannt innern und aüßern Vorzügen ein, in hohem Grade entehrendes Urtheil zu fällen. Es ist Verleümdung, die wirklichen Fehler Anderer ohne Noth bekannt zu machen, sie von der schwärzesten Seite darzustellen, seine guten Handlungen zu missdeüten und ihm Fehler anzudichten.

Wer von Andern unnöthiger Weise Gerüchte in Umlauf bringt, die seiner Achtung nachtheilig sind, oder wer von Jemanden hinter dessen Rükken, ohne grade eine böse Absicht zu haben, Böses redet, der afterredet. Wer Jemanden um die gute Meinung zu bringen sucht, die Andere von ihm haben und daher seinem Rufe zu schaden sucht, schwärzt ihn an.

431. Was unter den Hobel kommt, muss Späne lassen.

Unter dem Hobel sind hier zunächst die Schwäzzer zu verstehen, welche sich bei der Beurtheilung Anderer nicht Zeit nehmen, der Wahrheit gründlich nachzufragen, weil sie zu viel Stoff brauchen, um sorgfältig auszuwählen. Sie schwatzen leicht einen Span von der Ehre Jemandes ab. Vor Geschwindigkeit mit der die Worte über ihre Lippen stürzen und vor der Menge der Gegenstände, die der Strom ihrer Rede mit sich

vortreibt, können sie unmöglich erwägen, was sie reden. Desswegen kommt bei ihnen Wahrheit und Lüge bunt durch einander. Wer einmal der Gegenstand dieser Zungendrescher geworden ist, entkommt ihnen nicht eher, bis sich ihnen ein anderer Gegenstand darbietet. Aus Schwätzern werden leicht Verleümder. Wer nichts Gutes mehr zu sagen weiß, der erfindet bald etwas Böses, damit die Unterhaltung nicht erlischt. Jeder hüte sich, in den Mund solcher Leüte zu kommen.

432. Ein Ehrenhieb ist schlimmer als ein Peitschenhieb.

Die Peitsche macht höchstens eine Schwiele auf den Körper, die in kurzer Zeit wieder verschwindet; der Ehrenhieb aber verletzt das innere Leben des Getroffenen. Die Ehre ist ein zartes Gut, das oft unser ganzes Glükk und unsere gesegnete Wirksamkeit bedingt. Körperliche Verletzungen können aus Unvorsichtigkeit, Uebereilung, Hitze, beigebracht worden sein und verharschen mit der Zeit. Aber die verletzte Ehre ist selten in ihrer Reinheit wieder herzustellen. Die Verleümdung ist ein schändliches Gewerbe. Der Verleümder mordet die Ehre Anderer, ohne die eigene zu mehren.

„Dorn und Disteln stechen sehr
Falsche Zungen noch viel mehr.“

433. Hinker spottet dem Dikkohr.

Es gibt Menschen, welche über Andere spotten d. h. ihre Fehler und Mängel von einer Seite darstellen, wo sie als lächerlich erscheinen, ohne zu bedenken, daß sie selber weit auffallendere Gebrechen an

sich halten. Der Spötter kann sich aber selten enthalten, der Sache eine launige Wendung zu geben, so ernsthaft sie sein mag. Was Jemand lächerlich am Andern findet, wird Andern nicht an ihm entgehn. „Wir sehn uns selber viel zu nahe," sagt Gellert, „um unsere Fehler selbst zu sehn."

„Eh' du Andrer Schwächen tadelst,
o so denke erst daran,
ob der Andre gleiche Schwächen
nicht an dir auch tadeln kann."

434. Wespen machen keinen Honig.

Die Biene hat einen Stachel, aber sie braucht ihn als Waffe, um sich gegen die zu vertheidigen, welche sie in ihren Berufsarbeiten angreifen, oder stören. Ihr Geschäft ist Honig zu sammeln. Sie sticht nicht bloß, sie segnet auch. Sie ist ein Bild vom guten Menschen, der nur gegen die sich seiner Waffen bedient, welche ihn in seiner Wirksamkeit fürs allgemeine Beste hindern wollen. Gegen Solche sprach Christus seine scharfen Wehe; gegen Solche schrieb und vertheidigte Luther seine kräftigen Sätze. Aber die Wespen unter den Menschen stechen bloß, ohne für Andere etwas Gutes zu wirken. Sie suchen die Fehler Anderer auf und verbreiten sie, ohne dadurch zu bessern.

435. Schlangenzungen haben auch Gift für Heilige.

Wie die Schlange jede Person sticht, die ihr zu nahe kommt, ohne darnach zu fragen, ob sie gut oder schlecht ist; so schont der Verläumder Keines. Die besten Menschen, sind sogar am meisten der Verläum-

dung ausgesetzt. Die Wespen nagen nur an den besten Früchten. Menschen, die in einem ausgemacht schlechten Rufe stehen, und diesen Ruf durch ihr als unsittlich bekanntes Leben verdienen, können nicht verleümdet werden. Die Welt kennt ihr Leben. Wenn Jemand den guten Ruf Anderer durch böse Nachreden schmälern soll, worin ja eben die Verleümdung besteht, so muss dieser vorerst noch einen guten Ruf haben. Es ist oft eine Art Ehre für Jemanden, wenn gewisse Personen Schlechtes von ihm reden. Er wird dadurch gleichsam mittelbar für einen guten Menschen erklärt. Und gibt es Menschen

> „die es lieben, das Strahlende zu schwärzen
> und das Erhabne in den Staub zu ziehen:
> so fürchten wir sie nicht; es gibt auch schöne Herzen,
> die für das Hohe und Herrliche erglühn.“

436. Wenn die Natter zu oft sticht, verliert sie ihr Gift.

Dies Sprichwort hat sein Bild aus der Naturgeschichte genommen und wird darin als wahr bestättigt. Es will sagen, dass man Jemanden, der von Andern Böses rede, wohl ein- oder einigemal glaube; aber in der Folge, sobald man in wiederholten Fällen seine Absichten erkenne, seine Reden als das betrachte, was sie sind, als Verleümdung und sie daher wirkungslos verhallen lasse. Rechtschaffene glauben ohnedies von Andern nichts Nachtheiliges, oder machen wenigstens keinen Gebrauch davon, bis sie völlige Gewissheit haben. Bei guten Menschen findet der Verleümder seine Rechnung nicht. Die Egypter hatten ein Gesetz wider die

Verleümder, welches denselben die nämliche Strafe zuerkannte, die den Verleümdeten getroffen haben würde, wenn die Aussage wahr gewesen wäre. Wir würden dieses Gesetz nicht vermissen, wenn Niemand dem Verleümder sein Ohr lieh.

437. Wer Andere mit Koth bewirft, beschmutzt sich selbst.

Wer unwahre Nachrichten von den Fehlern Anderer verbreitet; wer ihnen Fehler andichtet, oder ihre Fehler weit grösser darstellt, als sie sind, verräth ein böses Herz. Die falsche üble Nachrede von den Fehlern Anderer ist selbst ein Fehler. Niemand kann die Ehre Anderer angreifen, ohne die eigene zu beflekken. Er mag dies nun aus Bosheit, Rachsucht, Schadenfreüde, aus blosem Witzdrange oder aus Schwatzhaftigkeit thun; in keinem Falle wird er an Achtung bei den bessern seiner Mitmenschen gewinnen, stets aber verlieren.

438. Dukaten werden beschnitten, aber Pfennige nicht.

Vorzüge groser Menschen erregen den Neid, oder beleidigen den Stolz und die Ehrsucht Anderer, welche vorzügliche Eigenschaften des Geistes und Herzens nicht zu schätzen wissen. Sie wollen auf den Trümmern des guten Namens der Edeln ihren elenden Ruhm bauen.

Es hat dies Sprichwort übrigens mit 435 beinahe gleiche Bedeütung. Sind nun auch gute Menschen der Verleümdung am meisten ausgesetzt, so werden sie es auch verstehen, den meisten Nutzen daraus zu ziehen. Jeder

auch der beste Mensch hat seine Fehler. Verleumdungen decken sie ihm auf, da er sie vielleicht selbst nicht gekannt hat, oder zwingen ihn, sie zu verbessern. Man muss einen recht bösen Feind, oder einen wahren Freünd haben, um vollkommen zu werden.

82. Wahrheit und Lüge.

Wahrheit ist im Allgemeinen Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit; in sittlicher Bedeutung ist sie die Uebereinstimmung unsers gesammten Betragens mit unsern Gesinnungen. Wer sich ernstlich bestrebt, von Irrthümern frei zu machen, seine Einsichten zu vermehren und seinen Ueberzeügungen Gewissheit zu verschaffen, der besitzt Wahrheitsliebe.

Lüge ist im Allgemeinen die Behauptung von Etwas, das nicht Statt findet. Im Besondern versteht man darunter eine pflichtwidrige falsche Aussage. Die Gewohnheit, anders zu reden als man denkt, heißt Lügenhaftigkeit.

439. Wer die Wahrheit mit der Brille sucht, macht sich umsonst müde Beine.

Der Mensch ist zur Erkenntniss der Wahrheit bestimmt. Sie soll ihn frei machen. Jesus selber weist den Zweck seiner Erscheinung auf der Erde nicht besser zu bezeichnen, als dass er sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit zeügen soll.“

Von dem Geiste, der durch sein Wirken über die Menschen ausgegossen werde, sagt er: „Der Geist der Wahrheit wird eüch in alle Wahrheit leiten. Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird eüch frei machen.“ Jede Wahrheit macht frei, nämlich von einem Irrthum. Mit der Erkenntniß der Wahrheit hat Gott eine hohe Freüde verbunden. Er hat sie daher nicht offen hingelegt, sondern in eidem dunkeln und unwegsamen Walde da und dort ausgestreut. Wir sollen sie suchen. Aber wenn unser Streben nicht vergeblich sein soll, so müssen wir nicht durch die Brille der Vorurtheile nach ihr ausgehen, sondern mit gesunden, unbefangenen Sinnen. Oft genug stößt man auf die Wahrheit; das Unglück ist nur, daß man nicht weiß, sie gefunden zu haben.

Die Wahrheit ist überall. Für den, der lernen will, gibts überall eine Schule. Die Wahrheit, die ein Jeder nöthig hat, die ihn als Menschen glücklich machen soll, ward von dem Vater derselben für uns nicht tief vergraben, sondern nur leicht verdeckt. Guter Wille unn offnes Auge können sie leicht finden

440. Für Geld macht man die Gans zum Schwan.

Das Sprichwort sollte nicht sagen „macht man;“ denn es ist dies keineswegs Regel. Es sind leider nur Einzelne, denen das Geld höher steht als die Wahrheit, und die daher aus Liebe zu jenem die Sachen anders darstellen als sie sind. Der Rechtschaffene kennt die Lüge nicht. Stets stellt er die Sache so dar, wie sie ist. Die Wahrheit ist ihm das höchste Gut. Nie opfert er sie niedriger Gewinnsucht. Wer

einmal eine Gans zum Schwan gemacht hat, dem wird man so leicht keinen Schwan abkaufen. Man wird stets seine Schwäne für Gänse halten. Denn mit der Wahrheit besteht man sein ganzes Leben, mit der Lüge oft kaum eine Stunde.

441. Wer die Wahrheit predigt, spricht griechisch.

Es ist eigen, dass die Menschen so oft, da sie doch alle zur Erkenntniss der Wahrheit bestimmt sind und das Streben nach ihr die höchste Aufgabe ihres Lebens ist, eine große Scheu haben, sie zu hören. Man sollte Jeden der uns Wahrheit sagt, auch wenn sie unangenehm zu hören wäre, als seinen Wohlthäter erkennen, aber in der Regel sucht sich Jeder die Wahrheitsprediger vom Leibe zu halten, und wenn sie auch reden, sprechen sie für die meisten griechisch d. h. eine fremde Sprache, die man, weil sie so selten gesprochen wird, nicht versteht, oder vielmehr nicht verstehen will. So wenig wollen in den Spiegel der Wahrheit sehen und darin ihre Mängel und Flekken erkennen, sie haben einen andern Spiegel, der ihnen bloß Schönheiten zeigt. Die Abneigung gegen die Wahrheit ist so allgemein und alt, dass sich viele alte Sprichwörter derber als das obige aussprechen. So sagen sie: „Kinder und Narren reden die Wahrheit. Die Wahrheit hört man nicht gern. Die Wahrheit findet keine Herberge. Wer die Wahrheit zeigt, dem schlägt man den Bogen über den Kopf."

442. Wahrheit — Narheit.

Wenn sich Jeder fürchten muss die Wahrheit zu sagen, so ist es kein Wunder, wenn man so selten

welche hört und im Gegentheil das Lügen so gewöhnlich ist. Ehemals waren die Deütschen wegen ihrer Wahrhaftigkeit bei allen Völkern gerühmt; aber mit der falschen Schminke, den falschen Haaren, den falschen Zähnen rc. rc. haben sich aus dem Auslande auch die falschen Worte und Grundsätze eigeschlichen. Man liebt jetzt allgemein Putz und Schminke nicht bloß in Kleidern, sondern auch in Worten; „darum ist die Wahrheit so selten, denn die Sprache der Wahrheit, sagt der Grieche Eüripides, ist einfach."

443. Wenn die Wahrheit eine Herberge will, muss sie ein schön Rökklein tragen.

Da sich aber die Wahrheit nicht putzt, sondern in ihrer wahren Gestalt erscheint, so ist sie bei Vielen nicht gern gesehen. Die Wahrheitsprediger aller Zeiten haben daher ein trauriges Loos gehabt. Johannes der Taüfer ward enthauptet, vor ihm trank Sokrates den Giftbecher, Christus starb am Kreüze, Stefanus ward gesteinigt, von den Aposteln starb nur einer eines natürlichen Todes, Huss und Hyronimus endeten auf dem Scheiterhaufen. Ihre Wahrheiten hatten kein schön Rökklein an; es waren zweischneidige Schwerter, die Mark und Bein durchdrangen. Wer die Wahrheit auch bloß ihres Kleides willen liebt, ist ihrer nicht werth. Der weise Franklin sagt „Man muss die Wahrheit um ihrer selbst willen lieben und sich bestreben, sie unparteiisch zu suchen und anzunehmen und auch Andern mitzutheilen."

Wenn wir indess etwas in ein gefälliges und auch eben so gut in ein abstoßendes Gewand kleiden können, ohne

dass die Sache dadurch leidet; so versteht sich's wohl von selbst, dass die liebliche Form vorzuziehen ist.

444. Je grösser die Lügen, je mehr sie sich schmiegen.

Der Lügner hat meist böse Absichten aus denen er uns die Wahrheit entzieht. Vom Lügen ist nur ein Schritt zum Betrügen. Die Lüge selbst ein Betrug und zwar ein sehr arger; sie betrügt uns um die Wahrheit.

Da der Lügner aber in der Regel einen bösen Zwekk durch die Lüge erreichen will, so liegt ihm alles daran, dass wir seine Aussage für Wahrheit annehmen und halten. Er kleidet sie daher in die gefälligste Form und sucht ihr den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben. Er holt von Ferne aus, um unsere etwaigen Bedenklichkeiten von selbst weg zu reümen und geht durch irgend eine Krümmung in unser Herz. Vor Menschen, die mit ungewöhnlicher Nachgiebigkeit in unsern Willen sich zu fügen scheinen, lasst uns auf der Hut sein. Je mehr sie sich schmiegen und fügen, je mehr wollen sie lügen und betrügen.

445. Je wahrer, je klarer.

Nur die Lüge, der Trug können sich nicht zeigen, wie sie sind. Sie müssen sich in irgend ein, dem menschlichen Auge schwer zu durchdringendes Dikkicht verbergen. Die Wahrheit erscheint offen. Sie braucht sich nicht zu schämen. Sie ist eine Himmelstochter. Sie zeigt sich, wie sie ist. Ja und Nein. Ein Wort, ein Mann. Was drüber ist, hält sie vom Uebel. Der Handschlag ist bei ihr ein stummer Eid. Verstellung

ist ihr fremd. Das kann die Wahrheit nicht. Sie würde aufhören es zu sein. Das Wahre ist das Klare.

Das ist aber nicht so zu verstehen, als ob jede Wahrheit Jedermann klar sein müssen. Das Erkennen richtet sich nach der Bildungsstufe des Geistes. Was für den Einen klar ist, kann für den Andern dunkel sein, ohne deßhalb aufhören Wahrheit zu sein. Der einfältigste Menschensinn findet übrigens die Wahrheit am ersten und genießt sie, wie die Luft, die er athmet; ohne daran zu denken.

83. Weisheit, Klugheit, List.

Denjenigen, welcher bei Allem, was er thut, gute Absichten hat und die rechten Mittel anwendet, diese Absichten zu erreichen, nennen wir weise. Weisheit ist mithin die Fertigkeit Das, was man als das Beste erkannt hat, durch Anwendung der besten Mittel zu verwirklichen. Klugheit ist die Geschikklichkeit alle vorkommenden Umstände zur Erreichung derjenigen Zwekke zu benützen, die man erreichen will. List ist ein verstekktes Mittel zur Erreichung eines Zwekkes; oder es ist die Klugheit, wenn sie ihre Absichten verbirgt. Wer nicht nur seine Anschläge durch künstliche und behutsame Verbergung der Mittel geschikkt auszuführen weiß; sondern auch die Geschikklichkeit besizt, die Anschläge Anderer zu entdekken und ihnen auf eine gewandte Weise zu entgehen, den nennen wir schlau.

416. Wo Füchse lauschen, muss man leise gehen.

Wer Absichten erreichen will, von denen er, so gut sie an sich sind, fürchten muss, dass Andere, wenn sie dieselben entdeckten, hindern würden, muss alle Vorsicht anwenden, damit sie nicht bekannt werden, bis das Gute, was dadurch gestiftet werden soll, nicht mehr gehindert werden kann. Es gibt nun Menschen, welche eine außerordentliche Fertigkeit besitzen, die Pläne Anderer zu durchschauen und in ihrer Ausführung zu hindern. Sie besitzen die Eigenschaft der Schlauheit, die man gewöhnlich dem Fuchse beilegt, daher sie durch diesen im Sprichwort abgebildet werden. Der Schlauheit muss List entgegengesetzt werden. Füchse, sagt ein anderes Sprichwort, muss man mit Füchsen fangen.

417. Wo Wachen schadet, da macht ein Kluger die Augen zu.

Es ist nicht gut alles zu sehen. Besser ist, da, wo Böses geschieht, was man nicht hindern kann, das Auge wegzuwenden, damit es nicht an den Anblikk solcher Handlungen und Ereignisse gewöhnt werde, welche das Gefühl fürs Gute abstumpfen. Wenn unsere Sinne zu irgend Etwas gereizt werden, was die Vernunft nicht erlauben kann und wir doch fürchten, das sie zu schwach ist, im Kampfe gegen die Sinnlichkeit zu siegen, so handeln wir klüglich, wenn wir die Sinne den sie reizenden Eindrükken verschließen. Hätte Eva das Auge geschlossen, anstatt die verbotene Frucht länger anzuschauen; so würde sie nicht besiegt worden sein."

Vielen Gefahren kann man nur dadurch entgehen, dass man ihnen alle Zugänge verschließt, und sie nicht im offnen Felde zum Kampfe empfängt. Die Reisenden im Vaterlande des Tigers, legen sich nieder und stellen sich wie todt, wenn sich ihnen einer derselben naht. So entgehen sie der Gefahr.

448. Ein kluger Tischler hobelt nicht wider die Jahre.

Stets nimmt die Klugheit Rükksicht auf Zeit, Ort Umstände, vergleicht damit ihre Mittel und lässt sie dann in der rechten Ordnung wirken. Das einfachste Geschäft kann durch verkehrte Angriffe erschwert, oft gar unmöglich gemacht werden. Während die Weisheit die besten Mittel zur Erreichung eines Zwekkes vorschlägt, so ist es die Klugheit, welche sie geschikkt anzuwenden weiß. Stolze und Unerfahrene wollen oft grade durchbrechen und stoßen sich den Kopf ein; während der Kluge auf einem geschikkten Umwege seinen Zwekk ganz einfach erreicht.

„Klugheit," sagt ein früherer Sprichwörter-Erklärer recht gut, „ist nicht Gold, nicht Silber, nicht Ehre, nicht Gesundheit, weder Stärke noch Schönheit; sondern sie ist das Vermögen, sich aller dieser Dinge wohl zu bedienen." Klugheit darf nie ohne Rechtschaffenheit sein, sonst würde sie in Falschheit ausarten; stets müssen Zwekk und Mittel heilig sein.

449. Wo Weisheit einziehen soll, da müssen fünf Thore offen stehen.

Diese fünf Thore sind die Sinne. Sie haben den Beruf, von allen ihren Wahrnehmungen, von allen

Eindrükken, die sie von der Aussenwelt erhalten, der Seele Bericht zu erstatten. Wenn diese nun nicht falsche Vorstellungen und Begriffe bilden soll, so müssen die Sinne richtig beobachten; sie müssen treue Wächter auf ihrem Posten sein. Wo dies nicht ist, da zieht die Thorheit statt der Weisheit ein und die fünf Sinne sind nicht fünf Thore, sondern fünf Thoren, die Augen haben und nicht sehen. Diese Thöre dann verschliessen, wenn die Thorheit, alles was des Menschen unwürdig ist, einziehen will, ist Klugheit. Es stehen hier noch einige Aussprüche weiser Männer über Zwekk und Wesen der Weisheit. „Darin sind wir überein gekommen," sagt Plato, dass — sich sebst kennen Weisheit sei." Ebenso Young: „Mensch, kenne dich selbst! Dies ist der Mittelpunkt aller Weisheit."

Thomasius sagt: „die wahre Weisheit suche in dir, nicht ausser dir. Lerne dich selbst kennen! das heißt:

1) Siehe unter dich; betrachte den Unterschied zwischen dir und den Thieren.

2) Siehe um dich und bemerke deine Verhältnisse mit andern Menschen.

3) Siehe über dich auf Gott."

Kann dies ohne offnes Auge geschehen?

450. Ein Schaf kommt mit dem Fuchse nicht weit.

Der einfältige, unwissende, gutherzige, redliche, arglose Mensch wird leicht vom ränkevollen, durchtriebenen, gewinnsüchtigen, schlauen Betrüger hintergangen und betrogen.

451. Weise kann man nicht vertreiben.

Er hat seine Schätze in sich. Wo er hinkommt, ist sein Vaterland. Die Bedürfnisse beherschen nicht ihn, sondern er sie. Sein wahres Glükk ist ein inneres. Während der Reiche erst, durch den Genuss irdischer Schätze erkennt, dass er glükklich ist, fühlt es der Weise. Ihm schmekken schlechte Speisen aus Thon so gut als aus dem goldenen Geschirr. Er freüt sich über das Springen munterer Lämmer, über den Flug des bunten Schmetterlings, über den Duft gemähter Wiesen, über den Gesang munterer Vögel. Mag ihn das Glükk vernachlässigen. Wer edel fühlt und denkt, ist im Stande sich selbst glükklich zu machen. Der Weise benützt Alles, wie es kommt. Man kann ihn von einer Erdscholle auf eine andere treiben; die Scholle stört sein Glükk nicht. In der Brust hat er Hab' und Gut verwahrt; er hat nicht an die Güter das Herz gehängt, die das Leben nur vergänglich zieren.

452. Wo Verstand nicht Mode ist, lacht man den Weisesten aus.

Manche, die an einem Orte für Weise gelten, werden an andern Orten für Narren gehalten. Heüt zerfliest man bei ihren Worten in Thränen, morgen lacht man sie aus. Hier erklärt man sie für Begeisterte und an einem andern Orte verbrennt man sie als Besessene.

Grossen Geistern ist es von jeher begegnet, dass sie entweder für Verzükkte oder Verrükkte gehalten worden sind. Wenn ein ausgezeichneter Mann an einem Orte lebt, dessen Einwohner auf einer sehr niedern Stufe geistiger Bildung stehen, so wird man ihn wegen seiner ungewöhnlichen Handlungen und ihre-

unverständlichen Worte für einen Thoren halten. Ein Beispiel dazu gibt Abdera.

Diese Stadt war im Alterthum wegen der Dummheit und Albernheit ihrer Bewohner berüchtigt, obgleich sie die Vaterstadt sehr weiser Männer war. Einer derselben war Demokrit. Er, der zu gescheidt war, sich über die Thorheiten seiner unverbesserlichen Mitbürger zu Tode zu ärgern, lachte bloß darüber. Dafür wurde er für einen Narren gehalten. Seine Mitbürger riefen den berühmtesten Arzt der damaligen Zeit, Hippokrates, um ihn gesund zu machen. Dieser erklärte aber, daß Demokrit gescheidter sei, als alle Abderiten. Eben so wurde Kolumbo als ein Traümer wegen seiner Entdekkungspläne verlacht. Der Unverstand hält stets höhere Einsicht für Narrheit und lacht darüber.

84. Welt- und Menschenkenntniß.

Die Summe von Einsichten, die man sich von den Eigenschaften der Menschen und von der Art, wie es unter ihnen zuzugehen pflegt, erworben hat, heißt Weltkenntniß. Unter Menschenkenntniß versteht man die richtige Beurheilung des Karakters anderer Menschen.

453. Die bessten Aepfel haben die meisten Warzen.

Ein rauhes Äußere umschließt nicht stets ein eben solches Inneres. Oft liegt unter grober Rinde ein lieblicher Kern. Nicht stets ist Das das Gute, was

sich dem Auge als solches empfiehlt. Der Schein trügt. Schwerer als Früchte und Erscheinungen sind Menschen zu kennen. Wie es unrecht wäre Jemanden wegen seines außerordentlich freundlichen Benehmens und seiner ungewöhnlichen Höflichkeit für ein Schmeichler und Pharisäer zu halten; so wär' es gleich unrecht ihn wegen seiner rauhen Außenseite zu verurtheilen. Das Sprichwort empfiehlt Vorsicht in der Beurtheilung solcher Menschen, die uns durch ihr Äußeres abzustoßen scheinen.

454. Je größer das Gastschild, je zäher das Fleisch.

Es herscht die Sitte, die Waare durch viel versprechende Aushängeschilde zu empfehlen. Mancher lässt sich nun durch das Schild täuschen, ohne die Waare selbst zu prüfen, und wird betrogen. Die Klugheit fordert, keiner Empfehlung, sie geschehe durch Schilde oder Menschen blindlings zu glauben, sondern auch das eigene Auge, oder das Urtheil unpartheiischer Sachkundiger zu Rathe zu ziehen. Oft ist in den größten Gasthöfen die Speise schlecht, während der weit kleinere eine kräftige Suppe beut. Das ist aber eben so wenig Regel, wie das Gegentheil. Man muss stets prüfen. Auch große Handlungen können schlechte Waare liefern, eben so wie Krämer gute.

Das Sprichwort würde aber falsch verstanden werden, wenn man es buchstäblich nehmen wollte, weil es durchaus wider alle Erfahrung und die Natur der Sache streitet, dass in demselben Verhältniss, in welchem das Äußere an Schönheit der Form zunimmt, das Innere den Werth verliere.

455. Erst geschaut, dann getraut.

Vorsicht ist überall nothwendig, vorzüglich im Umgange mit Menschen. Die Klugheit gebietet, die Erfahrung empfiehlt sie. Wer sich vorsieht, erkennt schon aus der Gegenwart, aus dem, was sich ihm darbeut, das, was er in der Folge erwarten kann.

Ein alter Sprichwörter-Ausleger, Seb. Frank sagt darüber. „Es kann Einer den Andern nicht betrügen, er trau ihm denn. Vor einem Feinde kann man sich hüten. Man erwartet auch von einem Feinde nicht viel Gutes. Der aber hat Einen leichtlich betrogen, zu dem man sich Treue versieht.“ Daher will das Sprichwort sagen: Lerne erst die Menschen kennen, ehe du ihnen traust, oder gar dich ihnen anvertraust. Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen. Das unbedingte Vertrauen, was wir Andern schenken, kann zwar unserm Herzen Ehre machen, selten aber unserm Kopfe.

456. Verdacht liebt Nacht.

Verdacht und Argwohn sind mit einander verwandt. Beide sind ein Urtheil, dem aber die zureichenden Gründe fehlen, daß Jemand der Urheber von etwas Bösem sei, oder werden könne. Liegen die Gründe in dem Gegenstande, über den es gefällt wird, so heißt dies Urtheil Verdacht; liegen sie in der urtheilenden Person, so ist es Argwohn.

Wir dürfen vorsichtig im Umgange mit Andern sein und uns von aller Leichtgläubigkeit, welche ohnehin ein Zeichen von Verstandesschwäche ist, fern halten; aber wir sollen uns in gleichem Maße hüten, in den entgegen gesetzten Fehler zu verfallen, in dem des

Argwohns. Der Argwöhnische setzt stets bei Andern böse Absichten voraus. Zur Klarheit in seinen Ueberzeugungen kann er nicht kommen; es nebelt nur in seinem Kopfe. So darf sich auch der Verdacht nur im Dunkeln bewegen; er hat kein Recht, öffentlich aufzutreten. Man braucht nicht leichtgläubig zu sein und kann doch in jeder Menschenbrust das Gute vorherrschend annehmen. Bewusstsein eigner Schuld ist oft die reichste Quelle des Argwohns. Wer arg ist, denkt arg.

85. Zeit.

457. Zeit verloren — Leben verloren.

„Liebst du dein Leben, so verderbe die Zeit nicht; denn Leben besteht aus Zeit. Wer eine Stunde unbenutzt vorüber gehen lässt, hat einen Theil seines Lebens verloren. Leben heisst nicht athmen und essen und trinken, sondern Gutes thun. That ist das Mass der Zeit. Unthätigkeit ist ein Bild des Todes. Wenn die Zeit das Kostbarste von allen Dingen ist, so ist die Verschwendung der Zeit die grösste unter allen Verschwendungen. Die Zeit ist eine goldene Kette, jeder Tag ist ein Glied derselben; am Ende hängt der Tod.

458. Die Zeit macht das Korn reif, pflügt aber nicht.

Was ist Zeit? Sie lässt sich nicht ergreifen, noch weniger fest halten. Sie ist kein selbstständiges Ding. Wir messen sie mit Sonnenauf- und Untergängen, mit Stundengläsern und Seigerschlägen. Dennoch legen wir ihr viele Thätigkeiten bei. Wir sagen, die Zeit

bringt Rosen. Zeit frisst Eisen, d. h. alles Irdische entsteht allmählich und vergeht wieder nach und nach. So will auch das obige Sprichwort sagen, dass das Begonnene durch eine bestimmte Dauer vollendet werde. Aber erst muss alles so eingerichtet sein, dass Kräfte wirken können. Der Mensch muss das seine thun, und dann darf er erst erwarten, dass Gott seine Thätigkeit segnen werde. Wer nicht säet, erntet nicht. Der hat die schönste Ernte von seinem Leben zu erwarten, der am meisten Gutes gethan hat. Jede gute Handlung ist ein Saamenkorn in die Furchen der Zeit, daß diese zum schönen Fruchtbaum emportreiben wird.

„Zeit ist nur ein Gast, der von hinnen eilet;
Doch sie krönt mit Heil, krönst du sie mit Thaten."

459. **Wo es an Minutenzeigern genug ist, muss man nicht den Stundenzeiger drehn.**

Wenn ein kleiner Zeitraum zur Beendigung eines Geschäftes hinreicht, muss man keinen größern dazu verwenden. Von aller Kargheit ist die rühmlichste der Geiz mit der Zeit. Sie ist heiliger als Gold. Nur dem Thoren ist sie eine bleischwere Last. Wie viel Jahre werden verschwendet, ohne der Weisheit zu gehorchen, welche uns mahnt, Minuten zu haschen, Augenblikke zu ergreifen, weil der Himmel auf ihren Schwingen ruht. Mit noch größerer Sparsamkeit als Geld, muss man die Zeit ausgeben. Der Weise zahlt keinen Augenblikk hin, ohne mit ihm so viel zu erkaufen, als er werth ist. Wer aber wissen will, was er werth ist, der frage Sterbende. Sie halten jeden Augenblikk fest und möchten oft nur den Sekundenzeiger

drehn, während der Tod den Minuten- oder Stundenzeiger treibt.

460. Schöne Lieder kehren selten wieder.

Dies Sprichwort enthält eine Aufforderung zum frohen Genuss der Freüden, welche uns die Zeit beüt. Was heüt gethan werden kann, muss man nicht auf Morgen verschieben. Die Freüde. welche sich uns heüt darbietet, muss man nicht in der Hoffnung, sie morgen noch genießen zu können, ungenossen lassen. Freüden dauern wie das Manna selten über Nacht. Es versteht sich, dass hier nicht vom Genusse niederer sinnlicher Freüden die Rede ist; denn dazu sind wir nicht berufen.

Aber jede edle Freüde, welche uns auf unserm Lebenswege begegnet, dürfen wir zur Stärkung und Erheiterung unsers Lebens nicht nur genießen, wir sollen auch. Jeder Augenblikk hat seine Sichel, die er in dem engen Kreise süßer haüslicher Freüden schwingt und die schönsten Blüthen irdischer Glükkseligkeit niedermäht. Vorzüglich tönen die schönen Lieder in der Jugend. Der Mensch lebt nur eine. Ihr Morgen unschuldig und rein gelebt, heiligt den ganzen Lebenstag.

461. Jung gewebt — alt gelebt.

Wer seine Jugend mit ämsiger Thätigkeit für seine Ausbildung benutzt, der kann, fürs öffentliche Leben herangereift, einst für dasselbe im eigentlichen Sinne leben. Wer die Zeit der Bildung vergeüdet, wird auch in den spätern Jahren wenig für die Welt wirken; und wollte er auch, so wird ihm die Kraft, die Fähigkeit dazu fehlen

Weben und leben ist im obigen Sinne eins. Wer jung webt, d. h. thätig ist, wird auch alt leben, d. h. thätig sein. Fleiß wird, wie Trägheit, zur Gewohnheit. Der Sinn des Sprichworts kann aber auch dieser sein: Wer in seinen kräftigen Jahren rüstig wirkte, kann in froher Erinnerung ein heiteres Alter verleben.

462. Wo man Rosen streüt, da fleucht die Zeit.

Nie eilt die Zeit schneller, als wenn man sich recht wohl fühlt. Dem Unglükklichen schleicht sie langsam dahin. Recht schön sagt daher Schiller:

„O, der ist aus dem Himmel schon gefallen,
Der an der Stunden Wechsel denken muss;
Die Uhr schlägt keinem Glükklichen.

86. Zorn.

Der Zorn besteht in lebhaften Äüßerungen des Unwillens über erkanntes Unrecht. Man mäßigt ihn, wenn man verhütet, dass der rechtmäßige Unwille über ein erkanntes Unrecht einen zu hohen Grad erreicht und in stürmische Aufwallung übergeht, wo dann des Menschen Zorn nicht thut, was vor Gott recht ist.

463. Wenn der Hund toll ist, beißt er den eignen Herrn.

Das Sprichwort redet vom unmäßigen Zorne: Dieser macht unfähig, auf den Rath der Vernunft zu achten. Er verwandelt den Menschen in ein reißendes Thier, das jeden anfällt, der ihm aufstößt. Daher nennt ein altes Sprichwort den Zorn eine kurze Unsinnigkeit und ein anderes sagt: Der Zorn thut nicht mit Rath.

Der Weise sucht sich zu beherrschen. Es ist schwer, aber nicht unmöglich. Wer im Zorne handelt, geht im Sturm unter Segel. Der Weise wirft Anker aus, wenn ihn ein Sturm überfällt. Der Zornige thut sich oft selbst den größten Schaden, wenn er in der Leidenschaft handelt, wie der tolle Hund den eignen Herrn beißt.

Zum Beweise, daß es möglich ist, sich zu beherrschen, stehen folgende Beispiele.

Phokion, ein griechischer Feldherr und Redner ward einst, als er eben eine Rede an die Athener hielt, von einem seiner Feinde unterbrochen, der ihn mit einer Menge von Schmähworten überschüttete. Phokion hielt so lange inne, bis der Schmäher fertig war und setzte dann seine Rede so ruhig fort, als wenn er gar nichts gehört hätte.

Plato war über seinen liederlichen Knecht in heftigen Zorn gerathen. Er ersuchte aus Vorsicht den Speusipp, ihn abzuprügeln, weil er zu erzürnt sei.

Sokrates bekam einst von einem rohen Menschen einen Bakkenstreich. „Es wäre nöthig," versetzte ruhig der Weise, „man trüge den Kopf stets in einer Sturmhaube."

Als demselben dessen zankende Frau, die ihn durch alle ihre Heftigkeit nicht aus der Fassung bringen konnte, ein Wasserbekken nachwarf, erwiderte er bloß: „Es ist bekannt, daß ein Donnerwetter nicht ohne Regen ist."

464. **Wenn Pulver auf der Pfanne ist, darf man mit dem Hahne nicht spielen.**

Es ist hier von dem Verhalten gegen Solche die Rede, welche in einer leidenschaftlichen Stimmung sind. Mit der größten Vorsicht muß man mit ihnen umgehen, damit man sie nicht durch unüberlegte Reden reize, und das Feüer, das in ihnen glimmt, zum verheerenden Ausbruche komme. Geduld erträgt, was nicht zu ändern ist. Sanftmuth entwaffnet die Leidenschaft durch milde Freündlichkeit. Biegsamkeit weicht dem Zorn durch vernünftiges Nachgeben aus und Selbstverleügnung gibt die erforderliche Kraft dazu.

87. Zufriedenheit und Unzufriedenheit.

Wer seinen Zustand gut findet, ist zufrieden. Zufriedenheit ist der Gemüthszustand, bei welchem wir unsere Wünsche erfüllt sehn oder nur solche Wünsche haben, die leicht erfüllt werden können. Die Fertigkeit, bei einem sehr geringen Grade des Genusses schon zufrieden zu sein ist Genügsamkeit. Diese ist also die Zufriedenheit mit Wenigem. Daraus ergibt sich von selbst, worin Ungenügsamkeit und Unzufriedenheit bestehen.

465. Je länger man sieht, je größer wirds Auge.

Wie sich die Pupille (der Sehpunkt) des äußern Auges bei schärferer Betrachtung eines Gegenstandes weiter öffnet; so gewinnen unsere Begierden an Umfang und Stärke, je mehr man ihnen für den Genuß einraümt. Je mehr der Mensch besitzt und erlangt, desto mehr will er haben; wer aber immer wünscht,

träumt immer. Wer genießen will, muss entbehren lernen. Mit Wünschen zu dem Himmel fliegen ist keine Kunst, im Sichbegnügen besteht sie. Wer die Kunst zu entbehren versteht, versteht die — glükklich zu sein. Wer entbehren kann, ist immer reich; aber immer arm der, welcher sich nichts abschlägt.

466. Besser eine Kohle als gar kein Feuer.

Das wahre Glükk ist die Genügsamkeit; sie hat überall genug. Die meisten Menschen machen sich dadurch unzufrieden, dass sie auf die sehen, die mehr haben, als sie. Sie würden zufriedener mit ihrem Zustande sein, wenn sie den Zustand derer betrachteten, die noch weniger haben als sie und deren Lebensaufgabe eine noch viel schwierigere ist. Wer bei einer Kohle nicht zufrieden sein kann, der würde es auch bei einem Feuer nicht sein. Wer glükklich sein will, muss sich nichts weiter wünschen, als was ihm nicht fehlen kann. „Kein Reichthum kommt dem Reichthum des Herzens gleich — der Zufriedenheit.“ Sei genügsam, sagt das Sprichwort. Wer kein höheres Glükk als er bereits besitzt, leidenschaftlich wünscht, ist's.

„Nur der ist weise und beglükkt,
Der sich in seinen Zustand schikkt.“

467. Wer auf zwei Hasen zielt, trifft keinen.

Diejenigen, welche aus Ungenügsamkeit zu viel auf einmal erlangen wollen, erreichen meist nichts.

468. Hohlauge wird nicht satt, wenn es auch mit Vorlegelöffeln isst.

Der Ungenügsame wird hier mit Hohlauge bezeichnet. Sein Magen kann zwar erfüllt werden, die aber

sein Auge, seine Begierden können es nicht. Wie ein Strudel so viel verschlingt, als man hineinwirft, ohne gesättigt zu werden, so kann der Ungenügsame noch so viel erhalten, aber er wird nie genug haben. Seine Begierden sind ein Feüer, das um so größer wird, je mehr Holz man dazu legt. Er kann leicht so viel erlangen, daß er zu viel, nie aber so viel, daß er genug hat. Aber mit Wenigem vergnügt sein heißt ohne Kummer leben. Zu großes Glükk bringt Sorge und ist nichts als übergoldeter Kummer.

469. **Wenn der Hund nach Schatten schnappt, verliert er das Fleisch.**

Folgende bekannte Fabel mag es erklären:

Ein Hund, der ein Stükk Fleisch in den Zähnen hielt, ging über ein Wasser. Indem er sein Bild im Wasser sah, glaubte er einen andern Hund ebenfalls mit einem Stükk Fleisch zu sehen. Er schnappte darnach und verlor das, was er bereits in den Zähnen hielt. So geht's denen, die immer mehr und zuviel haben wollen. Sie achten nicht, was sie haben, darum setzen sie es in Gefahr, sehen nach Anderm und verlieren, was sie hatten.

470. **Je weiter das Auge, je enger das Leben.**

Je mehr Gegenstände seines Strebens der Mensch umfaßt, desto unruhiger wird sein Leben. So viel es nach Außen an Raum gewinnt, so viel verliert es nach Innen an stillem Genuß. Das Glükk verwöhnt uns gar leicht durch seine Gaben, indem es unsern Begierden schmeichelt. Die wahre Glükkseligkeit besteht

aber in ihrer Beherrschung. Wer am wenigsten bedarf, ist der Gottheit am nächsten, sagt Sokrates. Unzufriedenheit ist das Merkmal eines kranken Herzens. Die Natur gab uns wenig Bedürfnisse, aber die, welche wir uns selbst machen, sind unzählbar. Bei dem vorherrschenden Streben unsere äußere Bedürfnisse zu befriedigen, bleibt uns weder Zeit noch Kraft für unsere höhere zu sorgen, unser geistiges Leben zu erweitern.

471. Zehn Magen werden eher satt als ein Auge.

Ein Mensch mag noch so viel Bedürfnisse haben, so ist doch das, was er bedarf gegen das, was er glaubt haben zu müssen, nur gering. Die Augen, sagt ein altes Sprichwort, sind weiter als der Bauch; sie verlangen mehr als dieser fassen kann. Wenn Jemand recht hungrig und durstig ist, und er sieht eine Schüssel Speise und eine Kanne Bier zur Stillung seines Durstes vor sich stehen, so glaubt er vier solcher Schüsseln ausessen und vier dergleichen Kannen trinken zu können. Wenn er aber anfängt, zu essen und zu trinken, so ist's ihm noch viel zu viel, und er muss viel übrig lassen. Denn der Magen lässt sich bald sättigen, aber die Augen, die Begierden nicht. Wer nach großen Schätzen strebt, ist der Mörder seiner Ruh. Beinah denselben Sinn hat das folgende Sprichwort.

472. Greifzu's Keller wird nie voll.

Nachtrag

vermischtes Inhalts.

473. Wo Ordnung herrscht, ist jeder Weg eine Poststraße.

Auf der Poststraße kann man sich nicht verirren. Der Blinde selbst kann kaum darauf fehl gehen. Die Ordnung bewirkt nun, dass überall an jedem Orte, in jedem Verhältnisse alles zu einer bestimmten Zeit geschehe und jedes Ding seinen festen unabänderlichen Platz habe. Ist dies der Fall, dann kann man auch im Finstern finden, was man sucht. Es bedarf keines langen Suchens. Man stößt sich keine Beülen, weil nichts im Wege steht, d. h. an einem Orte, wohin es nicht gehört. Der schöne Spruch, der über den Lehrzimmern der Bell-Lankasterschulen steht: „Jedes Ding habe seinen Ort und jeder Ort sein Ding" sollte über jeder Stube, ja an jeder Stirn stehen. Dann würde weder in den Haüsern, noch in den Köpfen Verwirrung herrschen.

Oft scheint freilich die Unordnung zu fördern, es ergibt sich aber am Ende, dass sie der größte Zeitverlust ist, und was noch schlimmer ist, leicht ins Innere der Menschen, in deren Denkart übergeht. Ordnung ist die Seele jedes Geschäfts. Die Hälfte seiner Arbeit hat der gethan, der sie mit Ordnung thut. Ordnung herrscht da, wo Alles zur rechten und bessten Zeit und nach einer bestimmten Regel geschieht, auch jedem Dinge sein angemessener Platz angewiesen ist.

474. Gute Pferde laufen ohne Sporen.

Der Mensch, welcher seine Bestimmung als solcher klar erkannt hat, bedarf keiner äußern Zwangsantriebe zum Guthandeln. Er weiß, dass seine Aufgabe ist, alle seine Kräfte dazu anzuwenden, die Summe des Guten in der Welt nach Möglichkeit zu vermehren. Wer von dieser Ansicht durchdrungen ist, wird gewiss auch berufstreu sein.

475. Erst geschaffen, dann genossen.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. Die Abspannung der Kräfte fordert dazu auf, die durch treue Pflichterfüllung erzeugte heitre Gemüthsstimmung begünstigt sie. Am Ende jedes Geschäfts steht erst der Tempel der Ruhe.

Auch will das Sprichwort sagen, dass alles, was wir genießen, verdient sein soll. Erst den Hasen schießen, dann genießen. So ist die Ordnung der Natur. Vorgegessen Brot macht nur Noth.

476. Aus einem jungen Stolzer wird kein Springer.

Einmal: Wer in der Jugend auf lebensgefährliche Abenteuer ausgeht, wird selten so viel Gesundheit und

Kraft übrig behalten, um ein frohes und rüstiges Alter zu er- und verleben.

Oder: Wer sich in der Jugend schon gewöhnt auf fremden Beinen zu stehen und zu gehen, wird sein ganzes Leben nicht auf den eigenen springen. Diejenigen, welche es in der Welt zu etwas gebracht haben, brauchten so viel als möglich die eigne Kraft. Stelzengröße oder das Prahlen mit fremdem Verdienst, ist nicht von langer Dauer. Werth hat sie gar nicht. Nur das hat ihn, was den Menschen selber vollkommener macht.

477. Je länger die Pfeife, je tiefer die Töne.

Je höher der Werth eines Menschen ist, je mehr Verdienste er sich erworben hat; desto bescheidener und anspruchsloser ist er in der Regel. Eine bescheidene Meinung von seinen Vorzügen ist selbst ein großer Vorzug. Je weniger der Verdienstvolle selbst Gewicht auf das, was er that, legt, desto mehr wird ihn die Welt schätzen. Wer sich selbst erhöht, wird durch sich selbst erniedrigt. Beschämung ist des Eiteln Loos. Eine edle Natur hat nicht Ursache sich hervorzudrängen.

478. Wer Schwidel hat, dem tanzt Alles.

Was unter Schwindel zu verstehen ist, wurde schon früher (s. 118.) bemerkt. Hier zeigt es eine Art Schwäche des Kopfes an, die ihren Grund in einem zu großen Glück hat. Wen das Glück zu plötzlich erhebt, der kann sich nicht gut in demselben erhalten. Bei Leuten, die aus niedern Ständen zu hohen Ehren emporgestiegen sind, stellt sich in der Re-

gel dieser Schwindel ein. Ihre innere Größe hält der äußern nicht das Gleichgewicht. Wo aber dies gestört wird, entsteht Schwindel.

479. Wer tragen muss, trägt schwer.

Jedes Geschäft, wozu man gezwungen wird, verrichtet man mit Widerwillen. Der freie Entschluss macht das Schwerste leicht. Mehr darüber ist schon früher bei andern Sprichwörtern gesagt worden (s. 20. 21.)

480. Ein Misston verderbt den ganzen Akkord.

Ein unangenehmer Vorfall die ganze Freude, ein unpassendes Mitglied die ganze Gesellschaft, ein weltlicher Gedanke die heilige Stimmung der Seele, eine unreine Begierde entweiht das Heiligthum des Herzens. Ein falsches Wort entstellt den Sinn der ganzen Rede, ein hässlicher Zug die Schönheit des Gesichts, ein unpassendes Fenster den ganzen schönen Bau.

481. Froher Sinn ist schnell dahin.

Da unser Frohsinn so leicht gestört werden kann, aber doch die einzige Bedingung ist, unter welcher uns jedes Geschäft leicht von statten geht und wohl gelingt; so ist es eine Hauptaufgabe für uns, ihn uns zu erhalten zu suchen. Freuden, die man jetzt genießen kann, muss man sich nicht durch die Furcht einer bevorstehenden Traurigkeit verbittern. Ueble Laune ist der Heiterkeit gefährlichste Feindin. Ueber ihrem heftigen Einflusse verwelkt die Blüthe des schönsten Glücks. Gute Laune ist überall willkommen, böse nirgends.

482. Geschenke machen stumm.

Oft wird der, den die Pflicht zum Reden für die gute Sache auffordert, durch ein Geschenk bestimmt, zum Bessten Einzelner zu schweigen. Ihn machte das Geschenk stumm. Das geht aber nur bei denen, welche mehr aus Eigennutz handeln als fürs gemeine Besste.

Wer ein Geschenk bekommt, mag auf seiner Hut sein. Meist haben die Geber ihre Absichten. Gar oft sind Geschenke nur Köder, um die unbedachtsamen Fische damit zu fangen.

483. Ein gefangener Löwe knurrt nicht.

Ruhig fügt er sich in sein Schikksal. So ist er das Bild des großen Menschen, den kein Geschikk niederbeügen kann. Verzagen können nur kleine Seelen. Geduld hat Riesenstärke. Mit dieser Geistesgröße litt Christus. Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Untröstlicher Jammer verträgt sich nicht mit der Würde des Menschen; Fassung im Unglükk ist Ueberwindung desselben. Klagen schwächt; Dulden ist das einzige würdige Verhalten gegen einen Schmerz, den man nicht entfernen kann. Was man nicht ändern kann, das ändert die Geduld. Ungeduld und Kleinmuth machen, daß wir unsre Leiden mehr fühlen und uns selbst weniger im Stande finden, sie abzuwenden oder zu besiegen.

484. Wer den Herrn erhebt, erhebt sich.

Die würdige Verehrung Gottes ist für uns vom größten Segen. Das Wort „Gottesdienst" ist nicht

mit Hofedienst zu verwechseln. Wer Gott dienet, der dient eigentlich sich selbst. Die Verehrung Gottes, wenn sie würdig sein soll, kann nicht in Dienstleistungen, Ehrenbezeugungen, Opfern, in blossen Religionsgebraüchen bestehen; sondern in Tugend und Frömmigkeit d. h. in der Annäherung unsers Willens an den göttlichen, in der Reinheit des Herzens, der Gesinnungen und Handlungen. Besteht nun die Verehrung Gottes darin, so muss sie uns selbst immer vollkommener machen. Wer die Gottheit würdig ehren will, dessen Herz muss von Sünden rein werden. „Das Gute freüdig thun, dem Bösen ernstlich wehren; das ist die rechte Art, Gott würdig zu verehren."

485. Das Auge der Frau macht die Wäsche rein.

Unglaublich viel ist an der eignen Aufsicht gelegen. Keine bessere Sorge denn dessen, den sie selbst belangt. Es versteht sich von selbst, dass Einer des Geschäfts kundig sein muss, das er selbst treiben will; sonst dürfte seine persönliche Gegenwart das Werk mehr hindern als fördern. Die Frau muss das Waschen und Kochen verstehen, das sie beaufsichtigen soll.

486. Die Schale thut's nicht.

Man muss sich stets bemühen, die Schale vom Kern, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden. Es gibt viel Scheinglükk und Scheintugend in der Welt. Wer sich aber nicht vom Schein, von der Schale taüschen lässt, der entdekkt da viel Elend, wo er Glükk, viel Thorheit, wo er Weisheit zu sehen glaubte. Aber die meisten Menschen haben blöde Augen; sie sehen nur, was ihnen in die Augen fällt.

Die Schale thuts nirgends und in keinem Verhältniss. Nicht die bloße Schale des Gottesdienstes, die äußere Form sind der wahre Gottesdienst. Nicht äußere Werkheiligkeit ist Tugend. Nicht Kirchengehen ist und verbürgt Frömmigkeit. Nicht vieles Hin- und Herrennen ist Fleiß. Alles dies sind nur Schalen.

487. Alte Katzen liegen gern am Ofen.

Da alten Leüten die natürliche Lebenswärme ausgeht, da ihr Blut sich langsamer in den Adern bewegt, so müssen sie dieselbe durch künstliche zu ersetzen suchen. Sie halten es daher gern mit dem Ofen. Wenn sie ihr Feüer in nützlicher Thätigkeit zugesetzt haben; so wollen wir ihnen Ruhe und Wärme segnen und wünschen, dass ihnen die erstere durch keinen Vorwurf verleidet werde.

488. Grünes Holz laüft krumm.

So die Jugend, wenn sie nicht gehörig geleitet wird. Wie das junge Holz eingepresst werden muss, damit es gerade bleibt; so müssen der Jugend gewisse Schranken gezogen werden, in denen sie sich bewegt. Sie bedarf einer weisen Leitung, welche ihre Anlagen ausbildet, welche die rohe Natur veredelt.

Wie der junge Wein gährt und braus't, wie er schaümt und bittre Hefen ausstößt: so gährt in gewisser Hinsicht die Jugend. Und wie man bei jenem immer nachsehen und ihn von der Hefe reinigen muss, so bei dieser, um ihre Unarten abzugewöhnen und sie mit guten Grundsätzen anzufüllen.

Das grüne Holz laüft nur dann krumm, wenn man es, ehe es ausgetrokknet ist, verarbeitet und aller-

lei Sachen daraus verfertigt. Wenn man jungen Leuten Geschäfte überträgt, wozu gereifter Verstand gehört, so ist's nicht zu verwundern, wenn sie krumm laufen.

489. Je älter, je jünger.

Im Alter nehmen Geist- und Körperkräfte ab. Der Mensch wird schwächer; und je höher das Alter ist, desto mehr nähert es sich an Unbehülflichkeit im Äußern, so wie an Schwäche im Denken und Urtheilen den Kindern, ohne jedoch deren Heiterkeit und Frohsinn wieder zu erlangen.

490. Wie Gabe, so Freüde.

Das ist nicht ganz richtig. Man kann mit einer kleinen Gabe eine große und mit einer großen Gabe eine kleine Freüde machen. Es kommt dabei sehr viel darauf an, wie man und wenn man gibt. Eine kleine freündliche Gabe kann das ganze Gemüth des Empfängers in eine frohe, glükkliche Stimmung versetzen, wogegen eine große, mit herabsetzendem Stolze gereicht, ihn kalt lässt. Aber auch auf den Empfänger kommt viel an. Wer bloß die Gabe betrachtet und nicht die Gesinnung, welche sie reicht, den wird die kleine zu keiner großen Freude stimmen. Der Geber und der Empfänger, jeder hat seine Pflichten.

491. Böse Hunde — zahme Schafe.

Wo strenge Aufsicht herrscht, da darf Niemand seine Schranken überschreiten. Alles muss in der angemessenen Weise geschehen. Wenn der Kutscher den Zügel schlaff hält, so wird es das Pferd bald merken und nach Willkür aus dem Gleise gehen. Bei trägen

Handen werden die Schafe grasen, wo sie wollen und sich ordnungslos zerstreüen. Bis dahin, wo Gewissenhaftigkeit jeden zur Erfüllung seiner Pflichten treibt, wird eine strenge Aufsicht nothwendig und wohlthätig bleiben. Die Trägheit und Fahrlässigkeit ist unter den gewöhnlichen Menschen zu groß, als dass ihnen fremdes Wohl unbedingt anzuvertrauen wäre. Nur müssen die aufsichtführenden Personen keine egyptische Frohnvögte sein.

492. Je mehr Hechte, je weniger Karpfen.

Der Hecht ist ein Raubfisch. Wo keine öffentliche Sicherheit herrscht und Niemand des Besitzes seines Eigenthums gewiss ist, da ist keine Wohlfahrt möglich. Auch da nicht, wo die Personen, welche zum Schutz der Wehrlosen da sind, sich deren Schwächen zu Nutze machen, und an denen zu Raübern und kleinen Tyrannen werden, die sie schützen sollen.

493. Pfeifen ist leichter als schleifen.

Müßiges Herumschlendern kostet nicht so viel Anstrengung als ein bestimmtes Geschäft. Aber wenn der Müßiggang weniger Kräfte kostet, so frisst er ihrer desto mehr. Unsere Voreltern, die alten Deütschen, waren große Freunde des Müßiggangs. Sie verstanden sich nur auf Krieg mit Menschen und Thieren. Außer diesem lagen sie den ganzen Tag auf ihren Bärenhaüten hingestrekkt, unter ihren Eichbaümen. Nichtsthun war bei ihnen ehrenvoll, das Feldbauen aber das verächtlichste Geschäft. Das Würfelspiel war ihr liebster Zeitvertreib.

Aber nicht bloß, der geht müßig, der nichts thut, sondern auch alle die, welche nichts Nützliches thun.

So vertändelte Kallikrates von Sparta seine Zeit damit, Verse mit goldenen Buchstaben auf Senfkörner zu zeichnen, und Myrmekides von Milesien vierspännige Wägelchen zu verfertigen, welche er unter ein Paar Mükkenflügel verstekken konnte.

494. Helden hetzen keine Hasen.

Wer Kraft in sich fühlt, soll sie auch auf Gegenstände verwenden, die seiner würdig sind. Der römische Kaiser Domitian fing Fliegen; dies kann auch der Laubfrosch. Für einen römischen Kaiser hätte es andere Beschäftigungen gegeben. Für wen seiner Kraft nach Mazedonien zu klein ist, der muss sich wie Alexander ein anderes Königreich seiner Wirksamkeit suchen.

Helden hetzen aber auch keine Hasen insofern, als sie Beleidigungen schwacher Menschen nicht rächen; sie verachten dies als Kleinigkeit. Die edelste Rache für sie ist, das erlittene Unrecht verzeihen. Aber eine Schande ist's für den Mächtigen und Starken, Schwache und Wehrlose zu verfolgen. Sich nicht rächen, auch dann nicht, wenn Rache Gerechtigkeit wäre, das ist edel.

495. Es ist nicht Alles Pfeffer, was beißt.

Nicht Alles ist Witz, was so aussieht, oder wenigstens nicht alles guter. Der Pfeffer ist ein Gewürz, das gewisse Speisen kräftiger und wohlschmekkender macht. Aber nicht alles, was beißt, würzt unsere Speisen und nicht an jede kann man Pfeffer thun. Zu viel Gewürz macht überdies die Speisen ungesund. So darf der Witz nicht beleidigen; denn dann beißt

er wol, aber er würzt nicht. Nur wo ein fremder beleidigender Witz abzustrafen ist, mag er stachlich werden. Zu Siena verwunderten sich einst einige Italiener über einen wohlbeleibten Deütschen, daß er seinen Ranzen vor sich trüge, da ihn sonst Jedermann auf den Rükken pakke. „Ja," sprach er, „im Lande der Diebe ist diese Vorsicht nothwendig."

496. Wie der Rath, so die Bürger.

Eben so kann man umgekehrt schließen: Wie die Bürger, so der Rath. Der Einfluß der Obrigkeit auf den Geist der Unterthanen ist nicht zu verkennen. Man kann, sobald man die Grenze eines Ortes betritt, schon einigermaßen erkennen, welcher Sinn unter den Einwohnern herrsche und welcher Geist ihre Obrigkeit beseele. Gute Wege, reine Straßen und Gassen, kein übler Geruch, kein wildes Toben, gute Anstalten und dergl. sind Zeügniß von einem guten Rathe. Wo aber unter den Bewohnern eines Ortes aller Sinn für das Ordentliche und Wohlgefällige fehlt, ist es ein Merkmal, daß er ihrer Obrigkeit mangelt, oder der frühern gemangelt hat. Denn auf einmal kann ihn auch der beßte Rath nicht geben und wekken.

497. Ein schlechtes Schild lokkt keine Gäste.

Wo sich die Menschen so gern durch das Äußere bestimmen lassen, haben wir schon früher (s. 454.) zu bemerken Gelegenheit gehabt. Es ist nicht gut, sich durch das Schild, durch die eigne Anpreisung des Waarenbesitzers unbedingt bestimmen zu lassen. Das schlechte Schild verbürgt so wenig schlechte, als ein schönes gute Speise. Aber darin hat das obige Sprich-

wort recht, dass ein Gasthaus, welches den Gästen keine oder nur sehr dürftige Bequemlichkeiten bietet, sich nicht sehr dadurch empfehlen wird. Gute und rechtliche Bewirthung, ein freundlicher und bequemer Ort zur Aufnahme sind das besste Schild für einen Gasthof.

498. Ein Blinder erschrikkt nicht vorm Spiegel.

Es ist ihm unmöglich, die Flekken und Gebrechen zu sehen, die er ihm zeigt. So lebt der, welchem Kenntniss seiner selbst fehlt, ruhig in den Tag hinein, ohne vor den Abgründen, auf die er zugeht, oder vor denen er bereits steht, zurükkzuschaudern. Selbstprüfung führt zur Selbstkenntniss. Seine Unwissenheit und seine Fehler aber erkennen ist der erste Schritt zur Weisheit und Tugend. Wer sich für gut hält, ist auf dem sichersten Wege zur Thorheit. Die schwächste Seite eines Menschen ist die, wenn er keine zu haben glaubt.

499. Grosse Feuer bläs't der Wind nicht aus.

Nein, er bläset sie an. Eine Leidenschaft, die schon eine bedeütende Stärke erlangt hat, wächst durch Widerspruch, oder durch das Bemühen sie zu unterdrükken. Die kleine Flamme lässt sich ohne Mühe löschen; leicht ist's, die Begierde im Entstehen zu besiegen. Daher gebietet die Klugheit, sich die Bestrebungen der Sinnlichkeit, wenn sie Wege einschlagen, welche die Vernunft als unerlaubt erklärt, nicht zu Kopfe wachsen zu lassen. Was der Athem des Mundes kann, ist das Flämmlein klein, das vermögen ganze Sprizen.

reihen nicht, wenn es herangewachsen ist, und durch die Strassen den wilden Brand wälzt. So die Leidenschaften.

Das obige Sprichwort kann aber auch so ausgelegt werden. Kleine Kräfte können leicht unterdrükkt werden; aber die grosse arbeitet sich durch jedes Hinderniss siegend durch zum schönen Ziel. Die Christusse und Luther, die Husse und Kalvins durchbrachen jede Bande. Das Genie kommt überall fort. Der spanische Xiannes warf den Bettelsakk weg, weil seine Kraft Minister werden wollte. Die Kraft drängte den russischen Mentschikoff vom Pastetenhandel weg, weil sie einen Fürsten aus ihm machen wollte.

500. Verirrte Schafe frisst der Wolf.

Wer sich einmal vom Wege der Tugend verirrt, fällt leicht einem Verführer in die Hände, der ihm jede Rükkehr zur Besserung abschneidet und ihn mit sich in's Verderben reisst.

501. Lokkvögel können viel Weisen.

Darum ist es ihnen um so leichter, die arglose Unschuld zu verführen. Leicht wissen sie dem Guten, aber Schwachen eine Seite abzugewinnen, von welcher aus sie ihn in ihr Netz lokken. Sie sprechen die Sprache des traulichen Freundes mit ihm, eröffnen ihm scheinbar einige Geheimnisse und lokken ihm dafür die seinigen ab. Sie heücheln Tugend, um den Saamen des Lasters in die Brust zu streüen. Darum traue, aber schaue, wem du traust.

502. Tugend stirbt nicht an der Pest.

Die feste Tugend ist allerdings ein Pfeiler, an welcher sich die Welle jeder Verführung bricht. Sie kann mit Zöllnern und Sündern essen, ohne selbst Zöllner und Sünder zu werden: aber diese Tugend ist selten. Jede wahre soll so sein. Denn Gutes thun, wenn kein Reiz zum Gegentheil da ist, ist noch bei weitem nicht Tugend. Die Vernunft befiehlt, das Gute zu thun und das Böse zu lassen. Darum wird der Rechtschaffene das, was er für Recht erkannt, ausüben, sollte es auch mühsam sein. Er wird es ausüben, sollte es gleich mit Gefahr verknüpft sein und ihm irdischen Schaden bringen. Vom Sittlichguten wird ihn nichts abschrekken, zum Bösen keine Hoffnung einladen.

Tugend stirbt nicht an der Pest. Alles welkt, was hier so reizend blüht. Tugend bleibt uns, wenn das Leben flieht. Außer der Tugend ist Nichts, das jenseits des Grabes dauert. Tugend und Seele sind ewig; das Andre ist Raub der Verwesung.

„Die Tugend stehet fest, so wie in Ungewittern
Gebirge Gottes mächtig stehn;
Ihr Maß ist Ewigkeit; kein Sturm wird sie erzittern
Und keine Zukunft sterben sehn.“

